Vorwort

Mitmenschen! Lesende!

Geschriebenes möchte Verständnis bei Lesenden finden. Die Bibel ist auch ein Buch, aber bei seiner Entstehung ging Erlebtes und Erfahrenes als Erzählung in das Gedächtnis der Menschen ein. Es wurde erhalten und weitergegeben - und manches ging auch verloren.

Mein Schreiben war am Anfang nur ein Nachschreiben von dem, was über viele Jahre gemeinsam besprochen wurde: beim Lesen und Nachdenken über die Berichte der Bibel. Immer in Gruppen, an so vielen Orten der eigenen Lebensgeschichte. Ich erinnere mich an die, die mitmachten. Ihre Gedanken, Einfälle und Beiträge sind in dieses Nachschreiben eingegangen.

Vielleicht war es schon in den ersten Bibelgesprächen so, als ich in einer Gruppe von aus dem Krieg heimgekehrten jungen Männern saß, daß da ein Gefühl mitging, das danach verlangte, unbewußt suchend, in eines der "gestaltungsmächtigen Felder einzutreten, das sich stets verwirklicht, wenn die Macht des Heilens und Heilenden angerufen wird." (G. Heyer: Seelenkunde im Umbruch der Zeit)

Aufschreiben wollte ich einmal im Zusammenhang, ohne die Absicht zu wirken, vor mir selber entstehen lassen, was im Lukas Evangelium angelegt worden ist. Im erzählenden Nachdenken zeigt sich, ob eine Geschichte begriffen wurde und wieviel an Wahrhaftigkeit und Wahrheit in einem Menschenleben gewesen ist.

Seitdem Lukas seine Geschichte des Lebens Jesu darstellte, ist viel Geschichte 'geschehen' und hat sich als Last über die Erinnerungen daran gelegt.

Ein Freund schrieb mir dazu: "Geschichten wollen nun einmal erzählt sein, da hat der mündliche Stil sein Recht. Wird das Erzählte als gesprochenes Wort aufgeschrieben, verändert es seinen Charakter. Es ist dann kein gesprochenes Wort mehr, das den bisherigen Stil rechtfertigt. Diese Veränderung beim Nachschreiben macht vielleicht einige Schwierigkeiten dem, der liest."

Gerhard Altendorf

Suche nach der Vergangenheit

Gerhard Altendorf

„Nachdem schon viele es unternommen haben!“ schreibt Lukas, nachdem er sich auf die Suche machte nach Geschichten, die blieben, nachdem die Geschichten geschehen sind. Ein Hörer, ein Erzähler, ein Schreiber, beginnt mit. „Nachdem -!“

Nach den vielen Anderen ist er selber einer, der in der Reihe steht mit denen, die erzählt und berichtet haben von den <Geschichten, die unter uns geschehen sind>, die, wie vieles an Geschehen zu Geschichten wurden und das Schicksal hatten von Geschichten, von Gehörtem, von Gelesenem und auch von selbst Erlebtem.

Immer folgt ein ‚Nachdem’, solange die Spuren nicht vergehen und noch Menschen daran tragen, worauf dieses ‚Nachdem’ hinweisen möchte. Wer schreibt, will dem menschlichen Gedächtnis bewahren, was an Erfahrung und Erkennen gewonnen worden ist.

Erinnern und Erzählen verfällt dem Vergessen. Was zur Überlieferung wurde, kann schnell zu widerwillig auferlegtem, zu einem mühsam erlernten Stoff werden, der nur schwache Reflexe auf die zugrundeliegende Wirklichkeitserfahrung abgibt.

Aber Vergangenes fordert ein Antworten, damit die Mühen und die Glaubensleistung längst vergangener Wirklichkeiten nicht umsonst gewesen sind. Es sind viele, deren Namen und Lebensgeschichte erhalten sind in den Überlieferungen.

Aufmerksam war der Geschichtensucher und Spurensicherer Lukas, als er zu denen ging, die „es von Anfang an gesehen“ hatten. Aufmerksamkeit ist verlangt von Hörern und Erzählern, wenn diese Geschichten zur Sprache kommen sollen, damit die Vergangenheit nicht bloß

Vergangenes bleibt und Geschichte nicht nur Geschehen war, dem kein Gewahren mehr gilt. Überlieferungsgeschichten beeinflussen als Lebenshintergrund die Möglichkeiten, als Nachgeborene tiefgreifende Erfahrungen zu machen und Vorgänge in den Blick zu bekommen, die der bloßen Alltäglichkeit verborgen sind.

Als Lukas nach den Erzählungen fragte, die lebendig geblieben waren unter den Zeugen des Geschehenen und nach denen suchte, die deren Berichte bewahrten, ist schon die Drohung greifbar, aus einem geschichtlich trächtigen Erfahrungsgrund entwurzelt zu werden. In einer konfliktgeladenen Gegenwart muss sich das Bewusstsein der Geschichte versichern, um den Weg in eine drohende und schwere Zukunft vorbereiten zu können.

Das Vergewissern der eigenen Vergangenheit kann jedoch zum Versuch einer Rechtfertigung der Gegenwart vor dem Anspruch der Vergangenheit geraten. Heftigkeit stand hinter den Worten des Jesus, als ihm entgegengehalten wurde: <'Wir sind doch alle Abrahams Kinder!'> und er dagegenhielt: *<Weh euch, die ihr den Propheten Grabmäler baut und schmückt der Gerechten Gräber und sprecht: ‚Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wären wir nicht mit ihnen schuldig geworden an der Propheten Blut!'>* (Mt 23,29)

*

Gottesverehrung 1/5 -

Das Erzählen beginnt mit: <Zu der Zeit des Herodes, des Königs von Juda, war ein Priester>.

Die Zeit trägt einen Namen. Immer leben die Vielen unter einem Namen, der nicht ihr eigener Name ist. Die eigenen Namen vergehen; ihrer aller Schicksal saugt der E I N E N A M E auf. Ein Herodes trägt den Glanz und den Titel eines Königs in Judäa, der brüchigen alten Herrlichkeit. In den Möglichkeiten seiner Lebendigkeit erfüllen und begrenzen sich die Lebensmöglichkeiten der

Vielen, an deren Dasein sich einmal niemand mehr erinnern wird.

Die Ordnungen des Priesteramtes haben durch die Jahrhunderte Bestand gehabt. Gotteshäuser und Tempel stehen in aller Welt. Ritualisierte Handlungen erweisen die Gottesnähe. Gotteserfahrungen finden sich aufgehoben in Wort und Schrift. Ihre Anziehung bewegt Vorstellungen und Gedanken. Die Wirklichkeit jedoch wird von Mächten und Kräften bewegt, die nicht benannt werden, auch wenn hinter der Krone des Herodes die Aura des Kaisers von Rom erscheint.

+

Zacharias: Opfer und Erfüllung 1/8-

<Und> steht da, <da er des Priesteramtes waltete vor Gott>. Ein „- und" weist hin auf das, was vorher war.

In überlieferter Weise handelnd, steht ein alter Priester am Altar. Sein Leben lang vollzog er das Ritual, uralte Tätigkeit wiederholend, die schon lange nicht mehr bewusstseinsträchtig ist. Andere Ordnungen sind eingebildet worden, haben sakrale Bedeutung auf sich gezogen. Aber Gebote und Satzungen halten sich, die alten Anordnungen sind geblieben und stehen gegen die Ordnungen, die das tägliche Dasein regeln und erhalten.

Von weither aus der Vergangenheit kamen die Satzungen und Gebote und Verbote. Noch steht der Tempel, welcher der Einzigartigkeit eines andren Tempels gleichen soll. Niemand muss an seiner Dauerhaftigkeit zweifeln. Aber Wenige sehen noch hinein in die Wirklichkeit, der auch dieser Bau entstammt mitsamt den Gebräuchen, Satzungen, den Liedern und Geschichten und den Menschen, die ihm dienten.

Längst haben andere das Wort ergriffen. Der Grund, aus dem das alles einmal kam, ist dunkel geworden und hat sich verschlossen oder ist zu dieser Zeit tot.

<Sie waren aber alle beide fromm - vor Gott>. Untadelig waren sie. Aber nichts sollten sie davon haben, weil sie einem unfruchtbaren Boden dienten, der nichts mehr hergeben wollte an Leben zum Leben. Ein , u n d , tritt wieder an die Stelle, da der Leere und der Vergeblichkeit eines langen und guten Lebens gedacht werden muss. Nichts wird gesagt außer: < - und sie hatten kein Kind.>

Oft hat es heimlich gesprochen: <Siehe, das sind die Gottlosen! Die sind glücklich in der Welt und werden reich.> Oft hat es verborgen gefragt: <Soll es denn umsonst sein, dass ich mein Herz rein hielt? Hätte ich gedacht. ‚Ich will reden wie sie' - dann hätte ich das Geschlecht deiner Kinder verleugnet!>

Die Kinder der Andren füllen die Erde; sind denn alle gottlos? Er würde nicht das Geschlecht der Kinder Gottes verleugnen. Aber ein Wandeln in ‚Geboten und Satzungen' wirkte keine Fruchtbarkeit. David, der den Engel Gottes sehen konnte, ist nicht fruchtlos geblieben. Sein letzter Sohn ließ den Tempel bauen. David vermochte den Engel zu sehen, der zwischen Himmel und Erde stand und sein Schwert ausreckte über Jerusalem. Feuer war herabgefallen auf einen Altar und auf sein Opfer und der Engel warf sein Schwert zurück in die Scheide.

Der Sohn des Mannes, der den Engel gesehen hatte, der baute dem Namen Gottes ein Haus. Die Vielen, die damals Hand anlegen mussten, sind vergessen. Viel Blut war vergossen worden, viele Kinder waren verloren worden, auch Kinder Davids. Aber Gott hatte ihm sagen lassen: *<Ich will sein Vater sein und er soll mein Sohn sein.>* Das Haus ‚für Gott' wurde gebaut. Der Name des Sohnes dieses David blieb am Bau hängen und war ein Zeichen dafür, dass der Engel das Schwert, das schon entblößte, zurückwarf in die Scheide. (1. Chron 22)

Ein priesterlicher Mann verrichtet seinen Dienst im Heiligtum, geprägt von Ordnungen, die viel älter sind als dieser Bau. Feuer fällt nicht mehr vom Himmel. Und wenn ein Engel das drohende glühende Schwert über das Land halten würde, so sähe es jetzt niemand mehr. Die Opferfeuer qualmen und brennen. Wenn diese Feuer brennen, erwecken sie Erinnerungen an die frühesten Feuer, welche die Menschheit entzündete - und der Schutz, den sie gewährten, wird noch empfunden - für eine kleine Weile. Um die Flamme ist noch Heimat - oder brennt woanders schon die Flamme, die alles hier verzehren wird? Niemand sieht den Engel, der über der Stadt und dem Land steht. Niemand würde hören, wenn Gott sagte: ‚Es soll ein Kind sein, dem ich der Vater bin und dessen Leben gekrönt werden soll vom Bau eines Gotteshauses!'

Das Opferfeuer gewährt Schutz, aber die Flamme im Tempel verzehrt, was hineingegeben wird. Im Rauche zieht zum Himmel hin, was einmal zur Erde gehörte. Im Opfer ist eine Bedeutung verborgen, die nicht in Worte gefasst wird.

Nach dem Brauchtum bringt Zacharias Oper dar. Glut wird zu Rauch, Rauch steigt auf - aber nur am Lebendigen kann sich Leben entzünden.

In den Worten der Vergangenen verbirgt sich die eigene Klage: Denn einmal sprach das Erkennen. *<Wir können dem Lande nicht helfen, und Bewohner des Erdkreises können nicht geboren werden.> (Jes* 26,17-18)

Der Priester fühlt den Schatten eines Endens. Niemand gedenkt mehr der Hände, die am Tempel arbeiteten, der den Namen eines Sohnes herrlich machte. Namenlose verrichteten nach den aufgegebenen Ordnungen den Dienst am Tempel, am Opfer und am Gebet.

Das Ritual schützte sie vor der Erfahrung der Nähe Gottes, Priester machten die Nähe Gottes begreiflich, ohne sich doch der Gefährdung durch die Nähe auszusetzen.

Irgendwann auf dem langen Weg, den sie gegangen waren, kam der Tag, da die Menschen es nicht mehr ertrugen, dass sie das leuchtende Feuer sahen, in dem Gott ihnen nahe kam; sie konnten das Licht nicht länger ertragen, das sie an die Grenze führte, hinter der Gott nach ihnen greifen konnte: *<Das Feuer des Herrn loderte auf unter ihnen und fraß am Rande des Lagers. Da schrie das Volk zu Mose und Mose bat den Herrn. Da verschwand das Feuer.>* (4. Mose 11)
Eine geschichtliche Entscheidung ist getroffen worden, damals, als es hieß: <Ich will hinfort nicht mehr hören die Stimme meines Gottes - und dies große Feuer nicht mehr sehen!> Gegen die Erfahrung sprach die Furcht: < - damit ich nicht sterbe!> (5.Mose 18) Zur Überlieferung geronnene Erzählung ist das, was die Abwendung ausmachte.

Der Mann mit seinen Jahren der Erinnerungen und zu Staub gewordenen Erwartungen steht und verrichtet die Handlungen, die der Aufrechterhaltung der Ordnung dienen. Aber er wird Gott keinen Ort schaffen, wo seine Macht sich auswirkt.

Die Daseinsvollzüge sind darüber hingegangen, über die armen alten Rituale und über die Erfahrungen, auf die ihr Tun sich gründete.

Andere Ordnungen haben sich ringsum gefestigt. Nur noch gleichnishaft vermittelt die religiöse Kultur einen Zugang zur Gottesmitteilung. Aber die Gewissheit eines Glaubenden wird sich immer wieder gegen die Anerkennungsforderungen einer sakralen Stellvertretung der <Stimme Gottes> richten. Ein Einzelner vermag sich jedoch nicht auszuweisen gegenüber denen, die den Auftrag haben, dem Volk <das Feuer> fernzuhalten und es trotzdem der Nähe ihres Gottes zu versichern.

Der Priester handelt im Auftrag und unter den Erwartungen des Volkes, vollzieht als vergänglicher Mensch Handlungen, die seine Seele leer lassen. Er ist nicht

anders als die vielen Andren, für die er handelt und soll doch für die Bedeutung der heiligen Handlung einstehen, zur Schau stellen, was schon an seinem inneren Verfall leiden müsste.

Auf den Wegen der Geschichte war Gott noch den Hörenden und Sehenden nahe. Gott sprach: *<Ist jemand unter euch ein Prophet des Herrn, dem will ich mich kundmachen in Gesichten oder will mit ihm reden in Träumen.>* Über Mose jedoch lautete das Gotteswort: *<Aber so steht es nicht mit meinem Knecht Mose: Ihm ist mein ganzes Haus anvertraut. Von Mund zu Mund rede ich mit ihm, nicht durch dunkle Worte oder Gleichnisse, und er sieht den Herrn in seiner Gestalt.>* (4. Mose 12)

Nicht durch dunkle Worte oder Gleichnisse vermittelte sich die Botschaft Gottes; es war ein Reden und Hören und ein Sehen gewesen - vor langen Zeiten.

Der Tempelbereich grenzt aus, hält die Bewegungen fern, die als politische und wirtschaftliche Mächte Israel zu einem Restbereich werden ließen. Herodes gibt der Zeit seinen Namen, sein Schatten fällt auch auf den Tempel. Aber über ihm gelten andere Namen, die über Zeit und Räumen sind.

Was bedeutet die Entscheidung längst Vergangener, das Feuer Gottes nicht mehr sehen zu wollen, da das Gefühl sich verbreitet, dass andre nach dem Lande greifen, auf dem sie selber leben. Von Grund auf anders wird sich die Lebendigkeit, die in ihren Überlieferungen enthalten ist, aufbauen müssen. Andere Menschen werden sein müssen, wenn die Drohungen, die aus den geschichtlichen Horizonten auf sie zukommen, ihre Antworten fordern.

Nur ein Diener in hergebrachter Ordnung ist Zacharias, das, was er vollbringt, ist nicht seine Antwort.

Das Land, das ihm sein Leben ist, ist unfruchtbar. Es hat sich ihnen versagt, oder, in Elisabeth, der Frau „von

den Töchtern Aarons“, verweigert das Wissen um ein: „Es wird kommen ein Tag“, dass einem Kinde Raum gegeben wird, der ihm doch kein Bleiben sichern wird.

Mit: *<Trag es in deinen Armen, wie eine Amme ein Kind trägt, in das Land, das du ihren Vätern zugeschworen hast!>* war damals der Auftrag ergangen und gemeint war ein Volk in seiner Hilflosigkeit und in der Ausweglosigkeit. (4.Mose 11,12) Er, als ein kleiner Priester, er würde ein Kind tragen wollen in einem Land, das den Vätern versprochen war, aber nicht mehr ihren Kindern sicher ist. Was ein andrer lange vor ihm sprach, das ist in einem Teil seines Gehirns ein immer wiederholter Zweifel: *<Warum bekümmerst du deinen Knecht? Warum finde ich keine Gnade vor deinen Augen, dass du die Last dieses ganzen Volkes auf mich legst? Hab ich denn all das Volk empfangen oder geboren? Ich vermag all das Volk nicht allein zu tragen, denn es ist mir zu schwer!>*

Der Sprecher der alten Worte war als Kind ausgesetzt worden - weil Menschen ihm und vielen anderen das Leben nicht zugestanden. Dem alten Mann und Priester ist klar, dass noch einmal einer das Volk tragen muss und schwer zu tragen haben würde daran. Selber hat er noch nicht einmal ein Kind zu tragen gehabt. Ein geschichtlich wirkendes Antworten muss noch einmal im menschlichen Leben zur Gestalt werden.

+

Offenbarungserfahrung

Im Altarfeuer verbirgt sich immer noch die Heilige Flamme, die nach mehr verlangt, als was dem Brauch entsprechend in die Flamme des Opferfeuers eingelegt wird. Der Brauch nährt nicht mehr das Begreifen von dem, was in der heiligen Handlung geschieht. Aber immer muss etwas brennen, wenn das Leben Wärme und Licht haben soll. Immer muss etwas brennen und verbrennen, damit die Flamme weiter

brennt: Das Leben selber zehrt und verbrennt und wird verzehrt und wird verbrannt, damit das Leben weiter brennt.

Alles Fleisch auf der Erde ist immer auch Nahrung für das Leben gewesen. Es entbehrt die Alltäglichkeit des Grauens, mit dem sich das Lebende am Leben hält.

Der Mensch tritt aus der Alltäglichkeit heraus, wenn er den Tempel betritt. Nicht anders als seine Vorfahren geht er zum Tempel, nicht anders, als ginge er in die Wüste hinaus, wie sie damals, als alles angefangen hatte, gegangen waren, da sie begehrten hinauszugehen aus ihrer festgefügten Ordnung, damit ein Fest würde, in einer Freiheit begangen, welche die Alltäglichkeit nicht kannte. Die Stimme Gottes hatte aufgetragen: *<'Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Fest halte in der Wüste!>* Sie waren gebeugt unter dem Spruch, der über den Verrichtungen des Daseins steht. *<Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht um falsche Reden kümmern!>* (2. Mose 5)

Das Priestertum ist kläglich geworden. Feste sind Schmuck für die Alltäglichkeit. Die Lust ist vergangen, ein Fest zu feiern, in der Wüste, in der Nähe Gottes.

Der Mensch ist noch nicht geboren, welcher den Weg in die Wüste wiederfindet und dem sich das Wort entringt, das Gott versprochen hatte in seinen Mund zu legen.

Sie wollten die Stimme nicht mehr hören. Aber sie sind alle gestorben, ohne das Fest Gottes erlebt zu haben. Die Erinnerung blieb erhalten, dass Mose und Aaron und die Ältesten *<sahen den Gott Israels. Unter ihren Füßen war es wie eine Fläche von Saphir und wie der Himmel, wenn es klar ist.>* (2.Mose 24)

Mit jedem Tun seiner Hände legt der Mann am Altare auch etwas von seinem Leben in die Flamme. Was so einfach zu haben ist für die Pflanze, für Tier und Mensch, das hat sich ihm versagt. Es gibt keine Frucht des Daseins für ihn

auf dieser Erde, kaum eine Spur wird bleiben, wenn er gegangen ist. Er selber hat nur getan, was andre auch taten. Aber er hat niemanden auf den Weg geschickt, damit er nach ihm den Weg fände. Und er hat auch nicht den Blick tun dürfen dahin, wo Gottes Fest um ihn gewesen wäre. Am Ende des Weges ist die Erfüllung ausgeblieben: <Und sie hatten kein Kind.>

Es ist dieses UND, in welchem sich das Entsetzen verbirgt. Das Leben, das der Frau und ihm gegeben worden ist, hat neues Leben nicht hervorbringen können. Ein Gleichnis für Israel und sein Geschick ist ihr Leben. Niemand ist da, dem sie sagen können: ‚Wir haben die Erfüllung aller Verheißungen nicht mehr sehen dürfen. Aber Du bist es, der sie erleben wird!'

Der Mensch, der als Priester vor dem Altare steht, lauscht in die Vergangenheit, den Tempel um sich wissend, immer noch in der Erwartung, dass eine Tür sich öffnet. Aus dem Überlieferungsgut einer alten Geschichte lässt ihn das Innere Worte hervorbringen, die sich einer anderen Wirklichkeit entrungen hatten. Es spricht in seinen Gedanken: <- *zuzurichten ein bereitet Volk* ->. Nicht Gedanken, nicht Vorstellungen beschäftigen ihn, er hält fern, was den Strom brechen will, womit sein Herz sich füllt. Leibhaftige Bilder treten vor ihn hin, von selber sich Raum schaffend im Bewusstsein einer Leiblichkeit, die ihn ergriffen hat. Begehren und Erfüllungserwartung ist mit ihm gegangen ein Leben lang. Begehren hatte schon vergessen wollen, dass auch Erhörung sein kann, möchte nun tief angenommen und aufgenommen werden.

Der Engel steht unsichtbar über dem Land und über dieser Stadt. Vielleicht werden die Kinder Israels keine Kinder mehr haben können.

Worte werden hörbar, sichtbar in ihrer wirklichen Bedeutung. Die Augen halten nicht mehr fest, was an Welt

noch um ihn ist. Von diesem Orte aus und von diesem zitternden Körper her steigt Kraft auf und Furcht und Angst zugleich. Nichts vom armen Ich vermag die Gewalt der Worte, die nun aufsteigen, zu unterdrücken, welche die Lippen flüstern:

<- wer *aber wird - wer aber wird den Tag seines Kommens ertragen können* -> Der Tag greift nach ihm, der Tag bricht an. Noch nie in seinem Leben war er so anwesend wie in diesem Augenblick.

Endlich erwacht das Leben in ihm - nun, wo er alt geworden ist. Er hatte den Alltag verlassen, als er den Tempel betrat. Der Alltag hatte ihm Schutz gegeben bis zu diesem Augenblick.

Er sieht, wie das Licht aufleuchtet, strahlendes, weißglühendes Licht. Die Glut überschwemmt als harte Welle, schlägt alles fort, was bis dahin wichtig war, wovon ein jeder besessen ist. Ihm bleibt nur die Gegenwart im Gegenüber; jeder Widerstand gegen das blendende ausglühende Licht vergeht und verschlägt die Sprache.

<Opfer bringen in Gerechtigkeit> lautete die Forderung. Die Opfer, die er hat bringen können, waren immer nur Bruchstücke des Daseins gewesen. Die Gaben waren ein Gleichnis für alles, was die Menschen opfern müssen, damit das Feuer des Lebens nicht erlischt. Das Feuer, das in ihnen lebte, konnte erlöschen, das Leben konnte erstickt werden, die Flamme konnte auszehren, wovon sie lebte.

Ein Flüstern geht im Volk um. *<- es ist umsonst, daß man Gott dient ->.* Das ist kein Wort von Gottlosen. Es ist in ihn eingesunken bis dahin, wo Schmerz und Lebensleid verarbeitet werden müssen. Auch in ihm ist der Verdacht, dass es vergeblich geworden ist, Gott dienen zu wollen.

Bitterkeit fühlt, dass dies nun die Erkenntnis sein muss am Ende eines langen Lebens, dass schließlich alles vergeblich gewesen sein soll. Sein Begreifen erfasst den

Sinn, der in allem Tun enthalten ist. Seine Kraft wendet sich der Wirklichkeit allen Erinnerns zu und den Erfahrungen seines Daseins öffnet sich der Zugang zur zeitüberbrückenden Gegenwärtigkeit. Dies nun ist der Tag, an dem das Feuer des Opfers ihn selber ergreift.

Mit dem Feuer umgehend, antwortet die Leiblichkeit dem , der nur die äußere Verrichtung kannte und ihren Sinn vermisste. Die aufsteigende Glut bewirkt den Fluss der Kraft.

Im Priester erwachen die Entbehrungen eines langen Lebens und derer zugleich, die an diesem Ort dem Tempel dienten und dafür ihre Lebenskraft hingegeben haben. Sichtbar ist das Begehren, das hinüberreicht zum bisher nicht Gewussten, nicht Gekannten, immer Vorenthaltenen.

In der Flamme ist sichtbar, worauf sich Begehren und Erwarten gerichtet hatten: *<- ein Kind wird euch gegeben, ein Sohn wird auch geboren ->* Der Himmel kann sich öffnen, über einer Wunde, über einem Schmerz. Später einmal werden Menschen diese Worte in ihre eigene Geschichte umdeuten. Aus Schmerzen und Verwundungen wächst ihnen Bedeutung und Sinn zu.

Der Mann am Altare wusste, dass die Menschen Gott müde gemacht haben und selber müde geworden waren, schon lange vor seiner Zeit.

Ein Zeichen nur war es gewesen. <Siehe! Eine junge Frau ist schwanger und wird einen Sohn gebären!> (Jes 7) Harte Bedingungen waren damals angesagt: <Das Land wird verödet sein. Butter und Honig wird essen, wer Übrigbleiben wird im Land. Zu der Zeit wird ein Mann eine junge Kuh und zwei Schafe aufziehen. Da werden Dornen und Disteln sein ->.

Haben sie damals das Zeichen richtig erkannt, sind sie hingegangen, um zu sehen, ob die Frau ihr Kind getragen und geboren hat? Hat der Mann mit der Kuh und den Schafen auch

sagen können: *<'Hier bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat als Zeichen und Weissagung in Israel>?* (Jes 8)

In der Ordnung seines Amtes, an die heilige Tätigkeit hingegeben, steht er mit erwachten Augen, um zu sehen, wie sich Worte öffnen und Wirklichkeit erhalten. Die Hohe Zeit seines Lebens tritt an ihn heran. Die draußen können nicht wissen, dass sie von ihrem Erleben, wenn sie etwas <Hochzeit> nennen, nicht auf das schließen können, was nun mit ihm geschieht. Seine Augen blicken in das Innere aller Handlungen und begreifen die Zeichen der Worte. Mehr als eigene Kraft richtet sich auf in ihm und füllt das Gefäß seines Leibes.

Er hat keinen Sohn, die Frau hat kein Kind, dessen Herz sie gewinnen könnten, und zu dem sich ihre Herzen hätten bekehren können. Der <schreckliche Tag> ist nicht mehr nur ein bloßes Wort. Einer nähert sich <in der Kraft des Elia>.

Aus den notvollen Gebeten und Gedanken ihres Lehrhauses würde kein Mensch als Elia hervortreten.

Das Licht, das die vertraute Umgebung mit einem Bild erfüllt, das mehr an Wirklichkeit hat als alles, was bisher die Räume und Höfe gehabt haben, das Licht läßt ihn nicht leer. In Gerechtigkeit ein Opfer darbringen, wie es geheißen hatte, sich selber auch zum Opfer bringen - er begreift, was das ist.

Er sieht, worauf sein Herz gewartet hat die langen Jahre unter Verzicht und Selbstvorwürfen. Der Glanz, der von diesem Bilde ausgeht, stillt die Sehnsucht des Mannes.

Es ist wahr, dass das Ende gibt, worauf einer gewartet hat. (Jer 29) Das Enden muss die Frucht allen Erwartens werden.

Blühen die Bäume nicht noch einmal, wenn sie alt geworden sind? Stehen sie nicht in aller ihrer Pracht, bevor sie vergehen?

Ein Kraftfeld regt an, weckt, was an Glauben an die Worte der Verheißungen, an Erfahrung, an Entbehrung und an Bildern eingebracht worden ist, eingeprägt in das Gedächtnis des Leibes.

Kraft drängt zur Entfaltung in einem Wirkungsbereich des sichtbaren Draußen, der Dinge, der Körper, der Mächte der Welt. Kraft hat ihn ergriffen, wie Feuer Holz und Opfer ergreift. Die Zeichenworte des prophetischen Menschen haben auf einmal ihre Ungeheuerlichkeit zurückerhalten: *<Bald wird kommen zu seinem Tempel, den ihr sucht, und der Engel des Bundes, den ihr begehrt!>* (Mal 3) Der Priester ist ganz allein, nun, da Beginnen und Enden sich treffen. Ein Leuchten umgibt ihn, das aus einer anderen Quelle kommt als aus der, die bisher seinen Durst gestillt hat. Eine Stimme ruft über ihm, er sieht das Licht, er hört den Engel. (Dan 8,15.16)

Aus welchen Zeiten wird nach den Boten gerufen, in welchem Rufen klingt es noch: *<'Ich will meinen Boten senden, der vor mir her den Weg bereiten soll!'>* Er selber wird es nicht mehr sein können.

Abram stand in der frühen Zeit in der Wüste, sah zum Himmel. Die Sternenflut schoss über den Himmel. Und nun, am Ende des Weges, steht Zacharias am rauchenden Altar und gewahrt die Glut, in der ein Bund geschlossen worden ist. Der <schreckliche Tag> bricht an im zur Wüste gewordenen Herzen der großen Stadt, der vielen Menschen, die alle Abrahams Namen anrufen und seine Kinder sein wollen.

Hervorkommen wird einer, der *<vor IHM wird hergehen in Geist und Kraft des Elia!>* Und aus seinem Wirken geht hervor *<das Volk, das bereitet ist>,* um empfangen zu können. Und dieses Mal werden sich die Herzen der Väter zu

ihren Kindern wenden. Sie werden Träume haben und diese werden Visionen sehen. Daraus wird Erkenntnis und Wissen folgen und daraus hervortreten die neue Ordnung eines alten Volkes.

Hirten waren zu Königen geworden und waren durch die Jahrhunderte keine guten Hüter gewesen. Aber aus dem alten Hüter- und Hirtenvolk wird endlich der wahre Hirte kommen und wird noch einmal über die Erde gehen. Einem wahrhaftigen Hirten soll das Gotteswort gelten: *<'Ich habe ihn erweckt in Gerechtigkeit und alle seine Wege will ich eben machen.'>*

Aus dem Zelt der Wüste ist ein steinernes Tempelhaus gemacht worden, aber die Geschichte aus der Wüste ist nicht ausgelöscht worden.

Vielleicht sind die Worte schon verbrannt, verzehrt worden durch ihren Gebrauch wie Opfer, von denen nur die Asche bleibt. Ein Mensch, der sein Leben als Priester zugebracht hat, hat begreifen müssen, wieviel Wahrheit in den Worten liegt, die dem Propheten zugesprochen wurden, als die Stimme sprach: *<'Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer, an der Erkenntnis und nicht am Brandopfer!'>* (Hos 6,6)

Nicht am Opfer - und der Zusammenklang mit den andren Worten entgeht einem, dem die Opfer wichtig sind und die vielen andren Opfer auch, die das Leben zu bringen hat.Der Klang erreicht aber einen, der seinen Weg gegangen ist. Jetzt hält er inne, um dem nachzusinnen, was das ist. ‚Liebe und Erkenntnis'.
Lust am Erkennen wird einem geschenkt oder sie wird erworben, indem sich die Spuren der Erfahrung eingraben; doch die‚Lust an der Liebe' ist einem wie die Opferflamme, die wie alle Feuer aufsteigt, glüht und lodert, dient und doch nicht ein Eigenes ist. ‚Lust an der Liebe' - ein

Gotteswort, das die Aufmerksamkeit aller Menschen hätte auf sich ziehen müssen.

Endlich darf sich <das Herz der Väter zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu den Vätern!'> bekehren. (Mal 3,24)

Da steht er nun, ein Mann aus Israel, und erinnert sich der verlorengegangenen Söhne Abrahams, Isaaks und Jakobs: wo sind die Menschen geblieben, die dieses Land getragen hat, als die Väter gewartet haben, als die Hoffnung noch lebte und sie sich quälen mussten, da deutlich wurde, dass nur der Weg zu gehen war, den alle Völker der Welt gegangen waren?

Einmal, noch ganz am Anfang des Weges, gab es den Auftrag: <Und du sollst zwei Onyxsteine nehmen und darauf eingraben die Namen der Söhne Israels - und du sollst sie auf die Schulterteile des Schurzes heften, daß es Steine seien zum gnädigen Gedenken an die Kinder Israel -> (2. Mose 28,12) Namen trägt einer auf seiner Schulter. Steine tragen Namen, auch die der vielen Namenlosen. Zacharias muss einen Stein tragen, auf dem kein Name ist. Der Körper ist alt, der einmal Träume und die Bilder trug. Menschen werden geboren und wachsen auf und sterben, nachdem sie ihre Kräfte hergegeben haben, ausgesogen, ausgebrannt in den Bewegungen und Kämpfen der Völkergeschichten.

Licht wirft sich dem Priester entgegen, die Vorstellungen vergehen, die ein Mensch von Gott gehabt hat, da sich das Licht ihm entgegenwirft, das an der Pforte des Lebens glüht.

Das Wort gewinnt seine Wirklichkeit, von der es heißt: ‚<Siehe, ich will meinen Boten senden - und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr - und der Engel - Siehe! Er kommt!'>

Er kann mit seinem ganzen Leben antworten: ‚Ich sehe - jetzt!' Aber schon der Prophet Maleachi trug an der Frage: *<Wer aber wird den Tag seines Kommens ertragen können? >*

Er erfährt die Vollkommenheit seines Handelns am Altar: und dessen Mangel. Hingegeben aber sieht er den Engel Gottes. Ein dürres Holz ist er, das, ins Feuer geworfen, aufbrennt.

Einmal bauten sie in der Wüste ein Zelt, um den lebendigen Quell zu hüten, kleideten sich in Gewänder, um zu zeigen, dass sie dem Grunde nahegekommen waren, auf den sich das Leben gründet. Was seitdem aufgerichtet worden ist, war immer nur ein Hinweis darauf, dass es diesen Grund gegeben hat.

Aus brennender Sehnsucht und der leuchtenden Erfahrung wird ein Kind hervorgehen.

Asche bleibt, wenn die Flamme ausgebrannt ist, silbrig feiner Staub, ein Zeichen dafür, dass die Flamme leuchtete. Nicht mehr sichtbar ist, für wen sie Licht, Wärme, Schutz und Anregung für den Fluss der Bilder, von Worten und Gedanken hergegeben hat. Schöpfungswirklichkeit rührte das Erkennen an von dem, was alle in sich tragen: das Sterben derer, die vor uns waren und ihre Leben gegeben haben, damit ein kleines Ich für eine Weile an der Reihe ist, damit ihm die Flamme brennt und das Licht auch denen leuchtet, die dann wieder Menschen sind.

Das Herz des altgewordenen Mannes neigt sich den Vätern zu und bekennt sein Unvermögen vor ihren Erwartungen und die Unfasslichkeit, die ihre Leiden und ihr Glauben haben. Es freut ihn zur gleichen Zeit das Jauchzen und der Überschwang der Kraft in ihm. Im Jubel der Stunde reicht die Liebe zu allen Herzen der Väterreihe und der Mütter, zu den vergangenen Geschichten, die in ihm zu manchen Zeiten noch lebendig sind.

Schon greifen neue Ordnungen und Gewalten nach den Resten der Gesichte und Offenbarungen, die aus den Erfahrungen der Nähe Gottes aufwuchsen und Nährboden waren für den Glauben.

Eingebettet in eine weite Menschheitskultur steht der Tempel; aber seine Herkunft und Bestimmung sondert ihn ab von den Zwecken, die die Herrschaften der Völker ihren Tempeln gaben. Auch andere legen den heiligen Schmuck an, tragen geweihte Gewänder. Aber ihre Gewänder, ihr Schmuck, ihre Worte und Handlungen sind nur ein Gleichnis für die, die in der Wirklichkeit des Daseins Herrlichkeit haben und deren Worte Gewicht haben und mit denen Gewalt ausgeübt wird.

Aber die Worte in den Schriften lösen sich schon vom Tempel, rühren nicht vom Tempeldienst her, leben als Worte ihr eigenes Leben und behaupten eine Vollmacht, die mit den Menschen, die sie trugen, in die Geschichte eingegangen ist.

Ein Priester nur, erfahren, wissend und müde vom Wege, steht am Altar. Das Schweigen umgibt ihn, kein Wort mehr macht das Dunkel hell oder das Lichte dunkel. +

Heimkehr – danach 1/21-

Draußen warten sie, für die er den Dienst verrichtet hat. Die Frau erwartet, dass er heimkomme. Die Welt hat als Schöpfung in ihm ihren Sinn wiedergefunden. Doch ist es nur ein müdes Gehen, nach einer großen Erfahrung, deren Spuren vergehen werden in der Alltäglichkeit.

Im Tageslicht stehen sie, die nicht aus ihrer Alltäglichkeit herausgetreten sind. Sie blicken ihm entgegen. Er weiß ihre Augen auf sich. Es gibt keine Worte mehr. Es gibt die Geste, er steht unter ihnen, ganz still.

Sie achten die Stille, sie achten, was nicht mehr mitzuteilen ist, ohne Verdächtigung, ohne Misstrauen, wegen dieses Schweigens, in das er gehüllt ist. Nichts gibt es zu

sagen, ein Mund bleibt stumm. Sie sehen die Spuren der Erschütterung und sie sehen die Spuren eines Lächelns in Seligkeit. Er ist einer von ihnen, aber er hat das Licht gesehen.

Es gibt kein Erweisen der Wahrheit dieser Wirklichkeit, die an ihn herantrat, die ihn wieder verlassen hat, die Besitz ergriff von ihm und ihn arm wieder gehen ließ. Es gibt nur das Ansehen, das einem Menschen zugewandt ist und erkennt, was ihm geschehen ist. Es wuchsen im Licht die Worte, es wuchs ein Name.

*

Ein Schein war von dem Gesicht ausgegangen, das Mose verhüllte, als er vom Berge kam, damals, in der Zeit, als sie wahrnahmen, was geschehen konnte und davon erzählten, als Menschen, die dem Worte der Erzählung glaubten und die vielen Geschichten weitergaben, die von denen erzählt wurden, die ‚danach' kamen und sich anrühren ließen vom Erleben ihrer Vorfahren.

Nachdem die Erfahrung geschwunden ist, er wortlos fortging, ermüdet, wieder nur auf dem Weg zu einem zaghaften Heimkehren, die Augen niedergeschlagen vor denen, die entgegenkommen und die ihm nachsehen, dringt es in sein Bewusstsein, formt sich, bis er begreift, daß er eben noch aufgewacht war aus dem, was der ‚Schlaf' genannt wurde, wenn es überhaupt benannt wurde. Von einem Schlaf war die Rede, in den die Wachheit versank: *<Denn der Herr hat über euch einen Geist des tiefen Schlafes ausgegossen und eure Augen zugetan.>* (Jes 29.9-10)

Aus einer versunkenen Geschichte anrührend, kommen die Worte, lauten mit schwingendem Klang, verhüllen, erinnern an verlorene Lieder - wie am Abend, wenn es still geworden ist, draußen über dem schweigenden Land - wenn von ferne ein Vogellaut noch mit dem fallenden Nachtwind kam - wenn da eine Stimme sagte: „Da - ließ Gott, der Herr des Tages,

der Nacht, der Herr im Garten des Anfanges, einen tiefen Schlaf fallen - auf den Menschen - und er schlief ein -„. Er schlief ein - der Mensch damals - ganz alleine - hörte eine Stimme sprechen - auf der Grenze vom Tag zur Nacht - im Einschlafen - in einem tiefen Schlaf versinkend.

Bis zum ersten Male sich der Sinn erhob (Gen 2.21) und der Wortsinn sich erschloss über diesen tiefen Schlaf, sind viele Zeiten vergangen - und immer war hineingebettet das Leben und Atmen in einen Leib, fand Ruhe, auch wenn ein Rufen ohne Antwort, eine Bitte ohne Gehör, ein Flehen ohne Berührung bleiben musste - etwas von dem tiefen Schlaf ist dann geblieben allen Menschen, im Guten und im Bösen, nach allem, was der Tag des Erwachens gebracht hatte. Schmerzen und Wunden wurden verschlafen - der tiefe Schlaf nimmt einen wie die aufsteigende Nacht in ihre Arme.

Bilder und Gedanken holen ihn ein, endlich. Er wird nicht weitergehen müssen auf den erschöpften Menschenwegen.

Von außen, von ferne ist der Tempel immer noch wunderbar anzusehen. Aber er erhält sein Wunderbares durch die Augen, in welchen er sich darstellt, welche ihn ansehen und ihn in seinem Wunder herstellen. Menschen hatten ihn errichtet und Menschen hatten ihn zerstört und hatten wieder Mauern aufgerichtet, damit das Geheimnis einen Raum fände.

Mit dem Licht der engelhaften Erscheinung ist auch die Macht geschwunden, die vorher an diesen Mauern gehangen hatte. Zu sehen sind nun die Hoffnungen und heimlichen Erwartungen, die in diesen Tempel verbaut worden sind und erkennbar werden die ungeheuren Energien, die Menschen fähig sind in ihre Werke zu entäußern.

Was aber haben sie davon zurückerhalten? Hatten die Mauern ihnen das Echo ihrer Stimmen, ihrer Klagen und Gebete zurückgeworfen? Hatten sich in den Worten der Gebete, die den feierlichen und erlernten Lauten ihren

Zauber verliehen und den Erwartungen, die auf ein Äußeres an Vorstellung und Andacht hinzielten, den Schimmer kindlicher Freude und Nicht-Verzicht der Herzenswünsche gegeben hatten, die Erfüllungen eingestellt? Oder waren sie nur wie Musik geblieben?

Alle waren unter der Finsternis und im Schatten des Todes geblieben, obwohl sie die Tore durchschritten, den Tempelbereich betraten, gewahr der Gegenstände, der Gefäße und der Zeichen, die im Dämmer schimmern, tastend nach Bedeutungen, die im Dunkel bleiben, und Worte flüsternd, den Körper wiegend in ihrem Fluss und Handlungen verrichtend, die dem Dunkel galten, aus dem kein Licht einem wird: Und dabei gewahr des innersten Raumes von allen Räumen, aus dem kein Licht hervortritt, in das kein Licht hineinfallen kann: der Raum, in dem es sich verbirgt, das, was heilig ist.

Verborgen ist es gewesen, niemandem zugänglich als nur einem, der in feierlichem Tun, für ein einziges Mal im Jahr, im Leben, es stellvertretend für alle tut. Auf ihn sah man hin, weil er allein dorthin gelangen konnte, wohin die andren nie gelangten. Aber die Erwartung kommt dem entgegen, der aus dem innersten Raum hervortritt und den Mitmenschen Segen verleiht.

Viele haben an diesen Hoffnungen getragen und brauchten die Priester; alle haben nach einem wirklichen Menschen Ausschau gehalten, der sie erlösen würde, ein Gesandter wäre, von dem die überlieferten Geschichten reden.

Heilung von Wunden und von Schmerzen soll er bringen, die das Leben nicht lindern, nicht heilen und auch nicht verkraften kann, selbst wenn der tiefe Schlaf alles zudeckt, alles umschließt, was durch Klagen, Weinen und Entbehren nicht mehr gutzumachen ist.

Jetzt, in ihrer Zeit, geht es ihnen, wie es den Priestern ergangen ist, die im Herzen geheuchelt haben, haben heucheln müssen, weil sie die Hoffnungen begraben haben und nicht bestanden vor dem Dunkel, das von drinnen rief.

Aber immer wieder hatte der Priester gehandelt nach den alten Weisungen zum Gedenken an die Kinder Israels. Darauf achtend, dass niemand verloren gehe, gab es immer einen, der ihre Namen als Last auf beiden Schultern trug. Sie waren vergangen, die mit den Namen und die anderen alle und hatten doch darauf gewartet, dass nach ihnen eine Stimme gerufen hätte: die Stimme, auf die sie im Innersten gewartet hatten, dass sie sie heim rufen würde. Wie Gott, wenn es erst Abend geworden ist, am Ende von allem, rufen müsste: *<'Kommt! Kommt wieder, Menschenkinder!'>* und ein Echo der vielen lauten Stimmen an Sommerabenden über den Gassen und Plätzen, den Wiesen und den Gärten, oder still verhangen im Regen oder im Winterdunkel antworten könnte auf die Stimme, die einen hätte rufen sollen, hätte rufen müssen.

Ein Gehör war da für das leise Klagen, das Rufen, das nicht mehr war als ein Schlagen des Pulses in der Kehle. Ihre Namen waren nicht verloren, lebten in den Geschichten fort, die sie erzählten, die, die nach ihnen kamen und auch auf dem Weg gegangen sind, sie alle mit den Namen, die einer auf der Schulter tragen musste, damit am Ende keiner fehlen sollte in der langen Reihe. Jetzt war wieder die Zeit, um nachzusehen, ob von den Steinen auch keiner fehlte, der zum Zählen nötig war.

Es wollte auch in Zacharias nach einem mit dem Namen rufen, der nur einem alleine gelten sollte: Als ein Versprechen, als Verheißung und als Drohung, damit der Träger des Namens die Antwort nicht schuldig bleibe. Er durfte jedoch den Namen des Rufens, den Namen, nach dem ihm

die Erwartung geht, nicht laut werden lassen, außer in seinem Inneren. Kein Benennen, kein Widerstand soll das Werden stören.

Erwartungen und Hoffnungen bauten sich in den Zeiten auf, die hinter ihnen liegen und bauen sich zu einer Welle von Erwartungen auf, die auf den Verheißenen zukommen.

Die Erinnerung an die Ursprünge ihrer Geschichte, an die Anfänge in der Wildnis ist immer noch erhalten, ist nie verlorengegangen.

+

Aufbruch und Wanderung. Abram

Lange ist es her, dass der Mann fortgezogen war ‚aus seines Vaters Hause', der selber auch schon aufgebrochen war, um am Ende da anzukommen, wo er ‚ein Fremdling' war und das in einem Alter, wo es die Menschen verlangt, sicher zu wohnen. Als der Bogen seines Lebens den Höhepunkt überschritten hat, die Wüste ihm die Aufmerksamkeit des Wandernden abforderte und stete Wachsamkeit, prüfte er die Ergebnisse seines Lebens.

Was war ihm zugekommen, wenn er nun feststellen musste:

<'Mein Gott, was willst du mir geben - ich gehe dahin ohne Kinder.> Der Wind geht über die Wüsten. Da ist Stein und Sand, und Strauch und Gewächs und es sind Brunnen dort, von Menschen gebaut und genutzt. (Gn 11, 31) Überall ist Land und überall sind Spuren. Und Menschen dienen den Göttern, die aus diesen Ländern aus Stein und Sand und Strauch und Gewächs hervorwuchsen, wie die Steine, die aus der Erde wachsen. Und er sieht um sich. Er war aufgebrochen und war die weiten Wege gegangen, um zu sehen, wie sich der Staub in die Spuren legt. Kein Land, kein Haus, kein Tempel wird bleiben, wo sich ein Name bewahrt und kein Kind wird sagen: <'Abram!'> und kein Kind wird sagen: <'Mutter, ich ...'> ‚Mein Gott, was willst du mir geben -!' darin liegt

die Erkenntnis einer langen Reise und eines Ankommens da, wo nur noch Vergehen sichtbar ist.

Sie hatten keinen Ort, auf dem sie sicher gewesen wären auf dieser Erde und der Schoß verweigerte sich der Frucht.

... und sie hatten kein Kind! ist nicht der Anfang einer Geschichte. Der Anfang davon liegt im ‚Davor' der langen Geschichte. Nicht zum ersten Male, nicht zum letzten Male, gewahrt ein Leib die Heimatlosigkeit, und verweigert sich dem Unheil gegenüber.

Die Menschen sind <ohne Kraft und zuschanden> und sind wie *<Feldgras, wie grünes Gras, wie Gras auf den Dächern, das verdorrt, ehe es reif ist.>* (Jes 37, 27) Sie tragen an ihren Gefühlen der Niederlage und der Aussichtslosigkeit.

Einige von ihnen ahnen, dass die Zeit zu einem Aufbruch wieder kommen wird. Die Erwartung liegt unter einem verschlossenen Himmel. Schmach war es, unter den vielen Menschen nicht den einen Menschen gebären zu können, in dem sich die Erwartungen erfüllten. Nachfühlbares Leiden steigt aus alten Geschichten auf.

+

Rahel, die Mutter

Einmal gab es die Frau, die einen Sohn in den Armen hielt und dem entgegenwartete, der noch kommen sollte, dem sie das Leben gab, dem sie ihr Leben gab, bevor sie selber gehen musste. Wie eine verwehte Liedstrophe geht die Erinnerung mit, in der das vergehende Leben noch einmal auf die Welt und auf das viele Leben geblickt hatte, für das nur dieses Dasein ein Tor ins Leben hätte werden können.

So ist ein Josef geboren worden, so ist ein Benjamin in die Welt gekommen. So ist Rahel gegangen. (Gen 30). So wurde die Schmach von ihnen genommen, da sie zur Pforte wurde, durch die der gekommen war, der für sie alle brauchbar war. Da galten die Worte. *<'Gott hat die Schmach*

von mir genommen!'> Sie nannte ihn Joseph und sprach: *‚Der Herr wolle mir noch einen Sohn dazu geben!'>* Und dann wusste sie: Einen Sohn wird sie noch haben.

Im Staub neben der Straße war das Grab der Frau, die einem nur für kurze Zeit Mutter war und dem Andren nur für einen Augenblick - und dann niemandem mehr. Die Erfüllung gab es nur für einen Augenblick. *<'Fürchte dich nicht!'> war* der Frau gesagt worden.

Als sie ihr Kind erhielt, hatte sie es auch schon verloren. Ihr Kind wird sie nicht kennen. Schmerz war in der letzten Berührung der Liebe, mit der das kleine Leben angestoßen wurde sich aufzumachen. *<'Deine Mühe wird noch belohnt werden!>* hatte die Gottesstimme gesagt.

Sein Vater jedoch ließ die Traurigkeit in ein Wort eingehen, das, wie in den alten Sagen, aus dem Schmerzenskind den Sohn des Glücks, ein Glückskind machen sollte. Da hatte der Vater den Schmerz des Geburtstages verwandelt in geschichtenbildende Worte.

Auf eine lange Wegstrecke schaut Elisabeth zurück und weiß, dass nichts verloren ist, was hinter ihnen zurückgeblieben ist.

Vielleicht blieb der Vater deshalb stumm für eine Zeit, weil er das Wissen verschlossen hatte in seinem Verstummen, dass dies Kind seines Volkes auf einen schweren Weg gerufen worden ist.

+

Nicht Sabbate, nicht die Feste zählen die Tage, die Nächte, die über das Land gehen: die aufgehenden und die wieder schwindenden Monde zählen die Zeit. Eine Frau trägt ihr Kind in die Welt. Wird es alleine gehen müssen, auf dem Weg, den es geschickt ist, oder wird ein anderer mit ihm gehen, der ihm wie ein Bruder ist, ganz in der Nähe oder auch von ferne?

Wem würde das Kind, das nun im Verborgenen wuchs, als Helfer am Wege stehen und wer würde es begleiten, wenn es so weit war? Und nach wem würde es rufen, das Kind, wenn es so weit war?

+

Verkündigung 1/26-

Am Anfang steht ein Engel, bei Zeugung und Geburt, von dem man sagt, dass dieser Engel die Kräfte des Mondes hütet, und dem alles Weibliche zugeordnet ist und der auch das Paradies bewahrt und der „Träger und Mittler jener Ur-Zeugungskraft ist, die neue Anfänge schafft, in denen das Bild Gottes aufleuchtet und der über die Bewusstseinsschwelle hilft, womit er die Tore des Himmels öffnet.“ (A. Rosenberg)

<- Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt in Galiläa -> heißt es schlicht.

Es werden wieder zwei sein, die zusammen auf einem Wege gehen, über dem Drohung liegt, weil alles, was gebaut und gepflanzt und geboren wird, auch der Vernichtung ausgesetzt ist. Auch wenn Dörfer und Städte zu ihrem Wohnsitz geworden sind, ist immer die Erinnerung an die Zeit eines Wanderns durch die wüsten Stätten, wo sich das Leben an die Brunnen klammerte, mitgegangen.

Das alte Gesetz ist geblieben, auch wenn es mit den Regeln und Bräuchen des Kulturlandes verbunden worden war. Das Dasein in dem neuen Land hatte die Grenzen der Möglichkeiten erweitert, bedeutete aber auch, dass zur Wahrung des Besitzes deutliche und nicht mehr überschreitbare Grenzen gezogen wurden - und es gab die Grenzen, hinter denen sich das Ich und Du verbarg. Und da war auch die Reichweite der Liebe, die über die Grenzen ging.

Für eine Zeit brennen die Feuer, deren Schein die Heimat anzeigt, dann kommt der Aufbruch. Es bleiben nur die schwarzen Stellen, wo die Feuer brannten, über die dann das Gras wächst. Über die Gräber wächst es hin, das Neue, das wachsen muss und nur manchmal erinnern sich die Nachkommenden, dass in der Erde noch die Anderen verborgen sind, deren Spuren sie manchmal antreffen und deren Stimmen die nicht mehr erreichen, die doch hören müssten, weil sie die Kinder sind, die aus ihnen hervorkamen und dann weiterziehen mussten.

Es ist ein weiter Ring gezogen um die Vielen, die zu einem Volk geworden sind. Ein fester Ring hält zusammen und weist ab, die hinter anderen Grenzen sich bergen. Wo eine Grenze ist, da liegt auch die Bereitschaft, den zurückzuweisen, der über die Grenze kommt, auch ihn zu töten, den Eindringling, Fremden, den Feindseligen, Un-Bekannten. Der aber kann auch gegangen sein, wo ihre Vorfahren einmal gegangen waren, von dort kommen, woher sie selber einmal gekommen waren. Auch da, wo Städte stehen und ihre Tempel, wo die Menschen sesshaft sind und sicher wohnen, bleibt ein Hauch des Ungewissen, weil alles, was vorher war, auch wiederkehren kann. Das, worauf sie sich gründen, kann wieder eingeholt werden von dem Sog, den die Wüsten in der Vergangenheit bildeten und nach dem verlangt, was aufgebaut und aufgewachsen ist.
Welche Flüchtlinge werden da ‚übrig bleiben'?

+

Schmach wird aufgehoben

Elisabeth hat empfangen und geht schwanger. Das Warten eines ganzen Lebens hat sich erfüllt. Und sie verbirgt sich, um der Wirklichkeitsberührung willen, die ihr widerfahren ist. Der Mann hatte gewusst, wohin er seine Stummheit und die in der Annäherung erhaltene Kraft tragen konnte, als er heimging und heimgekommen war. Im Schweigen

ruht, was dann geschehen musste. Sie hat ‚Gott' gesagt in der Stunde der Glückseligkeit und verbirgt sich vor den Menschen. Was ausgetragen werden muss, hat Grund genug, verborgen zu sein und sich zu bergen vor den Menschen.

Die Zeit wird gezählt nach dem Wachstumsmaß, das auf die Lebenszeit ausgerichtet ist nach Tagen, Wochen, Jahren - nach dem Gesetz der Lichter des Tages und der Nacht. Es wird gezählt nach den Tagen, da ein Mann <heimging in sein Haus>, nachdem <die Zeit seines Dienstes um war>. <Und es begab sich> umgreift das, was vorher war an Erfahrung und verschweigt zugleich, was für uns am Anfang des Lebens steht und dem Hinsehen und dem Wissen entzogen bleibt.

Elisabeth hat lange ihre Schmach unter den Menschen getragen, weil sie hervorzubringen hatte, was sie schuldig war zu bringen an Frucht - vor Gott.

Alle haben einen ‚Gott' gehabt und haben doch nur dem Willen gedient, der sie dem Kreislauf des Lebens einfügte. Dazu ist die Frau alt geworden, um mit der Erkenntnis eines ganzen Lebens ein Kind zu umgeben, mit unverbrauchter und ungeheuchelter Liebe den Beginn eines neuen Lebens zu begleiten. Sie steht dem Kind nicht im Wege, das nach den Worten suchen muss, mit denen von Gott zu reden ist.

Die Schmach ihres Volkes war ihre Schmach, an der sie trug, verborgen und stumm, wie auch der Mann, der neben ihr ging, bis er endlich von seinem Dienen heimgekommen war mit dem Lohn eines mühseligen Weges, der nicht sein eigener war. Aber ein Kind wird sein, das ganz andere Wege finden und gehen wird. Sie hat ihren Anteil daran, wenn Gott *<die Hülle wegnehmen>* wird *<mit der alle Völker verhüllt sind, und die Decke, mit der alle Heiden zugedeckt sind>* (Jes 25) und aus dem *<Geist des tiefen Schlafs >* (Jes 29) auferwecken wird.

Die Schmach seines Volkes wird aufgehoben in allen Ländern. (Jes 25)

Der Mann schweigt, sie aber spürt das Leben des Kindes. Es ist nicht länger verborgen, was sich noch bergen muss. Sie hat getragen am Mangel des Lebens sich fortzupflanzen, das zu tun, was von den ersten Bewegungen der Welt der Auftrag, das ganz gewöhnliche Tun gewesen ist. Es war die Schmach, der Kraft Gottes keinen Ort, kein Haus, keinen Leib geben zu können.

Jetzt ist die Zeit, von der andren Frau zu hören, was sie von sich zu sagen weiß.

Am Ende des Mitteilens, eingehüllt von der Demut der Niedrigen, spricht Maria in Worten des Betens von ihrem Heiland: *<Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen>* Gott hat *<große Dinge>* getan. *<Meine Seele> sagt* sie - und: *<Mein Geist freuet sich Gottes!>* bekennt sie.

Die Schicksale sind nicht vergessen, in denen nur *<Trübsal und Finsternis>* war und von den Menschen gesagt wurde. *<Sie sind im Dunkel der Angst und gehen irre im Finstern>.* Die Seelen haben damals eine Stimme gebraucht, die zusagte: *<Es wird nicht dunkel bleiben über denen, die in Angst sind!>* Das Dunkle hob sich nicht, aber die Hoffnung wurde sichtbar, geboren aus der Angst, die Verheißung brauchte.

Zeiten drohen, in denen Menschen im Finstern irren, wie Kinder sind, die ‚in Angst' sind - und niemanden haben, der Worte sagt, die trostvoll Angst vertreiben.

Nun ist die Zeit gekommen, in der Menschen wie sie die Last an Wahrheit, den Schmerz wie das Frohlocken und die Hoffnung tragen. Über ein Kind sich freuen, ist wie die Freude in der Ernte, für die lange gearbeitet wurde. Hoffnung entsteht, dass auch für eine neue Ernte die Saat eingelegt werden kann. Auf ein Dasein ohne immerwährende Furcht hat das Volk auf seinem Weg durch die Geschichte gewartet. Die Hoffnung wartete auf eine Freude <wie *man sich freut in der Ernte - denn jeder Stiefel, jeder*

Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt.> (Jes 9) Der Glaube an Gott sieht sich gerechtfertigt und gibt den Erwartungen, in einer dunklen Geschichte gewachsen, den Sinn der Erfüllung. *<Ein Kind ist uns geboren!>* ist das Zeichen für das Kommen einer lichteren Lebenswelt.

Unter der Gefährdung des Lebens aller, aus der Erniedrigung war die Zuversicht gewachsen. <Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht!> <Über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell!>

Kinder sollen zur Welt gebracht werden, die nicht in Stiefeln gehen, deren Mäntel nicht blutig sind - Körper liegen nicht mehr erschlagen auf einer Erde, die Blut trinkt.

Die Ermüdung sprach: *<Tote werden nicht lebendig.>* Ein Glaube setzte dagegen: *<Deine Toten werden lebendig, werden auferstehen!>* (Jes 25) „Deine Toten werden leben!" –

Ein Lied, ein Tanz, wie ein Rufen am Abend, gegen die aufsteigende Nacht am Himmel: *<Ein Tau der Lichter ist dein Tau – und die Erde wird –>.* Das Licht schießt in den hohen Himmel seine Strahlen, Lachen ist und Singen - und Weinen auch, wenn die Traurigkeit ihre Lieder singt im Glauben, dass es wahr sein möchte, dass noch einer kommt, der die Kraft hat von einem Vater her und von seiner Mutter, das Licht eines kommenden Tages zu erschaffen, obwohl es dunkel wird und die Nacht hoch über ihnen im Himmel steht.

Kinder werden erwartet, Kinder werden geboren. Erntezeit ist angebrochen. Eine Verheißung wird erfüllt. Mit der Geburt eines Kindes kommt der Anfang für eine neue Zeit des Volkes.

+

Anrührung

Maria ist Erkennen geschenkt: Es gilt für sie, dass Gott ihr den Heiligen gesandt hat. (Jes 54) Keine Berührung, kein Engel, kein Feuer des Nachts und am Tage kommt dem Lichte gleich, aus dem das Kind sein Herkommen hat. Nichts gleicht dem Engel, der vor der Pforte des Paradieses stand - von aller Ewigkeit her bis zu diesem Blick der Augen, die in die Augen schauten, die über ihnen sind zu allen Zeiten.

Zu allen Zeiten! Die Menschen wussten es nur nicht, die nie in diese Augen geblickt hatten, weil diese Augen schon in andre Himmel schauen mussten und nach anderen Augen suchten, die sich über ihnen auftaten. Stimmen sprachen: *<Und es behüte dich Gott - und lasse leuchten sein Angesicht über dir, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich - und gebe dir Frieden!>*

„Und gibt dir Frieden - „. Stille ist und Frieden, wie am Abend, wenn es noch einmal licht geworden ist (Sach 14) und jedes Kind es so haben will, dass es noch einmal ‚ganz licht' geworden ist über diesen Augen, die woanders hinsahen, als das Licht des Tages zur Neige ging und es dann dunkel war.

Als die Pforte, die das Paradies verschlossen hielt, sich öffnete, trat der Engel ins Licht: <... da stand ein Mann, in Linnen gekleidet und die Lenden mit Gold von Ophir gegürtet, sein Leib war wie Chrysolith und sein Antlitz leuchtete wie Blitzesschein, seine Augen brannten wie Feuerfackeln, seine Arme und Beine funkelten wie poliertes Erz und der Schall seiner Worte war wie das Tosen der Meere ->. Eine Menschenstimme hatte keine andren Worte dafür. Aber Sagen war übergegangen in Geschehen und Geschehenlassen - und Geschehen und Tun war zugleich wie das Wirken von Worten gewesen, war wie Aufnehmen und Begreifen zugleich. Worte, die wie das Tosen der Meere waren, strahlendes weißes Licht, Feuer, Blitz: Wortzeichen

und Bilder aus der Welt der Wirklichkeit, die als Gleichnisse dienen. Geschehen kann abgebildet werden, alles wird zu Wortbild, und wird zum Teil dadurch wirklich.

Der Himmel umgreift die Erde, und bleibt unaussprechlich in einem Geschehen, das sich nur manchmal öffnet.

Licht umgab sie, und Wärme, griff auf alles über, erhellte auch das Dunkle in ihr, erfüllte alles was ist mit dem Empfinden der Zusammengehörigkeit. Ein Engel sah sie an und hat ihr die Stille und das Schweigen gelassen - und das Geschehen der Kraft danach.

„Fürchte dich nicht!“ drang in alle Furcht und in jeden dunklen Grund. Die Stimme erreichte ein Antworten da, wo keine andre Stimme anrühren konnte -. Die Stimme sagte Worte, ganz leise, ganz nahe - von innen heraus und alles in ihr erreichte sie und befriedete alles um sie herum. Die Menschen fürchten sich aus vielen tiefen Gründen, aber die Stimme sprach: ‚Du musst dich nicht fürchten! Nicht fürchten, jetzt! Und wenn sie dich allein lassen, dann bist du auch nur eine von den vielen andren auf allen Straßen der Welt - darum musst du das immer wieder in dir hören - das leise Sprechen, das Aufgehen der Worte und des Klanges, den sie wecken, wie von einer Mutter her gesprochen oder von daher, woher die Liebe kommt.’ ‚Nicht fürchten! Hab keine Furcht, und keine Angst mehr: Du!’

Und leise, wieder. ‚Du!’

‚Du weißt doch alles und hast keine Furcht in dir!’ ‚Du - geh!’ ‚Und vergiss nicht, wie es war! Als deine Augen in den Augen eines Engels festgehalten wurden, der auf dich niedersah - und dich gehalten hat.’

Es kam das Losgelassenwerden und das Vorbei. Es gibt viele Augen, die auch über sich die Augen brauchen und das Angesicht, das Frieden gibt und die Augen festhält und das kleine Licht des Lebens. Dort geht das Sehen auch noch hin,

wenn kein Blicken mehr ist und kein Licht, um die Welt mit Schein zu erfüllen.

Beglückt ist ein Feld, und das aufgehen läßt die Saat, damit das Feld Frucht trägt. Groß wird es werden das Kind, und ein Sohn des Höchsten genannt werden. Ein König wird er sein *<Über das Haus Jakob ewiglich>* und *<seines Reiches> soll <kein Ende sein>.* Ganz still ist alles, und wie Musik geht es über die Felder und über die Erde da draußen: und seines Reiches wird kein Ende sein. ‚Nie mehr hört es auf, worauf es hinhört in dir, jetzt - und in Ewigkeit.'

‚Kein Enden mehr, hörst du, und kein Aufhören von allem!' Und keine Angst mehr, dass alles zu schnell zu Ende geht.

Dafür das Abwischen der Tränen - und dabei voll Träumens sein und gehen ohne Leid. Kein Geschrei mehr, nur das Kommen, wenn sie ihre Garben tragen, und da werden viele sein, die ihnen entgegensehen, wenn sie kommen und die Frucht erkennen lassen, für die sie gegangen waren, für die sie als Samen in den Acker der Welt gegeben wurden - und nun kommen können, als die, die Frucht tragen, die gewachsen ist über den Furchen auf allen Feldern dieser Welt. Hingegeben, damit auferstehen kann, was zu dem Reich dazugehört, was dann ‚kein Ende' mehr haben soll -.

*

‚Bei Gott ist kein Ding unmöglich', sprach die Stimme, die so klingt, wie von alten Nachbarn gesprochen, die es gut mit einem meinen, mit Elisabeth und allen anderen. Bei Gott ist wirklich kein Ding unmöglich.

+

Begegnung der Mütter 1/59 -

Ein Leben regt sich. Es ist an der Zeit, sich aufzumachen und die andere Frau teilnehmen zu lassen auf das hin, was geschieht. Vielleicht sind es Zwei, die miteinander laufen können, wo der eine dem anderen ein

Helfer wird: ‚Als ich dich kommen sah, als ich <die Stimme deines Grußes hörte - da hüpfte vor Freude das Kind in meinem Leib ->

Das war ein Zeichen, das ergab eine Wirksamkeit im Antworten und Entgegenleben auf ein Miteinander des Lebens. Es war ein Zeichen, weil die Stimme des Glaubens sprach: ‚Auch du! Fürchte dich nicht!

<Selig bist du, die du geglaubt hast!> wurde Maria zugesprochen und inne war sie des Frohlockens in sich und froh der Zuneigung zu dem, von dem einmal geweissagt wurde, dass er *<der Heilige>* ist, der *<Heilige in Israel, der dein Mann ist,* die *<Flamme>,* von der die Rede war bei dem, der davon wusste und die Worte dafür hatte. (Jes 10, 17.20)

Zuversicht gründet sich auf eine Hoffnung: *<Das Land wird voll Erkenntnis des Herrn sein wie das Wasser das Meer bedeckt!>* Ein Prophet hatte denen seine Worte gegeben, die schon nicht mehr glaubten auf seiten derer zu stehen, die sich geschichtlich zum Erfolg bringen und ihre Welt zur Geschichte prägen. ‚König', ‚Sohn des Höchsten' wurde gesagt, ‚groß' soll er sein. Aus der Tiefe des Erkennens kommen die Worte, erhoben ins ‚Licht vor seinem Angesicht': <Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes meines Heilandes.>
Ein Singen ist angeregt.

Später greift sie ein ganz anderer Mensch auf: „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein" hat er gesungen, der Grund hatte, auch anderes zu sagen. (EG 351) Kann nicht traurig sein, nicht jetzt und vielleicht auch nie mehr.

Das ist ein Glaube, der sich ausspricht, weil die Stimme sprach: <Selig bist du, die du geglaubt hast>.

Einmal, ein einziges Mal im Leben spricht es sich aus, das Freuen des Herzens. Der ‚Heilige' hat die Niedrigkeit ‚seiner Magd angesehen.'

In Wirklichkeit ist der „Heilige in Israel“ auch nur *<ein Fremder im Land, ein Wandernder, der nur über Nacht bleibt>*. (Jer 14.8)

Oder er ist einer von denen, die mit den Fragen gehen: <Wer erbarmt sich? Wer hat Mitleid? Wer fragt, ob es dir gut geht?> (Jes 15.8)

‚Gott hat große Dinge getan -, Worte aus der Vergangenheit sprechen mit, bilden einen Hintergrund, verändert, verwandelt, einer Frau der Vergangenheit in den Mund gelegt, die einmal ihr Kind fortgegeben hatte (1.Sam 2) - und die Worte sprach, die über den Weg ihres Kindes Bestimmung legten: *<Mein Mund hat sich aufgetan wider meine Feinde ->. Um* dann auszubrechen in Gewissheit: *<’Die Schwachen sind umgürtet mit Stärke, der Herr macht arm und reich, er hebt den Dürftigen aus dem Staub und erhöht den Armen aus der Asche, daß er ihn setze unter die Fürsten!’>* Aus dem Kind wurde nur ein Prophet, kein König, auch wenn er unter Fürsten seinen Platz einnahm. Er stand dem König und Gewaltigen gegenüber. Und hatte nur das Wort in seiner Gewalt.

Aber davor - war das Kind fortgegeben worden und den Einbrüchen ausgesetzt worden, die keine mütterliche Behütung und Nähe mehr abschirmte. Ein Kind hielt der Stimme stand, die aus dem Dunkel zu ihm sprach. Ein Hörer, ein Seher wurde aus dem Kind. Und ein sprechender Mensch. *<Rede, denn dein Knecht hört!’>* muss einer erst einmal sagen können, wenn doch niemand da ist, der spricht. Er gab der Stimme, die zu ihm sprach, einen menschlichen Ausdruck - und blieb doch immer auf der anderen Seite, von der er hersprach zu denen, die das Schicksal der Menschen in den Händen halten.

Anders redet nun eine Frau - es sind Worte, die bleiben und doch verändert ausgesprochen werden: Ihnen fehlt der Zorn, das Aufbegehren und das Drohen. Eine

Antwort wird gegeben: *<'Sieh! hier bin ich - und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat als Zeichen und Weissagung!'>* Und es ist ein Händeheben hinter den Kindern: ,Sieh, Gott, vor dir stehen die Kinder - ,.

Einmal haben sie gehört. *<Zu der Zeit wird der Mensch blicken auf den, der ihn gemacht hat und seine Augen werden auf den Heiligen Israels schauen!'>* Nicht mehr müssen die Augen zu den Altären sehen, auf denen die Opfer dargebracht werden und nach den Bildern, die der Menschen Hände gemacht haben (Jes 17,7). Eine andere Wirklichkeit soll es sein, die ihr eigenes Bild gibt von dem, was sichtbar und hörbar und wirksam werden soll. Deshalb will Gott die *<Schmach seines Volkes in allen Landen>* (Jes 25,8) aufheben:

Wenn seitdem sein Volk schmachtet, in Knechtschaft, unter fremdem bösen Willen, in Verlassenheit, da hat Gott zu denen, die in Knechtschaft halten und schmachten lassen und in Schmach halten, auch nicht geredet.

*

Bilder tragen sie in sich von allem, was geschah und wie es geschieht und vielleicht von dem, was kommen wird.

Einmal werden sich die Sonne und der Mond gegenüberstehen, die Sonne wird strahlen, der Mond wird leuchten. Kein Engel wird in das Geschehen eintreten. Die Ruhe und Stille ist vollkommen und hütet das Warten auf das, was geschehen wird. Die Erde erschrickt, das Licht der Sonne wird fahl, die Stimmen verstummen: ein Hauch tödlichen Erschreckens geht über alles hin, was den Atem hat und die Sonne braucht. Danach wird wieder die Hülle über die Völker fallen. Die Hülle über den Völkern wird zugedeckt halten müssen, was geschehen ist.

Ein ,tiefer Schlaf' liegt über aller Welt. Eine Pforte hat sich geöffnet und war wieder verschlossen worden.
Ein Engel ist davorgetreten.

*

Ein Prophet war aus dem Kind herausgewachsen, das von seiner Mutter in die Hände des alten Priesters gegeben war und als Samuel hatte es dem König widerstanden, der zu seiner Zeit nach dem Geheiß Gottes aus dem Volk erhoben worden war. Zwei hatten einander gegenüber gestanden, der König mit seiner Macht und auf der andren Seite der, der ihm ein Spiegel war für alles, was in ihm dunkel war. Ein Mensch, der der Stimme gehorcht, wird wieder vor einen König hintreten und ihm abfordern, was Gott verlangt. Aber das alte Lied gilt nicht mehr für ihn: *<'Mein Mund hat sich aufgetan gegen meine Feinde. Der Bogen der Starken ist zerbrochen. Der ‚Herr' tötet und macht lebendig. Er wird behüten die Füße seiner Heiligen!'>*

Die Hoffnung richtet sich darauf, dass dem aufgeholfen wird, der auf Gottes Wegen geht, wenn er gefällt wird von denen, die ‚hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.' Es wird die Zeit kommen, wo es wieder höfische Art und Sitte sein wird, Gott zu verehren, ohne dass die Kronen- und Herrenmacht den Spiegel achtet, der ihr in dem Wort des Widersachers im Auftrag Gottes vorgehalten wird.

Gott erhebt die Niedrigen: In ihres ‚Herzens Sinn' glauben alle, die in Niedrigkeit ihr Leben haben, an den Sinn dieser Worte, an die darin angesprochene Sehnsucht. Noch ist nichts sichtbar von allem, was werden soll. Noch ist dem Zeichen nicht widersprochen. Noch sind die Wege nicht begangen, auf denen es nötig sein wird, dass ‚Gott die Füße seiner Heiligen behüten' muss.

Noch kann eine Frau sagen. „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes!" Noch kann die Kraft einer menschlichen Seele und ihr Geist aufgehen in der Freude an ihrem Heiland. Bewegende Kraft greift nach dem Leben des Inneren *-: <Der Schall der Worte war wie das Tosen einer großen Volksmenge>* Das ist

geblieben, die Erinnerung an die vielen Stimmen, die alle durcheinander reden mussten. Sie wollten sich Gehör verschaffen, um sich mitzuteilen - und, auch, um endlich einmal Gehör zu erhalten und, auch, um endlich eine Antwort zu erhalten.

Worte fließen vorüber, in denen alles verwoben ist, die Erwartungen, die Erfahrungen auf den bitteren Wegen der Vergangenheiten, die Enttäuschungen von Jahrhunderten mit ihren Verzichten und ihren vergeblich erscheinenden Hoffnungen.

Es ist, als gälte das Spiel eines Engels einem ganz anderen Menschen, einem anderen Leib, um ihm Geschenke darzubringen - und es ist, als neige sich der Engel dann auch vor der Frau, im Gehen schon, wie wenn das Lichte die Flügel faltet.

Wie mit Flügeln berührt es leise die Wange, über die Tränen Spuren ziehen, weil sie gesehen haben, diese Augen, wie den vielen anderen die Ehre angetan worden ist nach so vielen Leiden und Schmerzen.

Danach ist nur die Stille und die Leere, in der noch schwingt, was ganz erfüllen konnte.

‚Und ich wusste - ich wusste doch von keinem Mann'. Leise sind die Worte, geflüstert und wie beschämt. Es schwingt noch nach, wie es geschehen ist, als die Kraft Gottes einen Menschen ergriff.

Die Stille liegt um sie und liegt in ihr stille wie ein Wasser, über das noch die silbernen Ringe gehen.

Friede ist um die Frau und Friede ist um das Kind, für das sie nun die ganze Welt ist. Jetzt gilt es nur noch, die Wahrheit im eigenen Herzen zu machen.

+

1(57 -

Für Elisabeth kam die Zeit, dass sie gebären sollte' - und es ist die Zeit, von der es heißt: ‚In jener Zeit wird

dein Volk gerettet.’ Sie werden einmal erzählen davon und davon singen und sie werden den anderen, den seine Mutter auch schon auf dem Weg trägt, rufen bei seinem Namen: ‚Jesus!’

Alle haben sie davongemußt, die Sehenden, die Wissenden, die Sprechenden und Dienenden und hatten es dulden müssen, dass das Licht erlöschen musste und die Stimme verstummte. Menschen wurden gebrochen, bis der Baum, den das Volk bildete, nur noch als ein dürre gewordener Baum unter einem leeren Himmel stand.

Aber nun steht der Baum im Schimmer seiner Blüten. Die Kinderlieder sind wieder da wie die Perlen an einer Kette, wie unter Sternen und dem leuchtenden Mond am nächtlichen Brunnen gesungen: *<Die Weisen werden leuchten – wie Schimmern der Himmelsfeste und die Viele zur Gerechtigkeit wiesen, wie die Sterne immer und ewig> (Dan* 12)

Es war ein glückliches Weinen, als der Engel sich Maria zuneigte, nachdem sie angesehen worden war und der Heiland von ihrer Seele erhoben wurde.
Mit aller Kraft und von aller Seele Gott lieben: manchmal vermag das ein Mensch. Es kommt der Tag, da alle Kraft der Seele, des Körpers, des ganzen Gemütes dem zugewandt werden müssen, der kommen soll.

*

Gebt dem Kind seinen Namen

Ein Kind ist geboren worden. Die Nachbarn und Verwandten freuen sich mit ihr, der Barmherzigkeit geschehen ist.

Ein fremder Name liegt auf dem Kind, das nicht den Namen seines Vaters oder seines Großvaters tragen soll. In die Freude der Nachbarn und Verwandten fällt der Widerspruch: <’Mitnichten!’> <’Nein!’> Nein? Aber es ist doch niemand, der so heißt. Ein Kind gehört zur

Verwandtschaft, es wird hineingeboren in ein Umfeld, dem es zugehört mit vielen anderen. Es wird nach Namen genannt, die in seiner Gruppe gelten, damit man wissen kann, woher es kommt und womit es angerufen werden kann. Sie wenden sich an den Vater, damit er der Frau widerspricht und den richtigen Namen angibt. Was denken sie über die Frau, die sie kennen, und die ihrem Anspruch widersteht, da, wo es leicht wäre, sich an die Regeln zu halten, wenn schon eine Frau in ihrem Alter ein Kind bekommt und zufrieden sein müsste, von den anderen allen geachtet zu werden.

Zacharias schreibt auf einer Schreibtafel das Wort, das als Zeichen nur ein Abglanz ist für die Wirklichkeit, aus der ihm der Name zukam. Da kann er sprechen; sein „Mund und seine Zunge waren aufgetan, und er redete und lobte Gott".

Von Anfang an sollte die Rede dem Lobe gelten, nach den Worten des Anfangens: ‚Und siehe - es war sehr gut.'

Ein Engel wollte, dass das Kind einen Namen trägt, unter dem es seinen Auftrag erfüllt. Wer wären Mutter und Vater dieses Kindes, wenn sie nicht weiter horchten auf die andere Stimme, und auch dann gehorchen, wenn niemand mehr zu ihnen spricht.

Da verstummt auch der Einspruch und das Einreden der Menschen ihres Geschlechtes. Es kam die „Furcht" über alle, die dabei waren.

Furcht war eingebrochen in die Vertrautheit der nachbarschaftlichen Zusammengehörigkeit und in die Sicherheit der Familie, die nun einem fremdartigen Kind und Menschen dienen soll. Der Name ist nur ein Anzeichen dafür, dass eine eigenartige Bestimmung unter sie getreten ist. Mit Befremdung, mit Befürchtung sieht die Nachbarschaft, die Familie auf diese Frau, auf diesen Mann hin und auf ihr Kind: Das Fragen beginnt. Wenn schon dieser Mann, der gerade Vater geworden ist, so redet, wenn sich diese Frau

der gutgemeinten Absicht ihrer Umgebung widersetzt, was kann denn dann noch aus dem Kind werden! Und das Fragen setzt sich fort: „Was meinst du, will aus dem Kind werden!“

Zum ersten Mal begegnet das Kind dem Befremden durch die Anderen. Eine Antwort auf. ‚Was will werden?’ ist durch die Furcht zugedeckt, die das Fremde spürt.

Der ‚Besuch aus der Höhe’ galt einem Mann und einer Frau, die zu denen gehören sollten, die ‚dienen ohne Furcht ihr Leben lang.’

Aus dem fast vergessenen Vergangenen ist das Wort wieder aufgetaucht vom „Horn des Heiles“. Es ist wirksam geworden und jetzt haben sie ein Kind bei sich, dem in geheiligten Worten zugesprochen wird: <Und du! Kind! wirst ein Prophet des Höchsten heißen!’>

<Wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner Propheten!> - so wird auch diesmal ein Mund reden und ein Mensch die Last seines Auftrages tragen <in Heiligkeit und Gerechtigkeit>. Ein Mensch ist in die Welt gekommen mit der Leidenschaft und der Bereitschaft zum Mühen um die <Erkenntnis des Heils seines Volkes.>

Unter ihnen ist nur ein Kind, das einer auf dem Arme trägt und das die Mutter stillt. Was soll aus diesem Kind werden, und wer wird es sein, von dem versprochen worden ist, dass *<er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes?>* Furcht fällt in die Helligkeit ihrer Tage.

Es wurde dem Kind zugesprochen, ist auch in „ihres Herzens Sinn“ eingeprägt, dass sie, „erlöst aus der Hand unserer Feinde, ihm dienen, ohne Furcht, unser Leben lang“: in einem Leben, das die Furcht davor kennen wird, zu „dienen ohne Furcht“. Die Bedingung dafür kann nicht erfüllt werden, weil es keine Erlösung gibt von ‚der Hand der Feinde’.

Das Kind wird groß werden und Gott dienen, anders als sein Vater Gott gedient hat oder dem Tempel. Darum wird es noch Streit geben, was das ist, eine ‚Heiligkeit und Gerechtigkeit', die Gott „gefällig ist". Widerspruch und Widerstand werden dem begegnen, der ein ‚Prophet des Höchsten' genannt wird und „den Weg bereiten" soll, als könne Gott auf einem Wege kommen, den ein anderer gebahnt hat.

„Und du, Kind, wirst ein Prophet heißen" wird dem Kind zugesprochen, in einem Wort der prophetischen Erkenntnis, und ein Verheißen und ein Drohen zugleich wird über das Leben, das gerade begonnen hat, gelegt. Vorläufig sind es nur Worte.

Dann treten Vater und Mutter in den Hintergrund zurück.

*

Sie sahen ihm nach, als er fortging: <Und er war in der Wüste.> Da musste einer nicht nur „im Geiste stark" sein. Wie alt war er gewesen, dieser Johannes, als er von zuhause fortging?

Er kehrte nicht mehr zurück zu Vater und Mutter, oder in das Haus, in dem er geboren war - oder nur dorthin, wo Nachbarschaft und Verwandtschaft ihn aufgenommen haben würden. Es war ihm bestimmt, dass er ‚hervortreten' sollte vor das Volk. Aber vor keinem Altar würde er stehen, keine Opfer bringen, kein priesterliches oder hochzeitliches Gewand tragen, von keinem Amt geschützt sein, alleine bleiben und nach denen suchen, die mit ihm den Weg bahnen und vorbereiten wollen, der der ‚heilige Weg' genannt werden kann.

+

<Es begab sich aber ...> heißt es nun. In Wirklichkeit geschah das ‚andere Wirkliche' in einer Zeit, in einer Landschaft, in einer Geschichte, vor der schon lange keine Menschen mehr ihr Dasein zu rechtfertigen brauchten. Das Land trug Namen und fügte sich den Schicksalen, welche die Menschen über es verhängten: Namen gelten, Herrschaften sind, Eigentum gehört dem einen, Besitz dem anderen, die hohen Herren haben eine Lebensgeschichte - und oft auch eine Geburtsgeschichte.

Alle anderen sterben ohne eine Geschichte und werden geboren ohne eine Geburtsgeschichte. Oder sie wird vergessen im Lauf des Lebens, wenn sich die andren Geschehnisse über ein Dasein legen, über das am Anfang doch auch ein Wort des Dankens und des Segnens gelegt worden war. Aber für die meisten gibt es kein Hintreten vor ihr Volk im Sinne eines ‚Offenbarmachens des Verborgenen': und auch kein Einsetzen in die Wirkungsstätte, die ihnen zustünde. Ihr Beitragen zum Werk des Glaubens bleibt vor dem Volk verborgen.

Hineingeboren wurde er in die Geschichte, die ihre Geschichte bestimmen sollte, als in ein Erdreich, woraus sie hervorgewachsen waren und neu hineinwachsen mussten.

Es begab sich! Aber gezählt wird nicht nach Jahren und den Jahrtausenden der Erde, sondern nach den Erinnerungen der Menschen, die sich an ihren bedeutungsvollen Tagen und Handlungen festhalten, festhalten wollen an den Lichtern, die sie an den Himmel fortwährenden Kommens und Gehens setzten, damit sie sich nicht verlieren im Dunkel der Geschehnisse und in der Finsternis des Kommenden.

<Es begab sich aber -!> Drohend liegt das ‚Aber!' über dem Berichteten. Drohung geht aus von diesem: <- zu der Zeit, dass ein Gebot ausging ->. Immer gingen Gebote aus von Königen, von Herren, von Kaisern, gingen aus, fanden Gehorsam, forderten Gehorchen. Sie vernahmen das Gesagte,

hörten das Wort in ihrer Sprache, dass es von einem Kaiser ausging, das Gebot.

Danach musste alles geschehen, sodass es ‚sich begab', zu der Zeit, da das Gebot ausgegangen war, dass sich alles, was lebte, danach richtete und sich über alles, was danach das Leben haben würde, die Folgen dieses Gebotes legten. Es waren Gebote, die das Dasein zu erhalten halfen und dahinter verbargen sich Gebote, welche das Leben verdarben.

„In jenen Tagen -! hieß es, wurde Dogma genannt, was da von weit her ausging, auf sie zukam, über sie kam. Menschliche, göttliche Satzung wurde ihnen gegeben, ein neues Gesetz und ein neuer Gesetzgeber griffen nach ihnen. Von ‚jenen Tagen' erzählten sie, zu allen Zeiten, wenn im Norden, wenn im Osten, wenn im Westen eine neue Sonne aufging und Zusammenhänge wirkte, die erst im Rückblick auf das ‚nach jenen Tagen' verständlich wurden oder unbegreiflich blieben. Eine neue Saat wird aufgehen auf dem Feld der Geschichte und andere Saaten werden verdorren und vergehen. Von dem, was immer geschieht, bleiben nur Worte, Geschichten, Bilder, die sich aus dem nähren, was aus Geschehenem bis zu den Tagen der Lebenden geblieben ist, und nur da aufgenommen und beachtet werden, wo die Menschen ihren eigenen Grund finden, nach dem Vergangenen zu fragen und es mit zu tragen.

Es kamen die Tage, wo Maria gebären sollte. Jene Zeit rechnet sich nach anderen Setzungen, Geboten und Notwendigkeiten als jene Tage und Zeiten, die von den Geboten eines Kaisers in einer fremden Heiligen Stadt ausgingen. Aber es geschah zu den Zeiten, was zu allen Zeiten geschah: es kam die Zeit, da sie gebären sollte und hineingeboren werden musste ein Kind in Tage und Zeiten, von denen es nachher heißen sollte: Es geschah in jenen Tagen!

In Worten erhielt sich, was sich dem wahrnehmenden Bewusstsein und dem Miterleben entzog. Worte fassen als Gefäße, was sich im Ereignen begibt, ohne das Innere zu berühren und zu ergreifen. Ein Schutz liegt zu allen Zeiten über dem, was um einen herum geschieht und über die Einzelnen hinweg handelt.

Auch das Geborenwerden hat seine Zeit im Geschehen des Vielfältigen, was in die Welt kommen soll. Nach vielen Jahren danach ist es immer noch dem Wort, dem Begreifen zugänglich. Wie auch am Ende das Sterben im Wort zugänglich bleibt und aushaltbar ist, was im Geschehen selber sich dem Bewusstsein und der aufmerksamen Wahrnehmung nicht öffnen kann. Das Sterben der Anderen, die vielfältigen Tode gehen an einem vorbei, berühren von außen; nur im Wort, im Bild gibt es ein Ansehen, dem das Bewusstsein und das Begreifen standhält.

‚Jene Tage' kommen als ‚ihre Tage' und als seine erste Nacht und als sein erster Tag.

Ohne die Geschichte, die davor gelebt und erlitten worden ist, gibt es diese Geschichte einer Geburt nicht und ohne die Geschichten, die erinnert und weitergetragen wurden, wäre auch diese Geschichte nicht zur Geschichte geworden.

<Da machte sich auf auch Joseph aus Galiläa ->, einem Gebot gehorchend, das nach seinem Leben griff und doch auch einem Gebot gehorchend, das in jenen Tagen eine Frucht hervorbringen wollte. Ein Joseph machte sich auf, wie sich viele aufmachen mussten, wenn die Tage an sie herankamen, wo sie einem Gebot zu folgen hatten und damit selten auf den Wegen des Friedens gingen. Sie gingen auf Wegen, die nicht ihre Wege waren, folgten Weisungen auf Ziele hin, die sie nicht bestimmten und den Bestimmungen zuwider waren, denen sie hätten folgen sollen.

<Und sie gebar ihren ersten Sohn und ->: Stimmen von Erzählern werden da hörbar, die zurückweisen auf jene Tage, wo alles noch im Anfangen war und sich ein Mann aufgemacht hatte, um sich ‚schätzen' zu lassen, damit er für eine Zeit in der Stadt wäre, ‚die da heißt Bethlehem', und die Stadt Davids war.

*

Einmal war ein Prophet dorthin geschickt worden, der sich nicht vorstellen konnte, was er dort tun sollte, da er nur mit dem Spruch versehen war: *<'Da will ich dich wissen lassen, was du tun sollst – daß du mir den salbst, den ich dir nennen werde!'>* (1. Sam 16) <'Sind *das alle?'>* hat er den Vater gefragt, als er dessen Söhne vor sich hatte und jeden angesehen hatte.

<'Es ist noch übrig der Jüngste'> hatte der Vater gesagt, wie in Verlegenheit. *<Er hütet die Schafe.>* Der Prophet hatte gesagt: *<'Wir werden uns nicht wieder setzen, bis er hierher kommt!'>* So müssen sie lange gestanden haben, der Vater, die Brüder, und der Fremde, der ein Prophet war. Sie hatten gewartet und ihm entgegengesehen, der von den Schafen kam.

Dann war David davongegangen, aus dem kleinen Ort, hatte sich aufgemacht auf Wege, die nicht die Wege des Friedens sein konnten. Er war ein Schäfer und musste ein Jäger werden und ein König. Er hatte vorgesungen und vorgespielt dem Manne, in dem die Finsternis war und über dem die Schatten des Todes lagen.

Zu jenem Ort musste er hin, ein Joseph aus Galiläa. In Wirklichkeit musste er dorthin, weil die Frau mit ihm ging und ihr Kind zur Welt bringen sollte vor jener Welt, an der noch die alten Geschichten hingen.

<Es gab für sie keinen Platz> mehr dort. Vor dem Hintergrund der alten Geschichten hatten die Menschen dort ihr Leben. Die Erinnerung des Ortes reichte nicht mehr

zurück bis dahin, als eine Familie oder ein Sohn seine Heimat verließ. Diesmal musste niemand so lange stehen, um darauf zu warten, dass ein Kind vor ihnen erschiene. Kein Prophet war geschickt, aber es roch nach Stall, nach Tieren und der Arbeit auf dem Land und - es war ihr erstes Kind. Aber es wurde aufgenommen, in Windeln gewickelt und achtsam in freundlichen Händen gehalten.

+

Hirten 2/8 -

<Und es waren Hirten -> beginnt leise ein neuer Abschnitt. Ein ‚und' legt dem Erzähler und seinem Hörer nahe, dass vor dem ‚und' noch anderes gewesen war. <Die hüteten des Nachts->. Sie waren die, die nachts arbeiteten, fern den Bildern, die in unseren Vorstellungen sind, wenn wir ‚Hirten' denken.

Menschen waren sie am Rand der Einöde, kleine Menschen vor einem großen Himmel und auf einer weiten Erde. Und legt der Erzähler die Betonung auf: <- in derselben Gegend>, dann klingt es fast, als wollte er andeuten: ‚und, glücklicherweise, waren Hirten in der Gegend', als das Kind geboren wurde, so, als gäbe es einen Zusammenhang, den auch unsereins erkennen müsste, wenn die Hirten zur selben Zeit in derselben Gegend waren.

Auf dem Feld waren sie, das ein anderes Feld war als eines, das Korn und Wiesen trägt, und Bäume und Bäche, und dieses Feld trug ihr Feuer, des nachts, ein schwaches Licht nur, in der Nacht, die keine Lichter hatte sonst als nur das Licht der fernen Sterne und des Mondes, manchmal. Die Welt war weit und dunkel, nicht nur des Nachts, wenn sie die Herde hüten mussten, weil da zu hüten war gegen alles, was aus dem Dunkel kam an Tier und Mensch und dem Ungetümen, das seit den ältesten Zeiten im Dunkel nistete und mit Verschlingen drohte.

Aus einer verborgenen und langen Vorzeit kamen die Hirten und waren auch Hüter geblieben von allem, was einmal gesagt und erzählt worden war und weiter erzählt werden musste, weil es erinnert bleiben sollte und zu einem Band geworden war, welches sie an diejenigen band, von den denen sie ihr Erbe trugen.

Gegen das Verderben hüteten sie, das des nachts über ihre Stille und Aufmerksamkeit herfallen konnte oder aus einem von ihnen mit Gewalt herausbrach. Gegen die Stürme, die von Menschen herkamen, und sie und ihr ganzes Land wie mit Sandstürmen überziehen und zudecken konnten und ihr Verderben würden, waren Wachen und Hüten nutzlos.

Es waren viele Herden und ihre Hüter in der langen Geschichte vom Verderben überkommen worden. Auf den Gott, der versprochen hatte, vom Verderben zu erlösen, warteten sie.

+

Abel’s Opfer

Es war eine Hirtengeschichte, in der ein Hirte den Altar bereitet hatte aus den Steinen des Feldes und mit dem Rauch des Feuers und des Opfertieres das Sprechen seines Herzens 0hinausziehen ließ zum Himmel, der über ihm ist.

Er wollte die Worte bilden, die sein Herz sprechen konnte, weil Gott ihn ansah und ihm gnädig war - und sein Bruder konnte sehen, was ihm geschah in dieser Stunde seines Lebens.

Da kam der Tod schon über ihn, verhüllte alles, den Blick, das Hören und die Stimme seines Herzens.

Da - in einem Augenblick - sah Abel und wusste die Stunden seines Weges und die Vielzahl der Bilder, die er gesammelt hatte und lag dann, gefallen wie ein Tier - eine Wolke voller Licht nahm ihn auf, als bücke sich die Mutter, ein Vater über ihn und trügen ihn nach Haus: ‚Für Heute

war’s genug - mit dem Feuer - und mit allem andren auch.’ Es ist über allem eine Hand, die behütet und bewahrt.

Es war gesagt worden: <Ich will euer eigen Blut rächen und will es von allen Tieren fordern und will des Menschen Leben fordern von einem jeden Menschen> (Gen 9,5)

Nicht will der Wind, in dem Abel schwingt und der ihn trägt, dass nun auch des Bruders Leib so liegen soll.

Das Leben eines Menschen wird nicht zurückgefordert und wird nicht gerächt; es ist nur Hoffen, dass hinter einem jeden Rachen, der auf einen zugerast kommt und hinter jeder Gier, die einen fasst und schlägt und frisst, ein lauter Ruf im letzten Augenblick das Ungeheuer, das an ein Leben will, zurückholt.

Er soll nicht über den Bruder kommen, der flüchtige Schatten, der den Tod bringt - und danach einen Kadaver liegen läßt.

Es kann das Tier den Menschenkörper schlagen - der Mensch kann den Menschen erschlagen. Und danach kann auch einer noch Steine schichten zum Denkmal oder der Erde zurückgeben, was von ihr genommen worden ist und von einer Mutter kam.

Und wenn nun ein Opfer blutet unter den Händen und Rauch aufsteigt, eine Säule zwischen Himmel und Erde - dann wird es sein als liege dort, wo die Flamme leuchtet, auch der Leib des andren, der ein Bruder war. Ein Hirte fand keinen Hüter und Gott kam nicht rächen.

Schon im Vergehen fleht die Stimme eines Menschen: ‚Las mich, Gott, Opfer sein, für ihn, an seiner Stelle -‚: ‚Nicht vergelten, nicht ihm auch noch wehtun.’ Vielleicht vermag er das Vergelten auf sich selber zu ziehen, damit dem Bruder nicht vergolten wird.

Eine Geschichte nur, erzählt von den Kindern Kains, hebt das Ungeheuerliche ins Bewusstsein.

<Wer nun Kain -!> Die Worte verlieren sich; aber über Kain wird geredet und für ihn gehandelt und für seine Kinder wird gesorgt. Kain hatte danach Kinder, er hatte, was Abel nicht haben würde - und dankte Gott dafür und konnte vergessen, was im Felde geschah. Gott sah einen Menschen gnädig an - und das brachte den Tod.

Die nach Kain kamen, würden bald nicht mehr wissen wollen, dass aus einem Opfer und dem, was zum Himmel stieg, ein Zeichen kommen konnte, das dem einen zum Heil und zum Tode war und für den andren ein Zeichen fürs Töten und eine Herausforderung dazu.

Gegenwärtig, aber unsichtbar, bleiben die gebrochenen Menschenleiber in allen Äckern der Welt. Und die Erde läßt immer weiter aufgehen Gras und Baum, läßt Saat und Ernte werden, und es gibt weiter die Hirten und die Herden, wie es die Völker gibt, die wie Staub über die Erde geweht werden.

*

Daraus wurden die Geschichten, wie sie die Hirten erzählten, aus den Erfahrungen der Wanderungen und dem Wissen aus vielen hundert Jahren erwachsen, weil sie festhielten an ihren Bräuchen, am Glauben und an ihren Erinnerungen.

Ein Kind wurde in derselben Gegend geboren. Für das Kind machten sich die Hirten auf, um ihm nahe zu sein und um denen zur Seite zu stehen, die sein Leben trugen.

Es kommt auch auf sie zu, was in ihren Geschichten zuhause ist. Sie waren auf dem Feld zu Hause und mussten des Nachts als Hüter stehen gegen das Furchtbare, was aus dem Dunkel hervorbrechen konnte oder als „der Schrecken der großen Finsternis" in sie einbrechen wollte.

<Der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst - wie ein Adler!> (Ps 103), - das war als ein Sagen bei ihnen geblieben, hatte manche ihrer Verletzungen

geheilt, hatte ihren Mund fröhlich bleiben lassen und gab ihnen die Worte, die auch andere froh machten. Sie hatten die Lieder und brauchten ihre Hände und das Wissen, das sie gesammelt hatten und heilten und verbanden und trugen ein Neugeborenes, ein Tier oder auch einen Menschen, wenn es nötig war.

<Siehe!>: Es kam ein Sehen auf sie zu, als sich der Himmel auftat und sie sehen ließ, wie aus der Ordnung der Sterne und ihrem Strom das Leuchten sich löste und zu ihnen kommen ließ.

Es war nicht der ‚Schrecken der großen Finsternis', aber es wurde zu einem Schrecken, der von dem Leuchten kam und das Entsetzen in ihnen weckte, was geschlummert hatte, nur manchmal im Schlaf das Entsetzliche ahnen ließ, was im Finsteren verborgen ist, die Angst anrührte, die in allem enthalten ist, was Leben hat -. Und besonders die Angst, die in den Herzen der Menschen ihr Zuhause hat, und wovon der fröhliche Mund nicht reden mag. Der Glanz des Himmels rührte sie an, sodass sie sich auf den Weg machten, in der Nacht, um einem Kinde nahe zu sein, das gerade geboren wurde, um seiner Mutter nahe zu sein, die ein Kind Gottes getragen hat.

In dieser Nacht, die das Licht durchbricht, das im Himmel ist, gibt sie dem Kind das Leben.

Sie wollten dem Kind nahe sein, um ihm den Dienst der Hüter zu tun und des kleinen Lichtes zu hüten, wie sie über das Leben von Tieren und Menschen Hüter waren und Kenner aller Hilfen, die gebraucht wurden, weil sie ansichtig gewesen waren des Lichtes und der Engel, die sagen konnten: <Fürchtet euch nicht!>

Das Licht muss sich zu erkennen geben, als eine Stimme, die aus dem Finsteren herkommt.

Das Licht weiß um die Furcht, die in den Menschen ist und weiß um die verborgene Angst, und muss darum erst Vertrauen wecken.

Aus dem Sehen und Empfangen der Botschaft springt die Furcht dem Licht entgegen, weckt alle Abwehr, die im Lebendigen ist. Das Licht muss sich erst zu erkennen geben als eine Stimme, die die Furcht und ihr Fürchten besänftigt. Dann ist keine Furcht mehr in ihnen, als sie hingegeben dem Offenbaren gegenüber stehen. Da hat auch die Furcht vor dem Verderben sie verlassen. Sie wollen auch das dem Kind bringen und ihm geben, womit sie gelebt haben und was sie bewahrten, die vielen hundert oder tausend Jahre, in denen die Hirten über die Erde zogen: Als Hirten Hüter waren nicht nur der Tiere, sondern auch der Grenze, die zwischen dieser Welt und der Welt der Engel ist, und der Grenze, die zwischen der kargen Welt, auf der sie leben, ist und jenem Dunkel, aus dem der Schrecken kommt, aus der Leere, die so voll ist mit Angst.

Sie sind Hüter auf der Grenze, die zwischen diesem Heute und dem Entsetzlichen liegt, vor dem die Menschen sich durch eine Grenze geschützt glauben wollen: vor dem, was auf sie zukommt. Das Licht bricht hervor, vor dem sie das Entsetzen packt und die Furcht. Das Licht selber spricht: <Fürchtet euch nicht!> Das Licht weckt Worte, weckt Gewissheit, in dieser Nacht: <Siehe!> Nicht mehr verborgen ist die Stimme des Lichtes, die vom Himmel in der Nacht zu ihnen dringt und die Sprache des Herzens spricht, vor der das andre Reden in der Welt verstummt.

<Große Freude, die allem Volk widerfahren wird!> verheißt die Stimme und macht den Schmerz wieder sichtbar, den das Leben trägt und macht zugleich das Leiden tragbar um die, denen nie die Große Freude widerfahren war, denen auch nie ein Heiland geboren worden war.

Sie waren alle geboren worden und niemand erzählte ihre Geschichten, die sie gelebt und erlitten hatten und niemand wollte die Erwartungen kennen, mit denen sie alle durchs Leben gegangen und still wieder fortgegangen waren, nachdem sie nie die ‚Flamme Israels' gesehen hatten.

Es waren Hirten gewesen, damals, auf dem Feld, ihrem Teil der wüstliegenden Welt, auf der sie das Leben hüteten. Sie hüteten Worte, die schon bedroht waren von den Geschehnissen, die kommen sollten.

+

Im Alter sehen 2/25 -

Davon haben sie erzählt: <Ein Mensch war zu Jerusalem -> Der Hauch des Erzählens geht noch durch die Worte, der Atem des Erzählenden und die Stille, die den Worten folgt. Die Gebärden, die auf etwas hinweisen wollen und deuten, sind nicht erhalten. ‚...und siehe!' ‚Es gab einen Menschen in Jerusalem!' Er hatte seine Kraft nicht erschöpft auf den Wegen seiner Zeit. Die Kraft des Anfangens war ihm geblieben, mit der er den Anteil auf sich genommen hatte von allem, was die Anderen zu tragen haben würden, die zu dem Schicksal gehörten, welches als Jerusalem über ihnen stand. Alt geworden ist er, bis er zum Sehen kommt.

Noch hat Jerusalem den Klang der alten Heiligen Stadt, ein Mittelpunkt der Vielen und, wie vorher oft, auch das Ziel von Mächten, die ihre eigenen Zentren haben und Häupter und vor allem Gottheiten.

Und hier ist nur ein Mensch, von dem es hieß, dass er <fromm und gottesfürchtig> war und mit einem Warten lebte, das sich erst im Sehen erfüllen würde. Manchem Tag, der verging, muss er nachgesprochen haben: *<'Nun werde ich den ‚Herrn' nicht mehr schauen im Lande der Lebendigen - zu Ende gewebt habe ich mein Leben wie ein Weber!'>* (Jes 38,12)

Es muss den Augenblick gegeben haben, da er Gewissheit erlangte, worauf sein Warten ging, nachdem ihn der Heilige Geist berührte und versprach, nicht von Menschenmund geredet, nicht aus den Lehren gezogen: Er solle <den Tod nicht sehen, er habe denn zuvor den Christ des ‚Herrn' gesehen.'> Seitdem muss er auf die Menschen hingesehen haben, auf die vor allem, die ankamen, um die Last des Lebens und ihrer Geschichte auf sich zu nehmen und die erkennen ließen, dass keine Verweigerung unter bedrückenden Daseinsverhältnissen in ihnen war, keine Bitterkeit durch enttäuschtes Warten auf den, der doch nie kommen würde.

Es gab für ihn kein voreiliges Anheften an die Erwartungen der Vielen, die sich Gestalten suchten, die sie zu Trägern ihrer Hoffnungen machen konnten. Es war aber langsam an der Zeit, dass sich ihm zeigte, worauf ihn der Geist hingewiesen hatte.

Es hatte die Zeit gegeben, da er die Kraft aufbrachte zu glauben und es mag dann eine andere Zeit gekommen sein, wo nur noch Zurücksehen und ein Zurücksehnen nach den starken Zuversichten der Jugend blieb. Er sah wohl noch in die Gesichter von Menschen, um in ihnen die gleiche Erwartung zu erkennen, aber sie gaben seinem Warten keinen Spiegel ab. Aber das Bild war nicht ausgelöscht, das er mit sich trug und dessen Wirklichwerden er ersehnte: <Den Tod nicht sehen, er habe denn zuvor -!> Seine Seele war nicht verdorben, auch wenn er den Druck einer sich verändernden Welt spürte, die nach seiner Seele stand.

Die Welt hat so viele, die ihrem Tod begegnen müssen, ohne zuvor den „Christus" selber gesehen zu haben und ohne vom Heiligen Geist in ihren Erwartungen bestätigt worden zu sein.

Die Seelen verdarben und verderben im Ringen um ein Überleben, in dem sich die Kraft der Seelen verbraucht, sodass ein Christus nicht mehr zu sehen ist, und,

vielleicht auch, das Sehen des Todes einem vorenthalten bleibt. Er war auch nur ein Mensch unter andren und kannte Wenige, die Helfer waren, dass die „Seele nicht verdürbe".

Auch er war nur einer von den ‚Niedrigen' und war unten geblieben als einer, der sich sein Sehen und Erkennen bewahren wollte und sich nicht veräußerte in die Werke der Menschen.

In den alten Zeiten, saßen die Häuptlinge in der Mitte ihrer Völker und mussten jedem in die Augen sehen, auch wenn die nur auf ihren Fersen hockten. Da war der Stuhl ein Bild und die Erwartungen der Leute sind daran hängen geblieben, so dass sie nicht mehr sehen können, wie hinter dem Stuhl und dem Thron die Macht steht. Die aber greift nach dem Leben und macht sich alles dienstbar, auch den Glauben und den Wunsch zu glauben, dass hinter aller Macht der Wille Gottes steht.

Der Spruch für Dan, dem Verlorenen aus der frühen Zeit, hat bei aller Einsicht in die Vergeblichkeit der Mühen des Widerstandes doch noch einen Widerhall bei jemandem, der in die Geschicke der Völker blickt.

Vielleicht muss es immer ‚Richter' geben, die nicht nur Recht sprechen und Berechtigungen ordnen bei allem Streit, sondern die auch Gerechte sind und eingreifen wollen, wo es um die geht, die keine Rechte haben und keine Gerechtigkeit erlangen: <*Dan wird Richter sein in seinem Volk! Dan wird eine Schlange werden auf dem Wege und eine Otter auf dem Steige und das Pferd in die Fersen beißen, dass sein Reiter falle!*> (1. Mose 49.*16)*

Immer hatte man sich zu neigen vor denen, die sich mit Glanz und Schein umgaben und vom hohen Ros auf die Gebeugten hinabblickten und zu denen man nie aufsehen darf, weil sie nur gesenkte Augen ertragen und nicht den Blick der fragenden Augen auf sich haben wollen. Die Jahre waren

vergangen, in denen er zur aufbegehrenden Kraft und zur blitzartigen Klugheit der Schlange hätte finden können.

Er stand nicht groß vor seinen Leuten. Er war nie groß genug, um die Hand als ein Richter zu heben und als Gerechter die Worte für die Gerechtigkeit zu sprechen, denen dann Taten folgten.

Seine Lebenserfahrung hatte ihn nicht gelehrt, dass es vergeblich ist, nach einem Menschen Ausschau zu halten, in dem die Menschwerdung aller Menschen einen gültigen Ausdruck finden würde. Viel mutet sich einer zu, der auf einen anderen wartet und der nicht mehr glaubt, dass der Andere von denen herkommt, die so hoch über den Anderen sind und den Schein der Herrlichkeit an sich tragen. Auch von seinen Mühen und Verwirrungen hätte es heißen können: *<Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und verzehrte meine Kraft umsonst und unnütz!>* (Jes 49,4)

Einmal hatte es aus einem Menschen gesprochen: <Er hat meines Namens gedacht, als ich noch im Schoß der Mutter war. Er hat mich berufen von Mutterleibe an. Er hat meinen Mund wie ein scharfes Schwert gemacht - mit dem Schatten hat er mich bedeckt, er hat mich zum spitzen Pfeil gemacht: und er sprach zu mir: ‚Du bist mein Knecht! Israel!'> (Jes 49) Ein Leben war nicht genug gewesen, damit eine Wirkung vom Knecht Gottes ausging.

Auch sein Leben war nicht genug, er war alt geworden, er war nicht böse dabei geworden und hatte die Verheißung des Geistes nicht fallen lassen. Er wollte die Verheißung einem anderen zueignen. Er blickte der Frau entgegen mit dem Kind. Er musste das Kind ansehen und dachte auch, als gewahre er ein anderes Bild, die Worte nach vom „Licht der Völker".

Seine Stimme dient den alten Worten: <'Es ist zu wenig, daß du mein Knecht bist, die Stimme aufzurichten und die Zerstreuten Israels wiederzubringen!'> Die

Verheißung des Gotteswortes muß wieder zum Tragen kommen: <'Ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil - bis an die Enden der Erde!'>

Dem Kind soll zuteil werden, was ihm selber zugewachsen ist; er kann dem sagen, der nur ein Kind in aller Augen ist und die Hände der andren braucht: ‚Nun haben meine Augen gesehen!'

Er will glauben, dass ihm eine Antwort von diesem Kind kommt, wenn er auch schon lange nicht mehr auf dieser Welt von ihm erreicht werden kann.

Das Kind wird nicht wissen, wie ein altgewordener Mensch auf es hinsah und es umgeben wollte mit der Liebe, die er aufgespart und aufgehoben hatte bis zu diesem Augenblick. Aber die Frucht seiner Erfahrung und seines Erkennens gab er ihm mit. Das war sein Antworten auf die Geschichte der Menschen.

Vielleicht jedoch antwortet es einmal in einem Menschen. ‚Ich habe sehen können, wie sich ein Angesicht über mich erhob und meine Augen hielt und mich segnete - und ich danke ihm dafür'.

Unter den Leiden dieser Welt und vor den Bildern, die übermächtig die Lebenskraft in sich einsaugen, können Menschen mit dem Gefühl am Leben sein, der Lebendigkeit des Lebens entfremdet zu sein.

Das ‚geschichtliche Niveau' eines Glaubens hat teil an der Aufgabe, das Bewusstsein des Leidens zu erhalten, das auf das Erscheinen eines Heiles wartete. Er hat etwas wahres Menschliches gesehen, der den Vers machte: „Leiden sammelt unsre Sinne, dass die Seele nicht zerrinne in den Bildern dieser Welt." (EKG 305 Harttmann)

+

Die alte Frau 2/36 -

Immer hatte die alte Frau danach gesehen, wie die Kinder kamen und ihren Weg gingen.

Ein Wort ging um aus alter Zeit, einem verlorenen Stamme zugesprochen: <Asser ist gesegnet unter den Söhnen. Er sei der Liebling seiner Brüder! Dein Alter sei wie deine Jugend!'>

Ein Lied, ein Spruch, ein Klang, der nach dem Leben griff und nach den Kindern, damit sie sammeln gingen nach Worten, nach den Liedern, nach den Bildern ihrer Welt. Sie sollten sie aufheben für die Zeit, da jemand wieder weiß, wie es war - ganz jung, aus einem alten Herkommen entsprungen, die eigenen Schritte tun auf alten Wegen, wo alles einem neu entgegenkommt - um dann nach einem langen Weg, wie ein Kind dem anderen Kind gegenüberzustehen, um nach ihm zu sehen, mit dem Wissen der vielen Jahre. Immer hatte sie danach gesehen, wie die Kinder kamen und ihren Weg gingen.

Anteil hatte sie gehabt an vielen Leben, hatte ihnen nachgedacht und, nachdem ihr gute sieben Jahre aufgestiegen waren und zu Ende gegangen waren, sah sie auf die Spuren vieler Leben hin und hatte gelernt, die werdende Gestalt zu erkennen, die daraus werden sollte. Sie hatte viele an sich vorbeiziehen lassen und gehen lassen müssen, für das Gute in ihnen und auch in das Böse hinein. Sie hatte manches behalten, von ihrem Gang, von ihren Gesichtern, von den Bildern und von ihren Träumen.

Und auch von Lasten, die sie tragen mussten. Es waren immer Geschichten geworden, wenn sie jemand sammeln und zusammenbinden konnte, kleine Geschichten der vielen Kinder, die alle ihren Weg suchen mussten und alt geworden waren unter ihren Augen. Es war wie in der großen Geschichte, von der es einmal geheißen hat: <- *und so kommen sie zu dir, wie zu einem Volksauflauf, und sitzen vor dir als ‚mein Volk' und werden deine Worte hören, aber nicht danach tun!> <Ihr Mund ist voll von Liebesweisen und*

danach tun sie und hinter ihrem Gewinn läuft ihr Herz her.>

Den Kreisläufen der Jahre unterliegt der Menschen Leben. Das Leben wächst auf in Fülle. Dann kommt die Ernte und die Zeit der Dürre. Das Leben ist reif geworden und sieht wieder auf die vielen kleinen Menschen und hört ihre Stimmen und fühlt die Fragen und spürt die Lasten der kleinen Hilfen und müsste noch einmal alles tun können mit dem Wissen, was dann gewachsen ist. Er müsste noch einmal mit ihr sein, der Gefährte ihrer Jugend und ihrer Liebesweisen, dessen Worte sie mit sich genommen hatte, als sie selber wie erstorben Ausschau gehalten hatte nach einer Hilfe, nach einem Retter. Sie hat ihn gehen lassen müssen, wie andere ihren Freund und Mann in einen Krieg, auf eine Wanderschaft ziehen lassen müssen, von der kein Wiederkommen ist.

‚Siehst du, auch du bist für mich gewesen wie einer, der Liebeslieder singt, der eine schöne Stimme hat und herrlich spielen kann'.

Aber es kamen die Jahre mit ihrem Fasten und die Jahre des Ausschauens nach einem, der vielleicht all das Verlorengegangene wieder suchen ginge und es sammeln könnte, das Lebendige, das für eine Zeit gelacht und gesungen hatte.

Nun, als eine alte Frau weiß sie, dass auch die sieben guten Jahre ein schweres Tragen waren am Leben, und seitdem vermochte sie zu sehen, wenn denen ein Leid drohte, die ihre Hände hielten über ein kleines Leben, das als ein kleines aufgehendes Licht zu ihnen kam und niemand wissen konnte, mit welchen Augen es blicken würde auf die Menschen. Sie sieht hin, auf die Großen, auf die Kleinen, auf die Zeichen, denen sie nie widerspricht. Sie sieht, was sie versprechen, die kleinen Lebendigen, und sagt es der

Mutter und spricht zu einem Vater - und behält für sich, was schwer ist und dunkel.

Sie sieht die Leute mit dem Kind an und gewahrt die Frucht, die aus diesem Anfang kommen soll. Sie sieht das Kind an und sieht auf seinen Weg. Ihre Gebärde weist den Widerspruch ab, der jedem Zeichen gilt, das sprechen will. Denn tun, tun werden sie nicht. ‚Sie hören deine Worte, Kind, wie sie jedem zuhören, der ihnen Lieder singt und Geschichten erzählt!' Aber alles ist danach vergessen.

Die Frau ist wieder vor ihren Augen, die über dem großen grauen Wasser tanzte und die Worte rief, denen sich so viele aus der geheiligten Tradition angeschlossen hatten. *<'Singet! Hoch und erhaben ist Gott!'>* (Gen 15) Es ist nur das Flüstern der Stimme, wie wenn der Wind durch die Bäume geht: *<Aber wenn es eintrifft, so werden sie erkennen, daß ein Prophet unter ihnen gewesen ist!>* (Hes 33.31ff)

Gedanken springen auf wie Blumen in der Wüste, wenn gerade der Regen fiel, die Bilder zeigen ein Kind, dem alle Augen leuchten sollen, wenn sie dieses Kind ansehen. Niemand soll blas werden und die Augen niederschlagen vor ihm, niemand soll sich mehr schämen oder glauben, sich verbergen zu müssen vor seinen Augen. Einen Vers möchte sie ihm mitgeben und sagt: *<Er soll leben, solange die Sonne scheint und solange der Mond währt ->* (Ps 72), und spricht: *<die auf dich sehen, werden strahlen vor Freude!>* (Ps 34)

Lächeln ist für einen Augenblick und mischt sich mit den Tränen, die geweint wurden um der Verlorenen willen. Soll dieses Kind es sein, welches das „verwüstete Erbe zuteilt"? Soll dieser Mund es sein, der sagen, den Gefangenen sagen kann: „Geht heraus! und zu jenen in der Finsternis: ‚Kommt hervor!'"? (Jes 49)

„Sie werden erkennen, dass ein Prophet unter ihnen gewesen ist“, hat die alte Frau gesagt. Und es war ein leises Lächeln wieder um ihren Mund gewesen, weil sie die Wahrheit wusste. Es trat Stille ein, als sie gegangen war, wie beiseite getreten war, um dem Kind den Weg frei zu machen „zu allen, die auf die Erlösung Jerusalems warten.“

Wie lange wird es dauern, bis die Mauern der alten Stadt wieder vor seinen Augen stehen, bis das Kind, das sie nun auf den Armen tragen, stehen wird an dieser Stelle? Ihre Schritte tauchen wieder ein in das Geräusch, was ihrer aller Schritte und Stimmen machen auf den Wegen in die Alltäglichkeit ihres Landes. Das Kind nahmen sie wieder mit, die Mutter, jener Vater.

Dem Werden des Kindes nachsinnend spricht sie ihm nach: ‚Jetzt sehe ich dich, Kind, sehe dich auch mit den anderen: *<am Wege werden sie weiden und auf allen kahlen Höhen ihre Weide haben und sie werden weder hungern noch dürsten.>* Auf deinem Wege, Kind, bei denen, die mit dir gehen, da wird keiner mehr hungern. Und niemand wird mehr den Durst haben müssen, nach dem Wenigen, was das Leben zu geben hat und auch nicht nach dem, wonach es uns heimlich hungert.’

Schmerz ist in ihrem Sehen wie auch der Schmerz in ihrem Leben war, wenn sie die schöne Stadt ansah und der vergangenen Jahre gedachte und wusste, dass alles wie gestern erst war, was doch schon so lange her ist.

Ihr ist das Wort immer noch wert, auch in der Stille, die um sie herum ist, was sie immer getröstet hat: „Ihr Alter wird wie ihre Kindheit sein“. Sie gehört auch zu den Menschen, die darauf hinwarten, dass ein Singen ist: *„Mein Stern geht auf, mein Freund kommt, vom Himmel prächtig!“ „Wenn Sonne, Mond und Stern vergehn, wird dieses Licht mit einem Schein dein Himmel und dein Alles sein!“*’ (EG 4o)

Ein alter Mann, eine sehr alt gewordene Frau haben sich zu denen gestellt, die von draußen kamen und etwas geben mussten, um den Sohn zu lösen aus diesem: <Das ist mein!>, was Gott gesprochen hatte und worauf Gott seine Hand gelegt hatte und wovon man sagt: *<Das soll dir wie ein Zeichen auf deiner Hand sein und wie ein Merkzeichen zwischen deinen Augen!>* (2. Mose 13,16)

Mit kleinen Vögeln und dem Blut kleiner Tiere ist dieses Kind nicht zu lösen von dem Spruch Gottes, der über ihm liegt.

Ein alter Mann und eine alte Frau legten ihre Erfahrungen und ihr Erkennen ein in die Schale, welche das neue Leben bereit hält. Sie haben gegeben, was sie gesammelt haben an Liebe und an Bitterkeit, an Glauben und dem Wissen aus allem.

Der Klangkörper eines Tempels schwang mit in Ton und Wort: *<Nun - du bist es, mein Kind, Israel, durch den ich mich verherrlichen will!>* Die Stimme sprach wahr, im Hause Gottes.

Da ist das Kind schon wieder auf dem Wege, weil auch dieses Kind einen Vater und eine Mutter haben muss, und keinen Tempel als Zuhause.

Es war auch nur die Stimme einer alten Frau, die einen alten Spruch als Segensspruch gesprochen hatte: *<Er hat dich, Kind, von Mutterleib an zu seinem Knecht bereitet, daß Israel gesammelt werde.>* Es war nur eine Geste und ein innerlich gesprochenes Wort, gegen die Dämpfung durch die Furcht dem Kinde zugesagt: <- und *Heil seiest - bis an die Enden der Erde>*

Die, welche am Ende des Weges sind, geben dem, der wieder am Anfang ist, die letzte Kraft ihrer Hingabe und die Worte ihrer Erwartung mit. Sie sind die Menschen, aus deren Leben es herauswuchs: *<Ich glaube, auch wenn ich sage, ich wurde sehr geplagt. Ich glaube, darum rede ich.*

Ich sprach in meinem Zagen: Alle Menschen sind Lügner Aber ich – ich will den Kelch das Heiles nehmen und des ‚Herrn' Namen anrufen! Ich will meine Gelübde erfüllen vor allem seinem Volk in den Vorhöfen am Hause des Herrn, in dir, Jerusalem!> (Ps 116)

+

Das Fest in Jerusalem 2/41 -

ein Schritt über die Grenze

Er geht dahin, wohin sie alle wandern, einmal im Jahr, oder einmal im Leben, wobei sie ihre Sehnsucht zieht, sich der Vergangenheit zu erinnern.

Es ist ein Brauch; aber immer, wenn gehandelt wird nach der Gewohnheit und nach den Vorschriften, wird der Schauder vor einer Gefahr, die unsichtbar und kaum erinnerbar um sie lauert, spürbar, wenn geschlachtet wird am Abend und wenn gelesen wird: *<Sie sollen von seinem Blut nehmen und die obere Schwelle damit bestreichen an den Häusern, in denen sie's essen>?*

Das, was auf den Wegen näherkommt, sich heranmacht auf den Gassen und den Straßen, wo am Tag sich das Leben bewegte jetzt, zum Beginn dieser Nacht, wartet es wieder draußen. Gemeinsam essen sie, was am Feuer gebraten wurde und halten zusammen gegen das, was das Blut gewahrt an den Pforten, durch die ihr Leben ging. Draußen das nährt sich von Fleisch aber sein Hunger geht nach anderem als nach dem Fleisch eines Tieres umher. Geht es vorbei an den Pforten mit Blut gezeichnet, wo kein anderes Blut mehr fließen muss?

Kein Festmahl der Geborgenen ist die Nacht dieses Essen.

Allen Teilnehmern ist auferlegt: <So sollt ihr's aber essen: Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein und eure Schuhe an den Füssen haben und den Stab in der Hand und sollt es essen als die, die hinwegeilen!> (2. Mose 12,11)

Da kommt dann das leise Aufsteigen der Angst, die einen von hinten kalt berührt und ergreift, die Kinder das Unmögliche denken läßt: dass es auch ein „Brot des Elends“ gibt, dass geboren werden und sterben am Rande eines Weges in vielen der Geschichten für Viele Schicksal war.

Wenn die Sonne untergeht, die bisher gewacht hat, die Nacht aufsteigt und mit ihr eine Finsternis kommt, gegen die das geringe Licht der Menschen nicht aufkommt, dann muss der Gedanke gedacht werden, dass einmal ein letzter Tag kommt, wo die Sonne Abschied nimmt und versinkt im Meer der Finsternis für immer. Die Worte der Vergangenen hatten die Angst immer wieder erweckt, wenn die Mitternacht heraufgezogen kam, um sie wachend anzutreffen: - ‚sie und ihre Nachkommen’, bereit, zu gehen.

Die Schatten jener Nacht liegen auf ihnen, vielleicht gedämpft, schon lange nicht mehr klar erkennbar, aber zu erspüren und ein Gespür vernimmt noch immer das Geschrei der Anderen, *<denn es war kein Haus, in dem nicht ein Toter war.>*

Es ist dunkel draußen und bei ihnen drin ist es hell. Er würde nicht hinausgehen, wenn ein Engel umging, der nach Kindern sucht. Es sollte nach der alten Geschichte immer der sein, der allen voranging, der Erstgeborene, der Mutter und dem Vater am nächsten, der Hüter seiner Brüder und Schwestern. Oder der, der ihnen allen im Wege war, vielleicht. Es war ein alter Brauch und ist ein altes Fest.

Sie wandern in die Stadt, die den alten Namen hat und an deren Mauern die Geschichten noch hängen, die sein Leben begleiten, und da sind die Gebete und die Gesänge, und da sind auch die alten Männer, welche die Erinnerungen hüten und den Wegen nachsinnen, die ins Dunkle führen. Da ist das Leuchten des Tempels, sein Glanz und das Rauschen der vielen Stimmen und der Staub und der Geruch nach Rauch.

Über allem ist das Fremde einer alten heiligen Stätte, über die so viele Füße, so viele Worte hinübergegangen sind.

Jedoch, in den flirrenden Strahlen des Lichtes, hinter den Stimmen der Vielen hebt sich eine Stimme und spricht Worte, deren Widerhall er kennt: *<Tu weg den Kopfputz und nimm ab die Krone! Denn nichts bleibt, wie es ist. Was hoch ist, soll erniedrigt werden und was niedrig ist, soll erhöht werden!*

Zu Trümmern, zu Trümmern, zu Trümmern will ich sie machen!> (Hes 21,31)

Die Stimmen umher werden leise, als lege sich eine Hand auf sie, nähme die Menschen und ihr Bewegen fort, alles, was schwieg, wird laut, nun steht die große alte Stadt vor ihm, wie eine Frau, geschmückt und schön und mächtig. Sie nimmt die strahlende Krone von ihrem Kopf, löst den Kopfbund und Asche fließt über ihre Haare.

Denn nichts wird bleiben, wie es war. Dunkelheit fällt über alles, und die Stadt der Trümmer und der Toten ist stumm. Die Wüste wandert herein. Über der Wüste standen damals die Sterne, vor langer Zeit. Ein tiefer Schlaf war hervorgekommen aus den Wassern, die unter der Erde sind, und über der Erde, und einen umgeben wie warme starke Hände, einen tragen, einen zudecken und einen bewahren, damit der Atem gehen kann.
Und es wird auch wieder Tag und wieder Nacht.

„Aber auch dies wird nicht bleiben", sagt die Welle, die ihn trägt. Da liegen dunkle, schwere Leiber zur Rechten, zur Linken, ein Weg fließt in der Mitte als breiter Strom voller Kraft und voller Lust. Über dem wüsten Land strahlt auf ein Licht und strahlt ihm entgegen. Der Hauch eines Atmens hüllt ihn ein wie in einen Schleier, Lichtes und Dunkles sind eines geworden und sagen: „Bis der kommt, der das Recht hat!" Und da, wo kein Licht hinfällt,

spricht es doch ganz deutlich: „Du bist es nicht, der kommen soll! Ihr seid es nicht, die kommen sollen! „

Und es spricht: „Du hast ein Recht, du bist der, der kommen soll!“ Und die Augen schließen sich vor dem Licht und vor der Stimme. Da lächelt sein Mund und er sieht die Frau, die den Namen der Stadt trägt und keine Krone mehr hat und weinen wird.

Das Blut der Schafe und Ziegen hat seine Kraft verloren, um die Türen und Pforten zu schützen; nun muss ein Erstgeborener hinaus in die Nacht, um sich mitnehmen zu lassen in die Finsternis, welche draußen lauert.

Ein Vater hatte auf ihn gewartet, damals, als Josef wie der bunte Vogel, im Gewand, das sein Vater ihm gegeben hatte, unter die Brüder geriet. Er hatte dann gewartet, dass sein Vater ihn rufen wird, aus der Ferne nach ihm rufen wird.

Ein Vater würde verlangen, ihn heimzuholen, wenn auch nur für einen Augenblick, damit er nicht alleine war in seiner Welt, wo er das Wort des Vaters trug und nicht vergessen hatte, woher er kam.

Aus der Ferne des längst versunkenen und vergangenen Tages nahen sie sich ihm, brechen ihm Brot, damit er wieder essen kann und heben den Becher an seine Lippen, damit er wieder weiß, wie trinken ist und das Leuchten von weit draußen oder drinnen macht ihn satt und gibt ihm Frieden. Der Kreis ist nun geschlossen, wieder sind sie für ihn da, nehmen sein Leben in ihre Hände, Hüter seines Ferneseins und Wächter über sein Schlafen und Erwachen in der Welt des Vaters.

So ist er wiedergekommen, öffnet die Augen und blickt sie, die mit ihren Augen über ihm sind, als Wiedergekehrter an.

Stimmen rufen ihn bei seinem Namen, leise berührt ihn dieser Name.

Ein Anderes hatte gesprochen, was noch immer in ihm klingt: „Ich habe dich gerufen, fürchte dich nicht, jetzt, denn ich erlöse dich - und ich rufe dich bei deinem Namen! Du bist mein!“

‚Ich rufe dich’, hatte es gesagt und es war in ihn eingedrungen und hat die Furcht genommen und alle Angst. Stimmen rufen ihn nun auch bei Namen. Fragen binden ihn wieder an den Ort, den sie den Tempel nennen und der den heiligen Raum der Stille umgibt. Was er gesehen und gehört hat, was er in sich aufgenommen hat, das geht nun langsam ein in die Worte, die er daher nimmt, von wo die Geschichten und die Lieder alle hergekommen sind, die ihm das Kleid der Sprache gaben, und in denen er von ihnen erkannt und angenommen werden soll.

Da ist auch der Mann, der sein Vater ist und da ist auch die Frau, die für ihn die Mutter ist und er weiß ihre Frage und er kennt ihren Schmerz. Das Wundern des Anfangs ist wieder um ihn, als sie ihn danach fragen, was ihnen allen deutlich sein müsste. Aber er muss es ihnen sagen, weil die Worte nur die Brücke sein können, wenn die Kraft nicht ausreicht, um in den anderen einzugehen: <Musste ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist?>
Warten folgt und Schweigen fällt.

Von weit her ist er gekommen, um wieder durch die laute Stadt zu gehen und das Land wiederzufinden. Und dann <ging er mit ihnen hinab und kam nach Nazareth.> Aber die Mutter löschte nicht alles aus, was er ihr mitgebracht hatte, von da, woher er gekommen war. Er war bei seinem Vater gewesen.

Nun würde er bei ihnen bleiben, bis es an der Zeit war, dass er gehen würde, einen Stab in der Hand und die Schuhe an den Füßen. Manchmal war es, als spräche es mit den Stimmen fremder Menschen aus ihm und als sähe er hin zu einer anderen Frau, die ihm Mutter war und als streife er

mit einem Blick das bunte Gewand ab, das über dem Lande liegt, um dann hineinzusehen in das, was wirklich geschehen wird.

Er findet Worte, in denen sich längst zur Wüste gewordene Gärten beleben und einem wiederbringen, was schon als verloren galt. Dann sind sie ihm zugetan, weil sie fühlen können, wie zugetan er ist allem, was Leben hat und ihm Gerechtigkeit zukommen lassen will.

+

Nur das war übrig geblieben von der Geschichte eines Heranwachsenden, gehörte jedoch auch zu den Geschichten, die ‚unter uns geschehen' sind. <Und es begab sich, nach drei Tagen fanden sie ihn ...>. Noch wusste niemand, was das bedeuten konnte.

Eben noch war für ihn sichtbar gewesen, was mit ‚dem Vater' war. Sie halten den Tempel, und sie halten die Stadt, sie halten auch die Schrift und die Lehre für das, was ‚des Vaters' ist. Und er war wieder da.

Nur ein stilles Lächeln, das leise Schließen der Lider über den Augen der Alten zeigen an, dass sie wissen, wo er war und woher er zu ihnen zurückgekehrt ist. Sie erforschen ihn mit schonenden Fragen und warten, bis er antworten kann. Sie legen ihm die Worte vor der Schrift und die Bilder ihrer Erinnerung und warten darauf, dass in ihm etwas anklingt, dem er Laut und Stimme geben kann. Es bedarf der vielen Wörter nicht mehr, um sich verstehen zu können. Sie sind müde, sie fühlen Erschöpfung, die Männer, die ihn begleitet haben, ihn haben gehen und sehen lassen, was ihnen selber verwehrt geblieben war. Sie waren Diener für ihn gewesen, als sie in den drei Tagen und den dazugehörenden Nächten für ihn wachten und beteten und mit ihrer Kraft ihn gehalten hatten und stille gewesen waren.

Sie machten nicht zunichte, was an Erfahrung und an Erkennen aus seinen Augen zu ihnen aufsah. Sie haben

während der Zeit, die sich nach altem Brauch misst, die unsichtbaren Fäden seines Lebens mit ihrer Kraft, mit ihrer Liebe und dem Beten in ihnen gehalten. Ihre Müdigkeit bestätigt ihnen, daß sie das Menschliche an ihm getan haben.

Sie hatten jemanden bei sich, der auch mit den Worten eines Beters hätte sagen können: *<'ich habe mehr Einsicht als alle meine Lehrer, ich hin klüger als die Alten!'>* (Ps 119. 99.100)

Er war weggegangen - für eine Zeit, und sie mussten nach ihm suchen und er hat sich finden lassen. Er hört, wie die Mutter zu ihm sagt: <Wir haben dich mit Schmerzen gesucht!> Er hört den Vorwurf und fühlt das schmerzhafte Leiden.

Die Frau, die ihm die Mutter war, hatte doch auch wieder und wieder vor sich hingesprochen und gesungen: *<Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist>.* Sie kannte doch auch den Namen, mit dem sie nach ihm rufen musste, wenn ihr Geist sich Gottes freute, ihres Heilandes.

Er war mit ihnen gegangen zu dem Ort, wo sich der Tempel erhob und das Heilige hütete. Er sah die Menschen an, die alle nach dem Tempel gingen und sangen und beteten und die Überlieferung am Leben hielten und gottesfürchtig waren. Sie entsetzten sich, als sie ihn sahen und hatten nach ihm mit Schmerzen gesucht, wo doch alles für ihn voller Leben gewesen war und er dem Heile selber in seiner Heiligkeit anvertraut gewesen war. Sie hatten nur ein bloßes Wissen davon, wo er doch da gewesen war, wovon sie sprachen und woran sie glauben wollten. Es hat nicht die Furcht dieser Tage aus ihnen gesprochen, es hat die Angst gesprochen, die seit Jahren den Mann und die Frau begleitet hatte und den Zeiten seines Anfanges entsprang. Eine Wunde wurde wieder gespürt, als sie nach ihm auf die Suche

gingen. Als er mit ihnen geht, ist es nicht mehr nötig, daß sie ‚das Wort verstehen, das er redete.'

Das festliche Jerusalem hat den Schimmer schon verloren, den es in den Nächten des Wachens und des Ferneseins gehabt haben musste, als das Licht den Einen eingehüllt hat. Er hat es zu behalten gewusst. Wovon er dann mit den wissenden Männern hat reden dürfen - und die Alten haben es gewusst, weil sie mit ihm redeten.

Als sie ihn mitnehmen in ihre Stadt, haben sie nur Gutes für ihn tun wollen, ihn hereinholen in das menschliche Leben, das sie alle mittragen und von dem sie ein Teil sind und in dem sie die Pforte geschlossen halten müssen, hinter der eine Lebendigkeit zu finden ist, die dem Leben, das jedem das einzig erreichbare ist, ein Widerspruch ist.

Es soll ja nur ein Kleid des Festes gewesen sein, im Gewand des Wandernden, mit seinen Schuhen und dem Stock in der Hand, Teilnehmer an einem Gastmahl, welches das Letzte an diesem Ort sein kann, da sie bereit sind, aufzubrechen und wegzugehen.

Aber ihn ansehen und sich der Worte zu erinnern, die über ihn gesagt worden waren und ihn sich vorstellen zu müssen, nach dem Abend des Festes, als Wandernden und Aufbrechenden in ein Unbekanntes, das rührt an den Schmerz, den schon die Mutter des Mose gespürt hatte, als sie ihn auf das strömende Wasser des großen Flusses setzte.

Der Mann jedoch, dessen Vaterwelt zurückreicht bis zu dem fernen König ihrer Geschichte, setzt sich nicht zur Wehr gegen die Bestimmung des Kindes. Er tritt nicht in den Weg, er hat nicht den Anspruch, der Vater der Väterwelt ihm gegenüber zu sein, vertritt sie nur und tritt dann beiseite. Aber er kennt auch den Schmerz dabei. Er nimmt es auf sich, er läßt es geschehen.

+

...Alles ist am Ende nur eine Geschichte und viele sind es nicht, die jemanden haben, der ihnen die Geschichten erzählte, die ‚unter uns geschehen' sind. Selbst die Überlieferungen der eigenen Geschichte sind für viele verborgen und ordnen sich nicht auf die Bilder hin, in denen sich die Geschichte der Vergangenheit abbilden läßt und sind dabei selber jedoch Teil der Geschichte. Selbst die Geschichte vor Augen und um sich herum, wofür sie Zeugen zu sein hätten, tritt nicht in sie ein, sodass sie wahrnehmen müssten: ihre äußere Geschichte und die innere, die eigene, die eine Geschichte des Suchens und Erwartens ist, damit erleuchtet wird, was im Finsteren liegt.

+

Ein Licht zu werden, um die Völker zu erleuchten, ist mit Gefährdung verbunden, wenn es an das Dunkel und das darin Verborgene rührt und sein Licht hineinwirft und dem Gewahren auftut. Sie hatten das richtig gesehen, die Sprecher von damals: *<Er öffnet die finstern Schluchten und bringt heraus das Dunkel ans Licht!>* (Hiob 48,10)

Die Wahrheit war zu einem anderen Gesetz geworden, vor dem sich ein Ich, an Erfahrungen arm und getäuscht von den Forderungen seiner Gegenwart, zu decken hatte. Der Anspruchscharakter einer Überlieferung und ihre Überlieferungsgestalt verdeckte die Zugänge zur Erfahrungswirklichkeit.

Einer machte sich auf die Suche nach dem, was geschehen war, um es zu sammeln und die Worte aufzuheben. Übrig waren die spärlichen Zeugnisse geblieben, aufgehoben in den Schriften. Noch waren die Menschen zu finden, die aus ihrem Miterleben und ihrem Gedächtnis zu erzählen wussten.

Das lebendige Zeugnis, das ein Mensch dem andren ist, war schon in Frage gestellt, als Lukas auf der Suche war, Berichtetes gesammelt hat, weil er erhalten wissen wollte,

was dabei war, zurückzusinken in das Wüstsein des Vergessens, das allem droht, was wirklich lebendig gewesen ist.

Es muss von Vielem gelten, wovon Hiob sprach: <Ach, daß meine Reden aufgeschrieben würden, daß sie aufgezeichnet würden als Inschrift, mit einem eisernen Griffet in Blei geschrieben, zu ewigem Gedächtnis in einen Fels gehauen.> (Hiob 19, 23.24)

Seitdem ist viel geschrieben worden; die Stimmen aber, die gesprochen haben, weil die Fülle ihres Erlebens sie dazu anregte, auch die Worte davon als Zeugnis zu bewahren, sind, bis auf Spuren davon, vergangen. Menschen wie Lukas haben gegen das Vergessen angeschrieben, es war sein Antworten.

Und andere wieder haben die Geschichten vor sich hergetragen, als Schutz und Abwehr gegen die vielen Geschichten, die mit ihrer Wirklichkeit tiefe Furchen in das Gedächtnis der Menschheit eingegraben haben. Furchen entstanden auf dem Acker dieser Welt, aus denen eine Saat entwuchs, welche die Früchte von damals fast zunichte machte.

Den Worten, welche zur Wahrheit der Wirklichkeit öffnen, den Zeichen wird widersprochen und den Geschichten. Ein ‚Licht unter den Völkern' wirft auch nur seinen Schein so weit, wie es die Grenzen, die das Dunkle schützen, zulassen können.

+

Johannes bricht auf

Da macht sich einer auf, um Gott die Schuldigkeit abzugelten, die ihn ins Dasein gerufen hat. Es sind die Namen wieder, die das Zeitalter bestimmen und die Schicksale der Menschen - und ihn, der nur der Sohn des Zacharias ist, erreicht das Rufen Gottes in der Wüste.

Auch das ist ein Machen von Bildern, in denen sich das in bloßen Worten Berichtete als in seiner eigenen Wirklichkeit vorstellen will. Nichts ist erhalten von der Zeit, da es hat heißen können, daß auch dieses Kindes Engel im Himmel allezeit sah das Antlitz seines Vaters im Himmel. (Mt 18)

Wann war für ihn die Zeit gekommen, Vater und Mutter zu verlassen, um die Wege jenseits des Flusses und ihrer Grenze aufzusuchen und auf ihnen zu gehen? Wie hat er sich auf den Weg gemacht um aufzubrechen, wie viele vor ihm ihre Zelte abgebrochen hatten und weitergezogen waren, jedoch nach einem besseren Land und um Wasser zu finden? Er ging auf seine Suche, fort aus dem Land mit dem Bannkreis um sich, den die Leute wie um einen Wilden schlugen, ihm Raum gebend und sich wehrend vor dem, was auf den andern zukam.

Es waren immer Einige auf Wegen gegangen, die noch immer gekannt wurden, aber nicht beschritten wurden von denen, die gebahnte Wege hatten, auf denen sie zu vielen gingen und fuhren und ritten, auf denen das Geschäft dieser Welt gehandelt wurde. Eine Sage, eine Geschichte ist der Weggang des Elia geblieben, der hinausgegangen war und weit gegangen war und etwas gesehen hatte und zurückkehrte ‚mit der Kraft des Elia'.

Die Geschichten der Vorgänger strömen durch einen Menschen, der von Gott angerührt wurde. Aber die alten Wege haben ihre Kraft erschöpft.

Nie mehr würde eine Frau tanzen und singen, dies: <Hoch und erhaben ist Gott, der Herr! Rosse und Reiter wirft er ins Meer!>

Aber es würde auch keinen mehr geben unter ihnen, der aufstehen könnte aus seinem Beten, um den Bruder zu töten. Die Worte in den Lesungen jedoch haben ihren Sinn nicht verloren, wenn die Voraussage verheißt: <- du sollst erniedrigt werden und von der Erde her reden und aus dem

Staub mit deiner Rede murmeln, daß deine Stimme sei wie die eines Totengeistes aus der Erde, und deine Rede wispert aus dem Staube.> (Jes 29)

+

3/1 -

Unter der Herrschaft der Namen, in die sich das Land teilen muss, unter dem Gewicht der Mächte, die über ihnen sind, werden sie alle versucht zu tun, wovon geschrieben wurde: *<Denn wie ein Hungriger träumt, daß er esse, wenn er aber aufwacht, so ist sein Verlangen nicht gestillt, und wie ein Durstiger träumt, daß er trinke, wenn er aber aufwacht, ist er matt und durstig.>* Sie sind alle versucht, an einem Nachtgesicht teilzuhaben, von dem sie bald nicht mehr wissen, welches stellt nun die Wirklichkeit dar und welches Erwachen wartet danach. Denn die Zeiten wiederholen sich, in denen gilt: *<Der Herr hat über euch einen Geist des tiefen Schlafs ausgegossen und eure Augen, die Propheten, zugetan, und eure Häupter, die Seher, hat er vorhüllt. Darum sind euch alle Offenbarungen wie die Worte eines versiegelten Buches.>* (Jes 29,10ff)

Johannes ging fort, weil er das Siegel von dem Offenbaren des Buches lösen wollte, um hineinzusehen, um dann zu erkennen, daß ein Traum, ein Nachtgesicht, auch Wirklichkeit ist, wenn „die Menge der Völker" gegen Ariel angeht, wenn die „Menge der Völker" das ‚Licht der Völker' und die Menschen, die es über sich oder mit sich wissen, in das Dunkel der Vernichtung treibt. Wie ein Traum ist die Erwartung: <Zu *der Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buches, und die Augen der Blinden werden aus Dunkel und Finsternis sehen; und die Elenden werden wieder Freude haben am Herrn, und die Ärmsten unter den Menschen werden fröhlich sein in dem Heiligen Israels!>*

Das wird er zu sagen haben, im Wispern des Staubes, aber er wird es nicht sein können, der den Tauben die Ohren

auftut, damit sie, die lesen könnten, die Worte aus dem Buch zu hören kriegen. Aber den Elenden und den Armen muss er sagen, daß sie fröhlich sein sollen ‚in dem Herrn' und Freude haben, wie andere Güter haben. „Fröhlich in dem Heiligen Israels" - das wird sie auf den Weg bringen, wie damals die Erwartung, in der Wüste ein Fest zu feiern, verbunden war mit der Forderung an Pharao: *<Laß mein Volk ziehen!>* (2. Mose 5) Die Zeit des ‚Pharao' wird sich wiederholen und die Herrscher ‚über das Volk' werden sich selber einreden dürfen: *<Wir haben mit dem Tod einen Bund geschlossen!>*

Sie können sicher sein: <Wir haben mit dem Totenreich einen Vertrag gemacht. Wenn die brausende Flut daherfährt, wird sie uns nicht treffen: Wir haben Lüge zu unserer Zuflucht und Trug zu unserem Schutz gemacht.> (Jes 28.15) Die ‚Augen der Blinden werden aus Dunkel und Finsternis sehen'. Aber sie werden nicht zeigen dürfen, daß sie sehen aus ihrem Dunkel und aus der Finsternis hinaus. Die Anderen, die ihren Vertrag geschlossen haben mit dem Tod und, geschützt vom Trug, die Lüge als Zuflucht haben, ertragen es nicht, daß da die Augen sind, die alle nach ihnen sehen. Ein Mund, der ihnen die Klage entgegenwirft, wird nicht lange genug reden können, um das Volk zu rufen, damit es sich sammelt für das Fest in der Wüste. Aber dort draußen würde ein jeder von ihnen sein *<wie eine Zuflucht vor dem Wind, wie ein Schutz vor dem Platzregen, wie Wasserbäche am dürren Ort, wie der Schatten eines großen Felsens im trocknen Lande!>* (Jes 32,2)

Vielleicht ist dies der Traum, das Nachtgesicht, was einen dann am Morgen alleine und verlassen und hungrig im Elend zurücklässt.

Er, der aus der Wüste kommt, erkennt, was es bedeutete, wenn Stein und Baum, wenn Wasser und eine Zuflucht vor dem Sturm einem erreichbar sind. Nun werden

sie unter Menschen sein müssen, als lebten sie wieder in den Wüsten. Nicht jeder wird dem anderen bei seinem Fliehen Zuflucht sein oder Schutz oder Wasser für den Durst und ein Schatten unter einer verbrennenden Sonne.

Sie werden darauf warten müssen, daß Gott noch einmal spricht, „der Abraham erlöst hat“: <Jakob soll nicht mehr beschämt dastehen, und sein Antlitz soll nicht mehr erblassen: Denn wenn sie sehen werden die Werke, die Kinder in ihrer Mitte, werden sie meinen Namen heiligen!> (Jes 29.22)

Sie werden seine Kinder in ihrer Mitte haben, die Völker werden an ihnen ‚seinen Namen heiligen.’

Ein ‚Herr’ wird Gott genannt, dessen Name nicht in Erscheinung tritt. Wird er ‚einen jeden in sein Erbteil und in sein Land zurückbringen’, wenn erst die ‚Menge der Völker’ herankommt?

Das wird er ihnen nicht sagen, weil es so sichtbar sein wird: <Mein Erbe ist wie der bunte Vogel, um den sich Vögel sammeln: Wohlauf und sammelt euch, alle Tiere des Feldes, kommt! Und: Fresst!> (Jer 12.9.15)

Es ist ihnen eingegeben, den Tieren wie den Menschen, sie müssen über einen herfallen, bis - über Jahr und Tag, oder über 100 Jahre oder tausend - bis „über uns ausgegossen wird der Geist aus der Höhe!“

Die Worte des Buches werden gelesen, die ‚offenbare Wahrheit’ des Buches wird versiegelt bleiben ,

Johannes war in der Wüste und kommt zurück ‚in das ganze Land.’ Zu einer Gestalt ist ihm das ganze Land geworden in seinen Höhen und Tiefen, mit seiner Vergangenheit und mit seiner Zukunft. Menschen sind in es eingewurzelt und können als Menschen auch wieder herausgerissen werden. Von einem weit ‚Draußen’ hat er auf das Land hingesehen.

Von einem ‚dienen ohne Furcht unser Leben lang' hatte sein Vater gesprochen (Kap 1, 74.76), auf ihn gesehen und die Worte gebraucht: *<Und du, Kind, wirst ein Prophet des Höchsten heißen Du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in Vergebung der Sünden.>* Er hat gefühlt mit jenem Vogel, von dem in dem alten Spruch geredet wurde. Ihm ist, als schicke Gott ihn aus, wie jener Vater, der es hätte wissen müssen, als er den Sohn mitten unter die Brüder schickte.

Es verlockt ihn, es auch bei sich auszusprechen und ergreift sein Wollen: *<Ich will die Finsternis vor ihnen her zu Licht machen!>* (Jes 42)

Nun soll er vor die Augen hintreten, die aus dem Dunkel und dem Finsteren sehen sollen und blind sind, wie sie als Hörer taub sind und als sprechende Menschen stumm.

„In der Wüste Wasser –„: Wer wird ihm zu trinken geben, wer ihn aufnehmen, wenn nicht mehr die Wüste ihn hält und nährt mit dem Himmel auch, der über ihr ist? In der Wüste das Wasser, das hatte er gefunden. Über eine Grenze war er gegangen, als er in die Wüste ging, weit fort vom Land seiner Väter, heraus aus seinem Mutterland.

Er verließ Brauch und Gesetz, ging weg von allem, was ihn trug und erhielt und zum Widerstand geworden war, als in ihm etwas aufwuchs und Kraft entfaltete, nach Raum suchte und nach einem besonderen Licht, welches das Dunkel, das ihn umgab, erhellen sollte.

Sein Vater wurde aus seiner Verstummtheit geweckt, als er das Namenswort fand, das in ihn eingedrungen war und weil ein falscher Name über dem Kind genannt werden sollte. Da wollte es in ihm rufen und laut schreien: ‚Halt! Es muss der richtige Name sein, mit dem er gerufen wird. Wie sollen die Boten Gottes, seine Zeichen, seine Worte ihn finden,

wenn das Wort des Rufens nicht den Klang in ihm weckt, der ihn kommen läßt?'

Wenn es aus dem Himmel her geschieht, oder in der Wüste, am Tage oder in der Nacht, oder auf einem einsamen Berg: der Name ist der Schlüssel, mit dem sich das Verborgene auftun läßt, wenn die Nähe Gottes die Flamme des Geistes ihm erweckt und der Kraft in ihm eine Gestalt gibt.

Der ‚Kraft des Elia' - war er nahegekommen. Er wurde zu einem Träger der Worte, die aus der Stille kamen und zum Nachgestalter einer Wirklichkeit, in die er hineinsehen und hineinhören konnte.

+

Elia's ‚Gott lebt'

„Gib mir - deinen Sohn!" hatte Elia gesagt zu der Mutter, die ihr Kind auf dem Schoße trug.

„Was habe ich mit dir zu schaffen", hatte die Frau gesagt zu dem Mann, von dem sie wusste, daß ‚sein Gott lebt.' Sie hatten noch einmal essen wollen zusammen, um dann gemeinsam auch zu sterben. „Fürchte dich nicht!" hatte der Mann gesagt, dessen ‚Gott lebt'. Sie wusste, daß dieser Mann nicht sterben würde, wie sie, wie ihr Kind und viele andere. Und ihre Götter mit ihnen, weil kein Regen fiel und keine Erde mehr antworten konnte.

Aber seine Kraft hatte ihr das Gefühl genommen, daß sie sich fürchten musste und hatte auch dem Kind die Angst genommen vor dem Dunkel. Sie hatten zu essen gehabt und waren nicht gestorben. Aber aus ihrer Vergangenheit war ein Böses aufgestiegen, was vorher verborgen war und sie hatte es dem Kind nicht fernhalten können. Das Kind war gestorben -

„Was habe ich mit dir zu schaffen!" hatte die Frau ihm hingeworfen und sich von ihm gewandt, ‚dessen Gott lebt'.

„Mein Kind lebt nicht!" Warum sind sie nicht beide gestorben, dann hätte sie mitgehen können und ihr Kind

begleiten in die weite Ferne. Aber das Kind wäre nicht so alleine gewesen.

„Es hatte einen Vater". Sein Tod hatte nach dem Sohn gegriffen oder es war der Vätergott des Fremden, der sie für eine Weile am Leben hielt. Der Tag, an dem ‚sein Herr' regnen lassen wird auf Erden, war nicht gekommen. Erst musste ihr Kind sterben, damit es wieder Regen gab auf dieser Erde. Der Mann sagte nicht mehr: „Fürchte dich nicht!"

Er spürte die Furcht, der kein Wort begegnen kann. Die Frau fühlte keine mehr. Es war alles fortgegeben.

„Gib ihn mir", bat der Mann, ‚dessen Gott lebt'. ‚Dein Kind'. Und weil er bat und weil das Kind keinen Vater hatte, der es hinaustragen konnte, gab sie ihm ihr totes Kind.

‚Warum?' ‚Wozu?' war es aus ihm herausgebrochen, hervorgestoßen von einem, der selber keine Kinder hatte und sich dieses Kindes erbarmen wollte. Sein Herz wollte sich diesem Kind zuwenden, das nicht sein Kind war, wie sich das Herz eines Vaters seinem Kinde zuwenden müsste und stand und neigte sich vor ‚dem Gott, der lebt' und läßt die Worte in sich strömen wie Tränen fließen und mit ihnen alles Weinen, das um das Leiden der Menschen um das Sterben geweint worden war.

Gott musste das graue Strömen und Fließen kennen. Das Leben ist nur wie ein Baum, der frühe blüht im Jahr und die Früchte trägt und was dann reif geworden ist, fällt ab - und manches wird schon vorher abgeworfen vom Baume, der im Himmel wächst.

Der Gott der Väter hatte immer an die Kinder gedacht, damit wieder Väter waren, die andren Kindern Vater wurden. Dem ‚Gott gegenüber, der lebt', spricht es im Herzen: „Tust du sogar der Witwe Böses an?" „Ein Gast bin ich hier!" „So

Böses tust du ihr, daß du ihren Sohn tötest?“ ‚Sogar dieser Frau, die nur das Kind noch hat!’

„Las sein Leben in dies Kind zurückkehren!“ Mit aller seiner Kraft wirft er sich über das Kind, um es zu schützen vor dem Zugriff, vor dem, was auf das Kind fällt, um es zu halten. „Gib ihm!“ und ruft nach Gott.

Elia steht auf wider den ‚Gott, der lebt’ - und fordert ihn, das Leben zurückzugeben. „Las sein Leben zurückkehren!“, das Leben, das seines ist.

„Sieh! Dein Sohn lebt!“ sagte der Mann und gab ihn seiner Mutter zurück.
„Jetzt erkenne ich -„ hatte da die Frau gesagt. (1,Kön 17,7ff)

+

Johannes auf dem Weg

Als Johannes hatte er sich auf den Weg gemacht, war auch über die unsichtbare Grenze gegangen, die ihn noch band an das Land, das dann hinter ihm lag. Da war er schon im Unbekannten, ein Fremder unter Fremden und musste sehen, wer von den Fremden dort ihm Freund und wer von den Freunden ihm Feind war.

Er musste sich fremden Ansprüchen an ihn widersetzen, um nicht gebunden, um nicht verschlungen, zerrissen oder aufgefressen zu werden, nicht nur von den Tieren, sondern auch von den Tagen und Nächten, dem Dunkel, der gleißenden Helle, dem leeren Himmel. Über den Einsamen konnte Feindliches herfallen, sogar der Mond und die Sonne hoch über ihm und auch das, was aus seinem Inneren aufstieg, wenn er mit niemandem sprach. Er hatte zu fürchten, was ihn als ein Eigen für sich verlangt und zu sich genommen haben würde.

Im eigenen Land war er ein fremder Mensch gewesen und hatte die Last des: ‚Du bist sein!’ zu tragen gehabt.

Vielleicht würde einmal auch jemand an Stelle eines Vaters für ihn eintreten müssen mit: ‚Gib ihm sein Leben zurück! Gott! Hol es ihm zurück!' Wer wird dann sagen zu Gott, der lebt. ‚Warum läßt du sogar einem wie ihm Böses antun von Menschen, die nicht gesehen haben, wie die Wüste und Einöde frohlockte und wie die Steppe einmal ‚blühte und jubelte in aller Lust und Freude'?

Ausgesondert war der bunte Vogel. Unter Menschen war er, war fremd in einer Welt der geschäftigen Zusammenhalte jenseits seiner Grenze, an der ihn ihr Tun berührte. Aber er sah hinein in die Welt, die die Andren hinter ihren Grenzen trugen, wohin ihre Gedanken gingen, die Worte, die nie ausgesprochen wurden und Gebete waren oder Wünsche und Ansinnen trugen, die nicht erwünscht und erst recht nicht erbeten werden durften. Die Schreckbilder der ‚Schlange' regten sich in ihm und verwandelten die ‚Anderen' in Schlangen, die blitzschnell auf ihn zustoßen und ihren Biss in ihn vergraben und lähmen würden. Das alte Sagenwort von der Schlange, die selber auch Teil des Lebensbaumes gewesen war, war in seinem Sinn und die Sprüche des Lebens, des Erkennens und des Wissens um das Geheimnis, was das sein wird, ‚das Gute' und ‚das Böse' standen vor ihm.

Es ist auch in den Menschen etwas, was sich regt und aufstehen kann, wenn es nicht befriedet ist und den Hunger fühlt und Furcht und Angst.

Es wird immer so bleiben, auch wenn noch viele Köpfe der Schlange abgehauen und zertreten werden. Die inneren Bilder wirken immer weiter, auch wenn sie fast vergessen sind.

Deshalb hört er noch immer die Schlangen gleiten und zischen, auch als er wieder zu den Menschen seiner Sprache kommt.

Aber sie sind die Menschen, denen er zugehört und denen sein Anspruch gelten soll. Als Sohn der Elisabeth und

des Zacharias ist er fortgegangen. Als ein prophetischer Mensch kommt er zurück.

Johannes ist auf dem Weg zu den Menschen, den bedrohten, zu denen Gott seinen Knecht schicken will, wie ein Vater seinen Sohn ausschickte. Er kommt aus der Wüste, in welcher er der Kraft des Elia begegnete.

+

Das Tun der Sehenden

Widerstand baut sich auf gegen den, der eine Botschaft tragen soll, gegen einen, der auch nur auf der Reise ist wie einmal ein anderer, der anderes hätte sprechen sollen als die Worte, die er dann aussprach: Es sagte der Mann, ‚dem die Augen geöffnet sind', der des Allmächtigen Offenbarungen sieht, dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederkniet: *<Wie fein sind deine Zelte, Jakob, und deine Wohnungen, Israel! Er wird die Völker, seine Verfolger, auffressen!> <Gesegnet sei, der dich segnet, und verflucht, wer dich verflucht!>* (4. Mose 24) Es gab niemanden, der sah, wie ein Mann niederkniete und zum Sehen kam, als der Himmel über der Wüste den Blick freigab, dem Manne, dessen Augen geöffnet waren. Für einen Augenblick kehrt es zurück, wie Bileam es sah, der auf die Lager Israels hinsah und der verfluchen sollte und einen Segen sprach. Johannes kann nicht verwünschen, er muss segnen, als er das Leben wahrnimmt, das sich in diesen Wohnstätten aufbaut.

Der Mann, dessen ‚Augen geöffnet' waren, hatte es gesagt, damals, als er niederkniete: <'Ich sehe ihn - aber nicht jetzt! Ich schaue ihn aber nicht von nahem: Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen!>
„Es wird - „ hatte er damals gesagt.

*

Als ihr Prophet alt geworden war, da kamen die Sprecher des Volkes nach Rama, um Samuel zu sagen. ‚Du bist

alt'. ‚Deine Söhne wandeln nicht in deinen Wegen'. Sie schwiegen, lange, um dann auszusprechen, was ihnen schwer fallen musste, dem letzten ihrer Richter zu sagen: „So setze nun einen König über uns, der uns richte, wie ihn alle Völker haben." ‚Wir sind nichts anderes als auch nur ein Volk unter den vielen'. ‚Tu du es! solange es noch Zeit dafür ist.'

Es war alles vergeblich, es war alles umsonst gewesen, denn Gott selber ließ Samuel wissen: <Gehorche der Stimme des Volkes! Denn sie haben nicht dich verworfen - sie haben mich verworfen!>

Es sollte einer sein aus dem Lande Benjamin, den der alte Seher und Sprecher Gottes auswählen ging.

Als das Los auf ihn gefallen war, da hatte der alte Prophet gesagt: *<Ihr habt heute euren Gott verworfen!>* (1.Sam 8 u. 10) Diese Last musste der junge neue König tragen. Und er trug daran, schwer in einem dunklen Leben gehend. Als er alt geworden war in einem harten Leben, ging er daran zugrunde.

Johannes hatte Ausschau zu halten nach einem, der wie ein Stern sein Aufgehen hatte, sich nicht den vielen Stimmen unterwarf und die ‚Stimme Gottes' über sich wusste. In einer Wüste einen Weg bereiten - Johannes sieht jetzt nicht mehr die Zelte, er sieht in ihre Dörfer und Städte, in ihr ganzes Dasein und sieht die Wüste, die sich ausbreitet, in ihnen und um sie herum. Er muss sich zu ihnen kehren und ihnen sagen, was sie treffen wird, bald, oder auch erst später. Vorher aber muss ein Stern aufgehen. In ihre Mitte muss einer treten, auf den sie hören sollen, den sie aufnehmen müssen. Seine Leute sollen ihn annehmen, wie ein Opfer, das sein Vater das Leben lang dargebracht hat für ihre kleinen Sorgen und ihre geringe Dankbarkeit und für ihre Armut und für die Kinder.

Sollten sie ihn von sich stoßen, dann müssen sie doch den bei sich aufnehmen, der ihr ‚Heil' sein wird. ‚Nicht auslöschen!' die Heilige Flamme in diesem einen Menschen, das muss er ihnen sagen, solange es noch Zeit ist. Er muss ihm den Weg leichter machen, mit der Kraft ihm dienen, die von Elia ihm zukam.

<Tröstet, tröstet mein Volk!> hatte Gott gesagt, <Redet der Tochter Zion zu Herzen, rufet ihr zu!> Er will zu ihr reden.

Die ‚Tochter Zion' wird auf ihn hören.

Er sieht vor sich den Weg, der gebahnt durch die Wüste geht, von da an, wo Abram in der Wüste unter den Sternen stand bis dahin, wo andere den Stern erlebten, der in seinem eigenen Lichte strahlte und ihnen das Kind zeigte, von dem die Worte sprachen: *<Und alles Fleisch wird den Heiland Gottes sehen!>*

Es ist ein Versprechen. Denn sie wollen doch ‚den Heiland Gottes' sehen, nach dem es auch das Fleisch verlangt, jetzt, wo der Boden leise wankt, der ihnen Heimat und Sicherheit ist.

+

Der Täufer Johannes

Aus den Wegen der Wüste zurückgekehrt ist der Mann. Das tote Land aus Sand und Steinen und ohne Frucht hat ihn zurückgegeben. Er steht und verharrt am fließenden Wasser.

Drüben überm Wasser liegt das Land, das seinem Vater Dasein, das seiner Mutter Leben erhielt.

Den Himmel der Wüste vergisst er nicht und auch die Worte nicht, welche die Stille bildet, aus dem singenden Wind. Eines Menschen Stimme reicht nicht weit. Die Weite verschluckt alles in sich hinein. Wenig Früchte trägt die Einöde. Aber eine Frucht hatte die Wüste und das weite Land hervorgebracht, als am Anfang einer allein unter den Sternen stand und der Stimme standhielt, die ihn dort

erreichte. In den Fluss des Lebens war eine Erfahrung eingegangen.

Johannes wurzelte nicht tief in dem Land, das ihnen Gott gegeben hatte. Er hat keinen Bruder und keine Schwester, er darf das Vergehen der Zeit und den Tod der Eltern nicht berühren, ist herausgenommen aus der Pflicht, das Erbe des Vaters und der Mutter weiterzugeben, selber Teil in dem Fluss des Strömenden zu sein.

Er soll zeugen, indem er Worte macht und Botschaft trägt.

Alleine war er gegangen, war in die Gestalt hineingewachsen, die schon dem Kind angeboten worden war. Unter dem Zwang, ohne Hilfen und ohne Unterstützung durch die Gruppe sein Leben zu erhalten, hatte er auch nichts, um die Süße des Daseins zu schmecken und nichts, um mit Hilfe berauschenden Trinkens sich dem Grauen der Nacht zu entziehen oder lustig zu werden unter gleichgesinnten Mitmachern, die versprechen, einem das Leben leicht zu machen.

Ein ganz Anderes hatte nach ihm gegriffen, als er noch nicht geboren war.

Im Feld der Steine stehend, hatte sich Gott einen Menschen erwählt und war ihm nahe gekommen - und von dorther war er nun zurückgekommen, um am fließenden Wasser zu stehen. Wasser wird bleiben, Steine werden bleiben, auch wenn der Wind sie zu Sand zerreibt. Aus Steinen wird sich Gott Kinder machen müssen, wenn die, welche seine Kinder sein sollten, nicht mehr kennen den, der sie gemacht hat.

Gering ist die Menge Wasser, die eine Hand aus dem Fluss schöpft.

Gering für den Durst des toten Landes ist das Wasser, das aus dem Himmel fließt oder aus der Tiefe unter der harten Oberfläche des toten Landes quillt. Er hatte gesehen, wie die Wüste blühte, hatte gesehen, wie das matte

Leben seines Volkes wieder Lebendigkeit gefunden hatte, nicht jetzt! nicht gleich! Aber es wird aufgehen ein Stern - und dann - dann - !

Wasser muss um das Dürre fließen, um Leben zu erwecken.

In der Wüste fand er den Weg, der zur Quelle des Lebens führt. Und so wird er nun sagen: <Man soll nicht mehr hören die Stimme des Weinens noch die Stimme das Klagens. Es sollen keine Kinder mehr da sein, die nur einige Tage leben!> (Jes 65)

Der Geist Gottes ist wie ein Strom lebendigen Wassers: *<Siehe! Ich breite den Frieden aus wie einen Strom!>* (Jes 62,10)

Er war auf dem Weg gegangen, von dem es hieß: *<Machet Bahn! Machet Bahn! Bereitet den Weg!>* (Jes 58,14) Einer hatte einmal den Weg finden und bahnen müssen. Er war gegangen und hatte den Weg gefunden. Er will auf den Weg hinweisen und vorbereiten die, welche auch auf dem Wege gehen wollen. Es wird ein Weg sein, an dem die Angst und der Schrecken lauern, vor dem die Bilder der Angst aufsteigen. Er wird an diesem fließenden Wasser ihnen nahebringen, was das ist: *<Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht ersäufen sollen!>*

Durch die langen Zeiten hat die Angst ihre Spuren in alle eingegraben: deren Bilder erscheinen, wenn der Geist Gottes sie ergreifen will. Sie begreifen nicht, daß selbst ihre Feste noch die Spuren der Angst verraten, und ihre Bräuche die Angst abwehren und befrieden soll; sie tragen auch an der Angst, die in ihnen ist und vor sie hintritt, wenn sie sich dem Heiligen nähern. Eine Stimme hatte gesprochen, Angst und die Furcht lindernd. Sie hatte gesprochen zu einem beraubten und ausgeplünderten Volk, das zur Beute wurde und gefangen war: <So *spricht Gott, der*

dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel. Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst! Ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein!> (Jes 43,1)

„Du bist mein" war auch ihm nahe gewesen und seitdem trägt er das Wissen in sich um die Furcht und auch das Wissen, wie es ist, wenn er Friede kommt zu alle Menschen, welche „zerbrochenen Geistes" sind trösten will und auch den, „der erzittert vor meinem Wort" (Jes 66,2)

Auf einmal hatte er begriffen, woher jener fremde Mann Gottes seine Kraft erhalten hatte.

*

Der Mann, der aus der Wüste kam, am Flusse innehält, weiß wie jener Mann Mose, daß einer alleine „das Volk nicht tragen kann". Aber von den Reden Gottes war doch weitergegeben worden: *<Ihre Kinder sollen auf dem Arm getragen werden, und auf den Knien wird man sie liebkosen. Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet!>* (Jes 66, 12,13)

*

Johannes sieht nicht nur das gute Land über dem Fluss, er sieht auch die Länder dahinter und alle dort kennen den Spruch von den Kindern, welche Gott trösten wollte. Aber „in zukünftigen Zeiten" wird es kein Liebkosen mehr geben und keinen Strom mehr, der einen oder viele aus den Händen der Menschen rettet. Über den Höhen ist im Wind das Klagen über die Vielen, die schon verloren gingen. Es ist die Stimme einer Mutter, und sie will sich nicht trösten lassen, wenn es vorbei ist mit ihren Kindern. Wie das Schrillen eines Windes wehen die Klagen über die Länder, um die Kinder - oder um die Frauen, welche die Kinder hätten tragen sollen. Er wird ihnen zeigen, was er selber gefunden hat: *<Die Elenden und Armen suchen Wasser! Ich, der Herr, will sie erhören, ich, der Gott Israels, will sie nicht verlassen.>* (Jes 41. 17-18)

In der Wüste schon wurde der Weg vorbereitet.

+

Der Prophet

Im fünfzehnten Jahr steht die Herrschaft des Kaisers Tiberius, ein Pontius Pilatus ist Landpfleger in Judäa, ein Herodes ein König in Galiläa sein Bruder ist Vierfürst in - und von der Landschaft da - und einen Fürsten gibt es zu Abilene, und auf Hohen Stühlen sitzen Hannas und Kaiphas als ‚Hohe Priester'. Und überall und über allen sitzt immer ein Jemand, die Länder sind voll davon.

Der Weg ist gegangen bis hierher. Er steht still, das Schweigen eines langen Weges in sich. Er hebt den Kopf und sieht die Namen und Gewalten, die über dem ganzen Land liegen. Er sieht den Schatten des Todes. Alle werden begreifen müssen, was sie sehen müssen, zu dieser Zeit, die noch ihre ist.

Ein ganzes Volk denkt in seinem Herzen. Das Volk sieht die Bilder seines Herzens. Das Denken im Herzen wartet, daß laut ausgesprochen wird: <Ja, *Juda, du bist's! Dich werden deine Brüder preisen, vor dir werden deines Vaters Söhne sich neigen.*>

Die Ströme der Gedanken, Gefühle und heimlichen Worte gehen vorbei an dem, was die Häupter des Volkes denken und planen. Das wollen die Vielen, schreien!: *<Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!>* Die Herzen denken dabei an die Vielen, die im Werden der Geschichte Opfer gewesen sind.

Andere wieder konnten dadurch ihr Leben erhalten. Aber es gibt das Zerreißen des Zusammenhangs, wo es nur noch ein ‚Davor' und ein ‚Danach' gibt. Noch einmal soll der Baum des Volkes, wird der Kreis des Volkes blühen und - endlich - Frucht tragen, mächtig sein in seiner Kraft.

Niemand sieht, daß die dünnen Zweige an der Krone des Baumes zittern, niemand will den Schall der Schläge hören,

die noch in der Stille dröhnen. Das Eisen hat gebissen, der Baum aber steht noch. Sein Blick gilt den stillen Männern, die am Fuße des Baumes stehen, in die hohe Krone über ihnen blicken und warten. Sie warten darauf, daß der Baum sich langsam neigt und fällt und stürzt. Diese Männer brauchen nichts mehr zu tun. Sie haben das Ihrige getan, sie können warten, die Hand am Stamm, an der warmen gefurchten Rinde. Die Hand fühlt tief innen das Reißen und den Kampf des Baumes um seinen Stand auf Erden.

Auch in der Seele des Volkes ist das entsetzliche Stöhnen, weil seine Geschichte einem Ende entgegengeht. Er schöpft aus dem fließenden Wasser, über das ihre Vorfahren gekommen waren, aus den Wegen der Wüste eingekehrt waren. Er läßt das Wasser über die durstenden Menschenleiber rinnen, er führt sie an das Wasser, damit es antworten soll aus ihnen. Aber ihnen die Kraft zu geben, die ihn antrieb und ihnen die Furcht zu nehmen, die ihnen das Herz schwer macht, dazu wird es nicht reichen.

Von Gott hatte es gegolten: <Ich schwieg eine Zeitlang! Nun aber will ich schreien, wie eine Gebärende will ich schreien! Ich will die Finsternis vor ihnen her zum Licht machen!>

Aber als dann einer kam, der davon mitzuteilen fähig war, galt nur noch: *<Er schoß auf vor ihnen wie ein Reis, er hatte keine Gestalt noch Hoheit!>* Man hatte mit Furcht nach ihm geblickt und die Wunden an ihm gesehen, die nur Gott geschlagen haben konnte. Worte blieben und spürbar blieb ihre Wirklichkeit. Aber die Erwartung, daß sich der Himmel auftun soll und es aus dem Himmel mit Strömen der Liebe regnet und daß der <Geist auf alles Fleisch kommen> soll, ringt mit den Zweifeln.

Sie sollen ja nicht gebaut haben, was andere dann bewohnen, nicht gepflanzt haben, was andere ernten werden, (Jes 65,22), nicht leben, damit andere die Frucht ihres

Daseins verzehren. Aber die Augen sind roh und ihre Herzen nicht vorbereitet.

Die hergebrachten Worte spricht er in die Aufmerksamkeit, die sie ihm zuwenden: <... und das Licht Israels wird ein Feuer sein und sein Heiliger wird eine Flamme sein!> (Jes 10) <Machet seine Steige richtig, ebnet die Wege, denn: Alles Fleisch wird den Heiland Gottes sehen! >

Gott selber hatte glauben wollen: ‚Sie sind ja mein Volk, Söhne, die nicht falsch sind!' Von allen wird das Antworten erwartet: <Du bist unser Vater, unser Erlöser, das ist von alters her dein Name!> (Jes 63,8f)

Sie hatten Anteil an der Kraft, die ihrer Erde das Lebendige brachte. Sie hielten fest an den Geboten und Ordnungen der Väter, die den Erhalt ihres Lebens sicherten und erhielten.

Wer seine Abstammung kannte, war sicher, woher er kam und war gewiss, wohin er ging.

Es kommt die Zeit, wo die Geltung der Vaternamen schwindet. Schon dringen die Namen andrer Väter in ihr Leben ein. Sie werden rufen müssen, wie Kinder nach dem Vater rufen. Sie werden rufen, wenn andere Mächte und Gewalten nach der Erde greifen, die sie bisher sicher getragen hatte. Johannes spricht: <Nehmt euch nicht vor zu sagen: ‚Wir haben Abraham zum Vater!' Er ruft. <Gott kann Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken!>

Sie merken nicht, wovon er redet. Alle haben einen Vater und haben dann noch Abraham zum Vater und sind alle sicher verwurzelt: aber sie kommen heraus zu ihm und lassen sich taufen. Sie wollen sein Reden, damit sie sicher wohnen können. Aber er sieht hinter ihnen das Gleiten der Schlangen und hört ihr Zischen, das sie der Bedrohung ihres Lebenskreises entgegenschicken. <Ihr - Otterngezüchte! Wer

hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?>

In vergangenen Zeiten sprach es: <Eure Hände sind mit Blut befleckt und eure Lippen reden Falsches, eure Zunge spricht Bosheit. Man vertraut auf Nichtiges und redet Trug; mit Unheil sind sie schwanger und gebären Verderben. Sie brüten Nattereier. Ißt man von ihren Eiern, so muß man sterben, zertritt man sie aber, so fährt eine Schlange heraus!>

Ein hartes Urteil liegt über allem Tun: <Ihre Werke sind Unheilswerke. Ihre Gedanken sind Unheilsgedanken, auf ihren Wegen wohnt Verderben und Schaden. Sie kennen den Weg des Friedens nicht!> (Jes 59) ‚Schlangenbrut!' hat er sie genannt, die zum ihm kamen.

So sieht er sie, als einen Haufen kriechenden Gewürms, in diesem schönen Land. Er sieht ihre Körper auftauchen aus dem strömenden Wasser in die Luft, in ihr Leben; ein kleines Leben in einem begrenzten Raum, Körper, umgeben von einem unendlich Weiten.

Seit ihrem Anfang in der frühen Zeit wussten sie immer, was das war, das ‚Erkennen'. Und sie konnten sich schämen. Weiter werden sie in ihren Orten wie Schlangenbrut übereinander und durcheinander kriechen.

Aber unten am Fluss entsteht wieder eine Ordnung, wo jeder des andren achten kann und darauf sieht, daß sein Gedenken ehrlich ist und das Denken seines Herzens wahrhaftig. Wo Johannes gelebt hatte, war der Andere schnell ein Feind und der Tod. Aber der Andere war auch ein Mensch und konnte dem andren ein Mensch sein. Und als Wandernder hatte er die Bedeutung der Regel erfahren: *<Brich dem Hungrigen dein Brot und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus. Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht seinem Fleisch und Blut. Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die*

Morgenröte und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen. Dann wirst du rufen, und der Herr wird dir antworten. Wenn du schreist, wird er sagen: ‚Sieh hier, hier hin ich!'> (Jes *58)*

Immer wieder: ‚Wenn - und dann'! Und wenn -! Wer wird denn sagen: ‚Hier bin ich!' Die, die das Brot haben, werden nicht sagen: ‚Hier bin ich!' Es wird immer geben, mit denen das Brot geteilt werden muss. Oder die Vielen, die man ins Haus holen soll. Oder einer ist nackt und niemand ist da, der sagt: ‚Hier bin ich!' Um sein eignes Fleisch und Blut muss sich kümmern, wem schon das Eigene Sorgen macht.

Doch in der Zeit, die kommt, werden Viele auf dem Wege, den sie und ihre Kinder zu gehen haben, bloß sein und kein Brot haben und im Elend sein, und das Teilen eines Brotes wird als Gerechtigkeit gerechnet.

Wer dann <zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, tue auch also!> Es kommt die Zeit, wo einer nur noch zwei Röcke hat und Speise, die ihm selber reicht und seinem Fleisch und Blut. Wird auch dann der ‚Herr' kommen und sagen wollen: ‚Sieh her, hier bin ich!' Und wer ist dann eine Last und wer eine Hilfe?

Sie wissen nicht, daß er von einem spricht, der schon auf dem Wege ist, ganz nahe ist und auch einer von ‚ihrem Fleisch und Blut' ist. Er selber ist gerade gut genug, daß er ihm die Schuhriemen löse. Er ist nur Werkzeug. Er ist nur ein Spurensucher und ein Wegbereiter. Er ist einer von denen, die andre tragen, auf den Armen, auf den Schultern oder auch nur im Herzen.

Wenn er so redet, wer hat dann ihm gegeben, Nahrung, Kleidung, als er bloß war, draußen, in der fremden Welt, und ihn gebeten, ans Feuer zu kommen? Hatte es für ihn ausgereicht, zu sagen: ‚Hier bin ich - sieh mich an!'?

Vielleicht hat ja jemand hinter ihm den leuchtenden Schein gewahrt, der mit ihm ging, da er doch dem Gott gehörte, der gesagt hatte: ‚Du bist mein!' Die Fremden, bei denen er ein Gast war, haben ihn vor dem Tod in dem verlassenen Land bewahrt gehabt.

Die Worte berühren sie, das Wasser der Taufe läßt die Schmerzen aufwachen und lindert den Schmerz, wenn sie sich ihm hingeben. Für einen Augenblick trägt der Strom des Lebens ihre Schmerzen mit sich fort.

Die Stille tritt ein, in der sichtbar wird, was Kain in einem ist und in dem Erleidenden der Daseinswirklichkeit Abel sich erkennt und der Gestalt, die die Welt einem gegeben hat und in der das Ich der Welt zu begegnen versucht, so fließt auch der innere Strom und löst die Qual, den Zorn, die Verlassenheit auf in die Zuneigung, welche allen Menschen gilt und auch dem Kain, der einem der Brudermensch ist. ‚Aber was sollen wir denn tun? Wir, welche nichts ändern werden, was sollen wir nur t u n ?'

Keine Belehrungen, keine Anweisungen, keine Gebote legt er ihnen auf. Sie glauben Abraham als ihren Vater, der sie schützen kann. Sie wären die Kinder des Abraham, wenn sie den Biss der Axt spüren würden und sie würden singen oder schweigen, wo kein Reden mehr nützt. Ihre Stirn ist nicht gezeichnet vom Entsetzen und ihre Stimmen sind nicht voller Traurigkeit.

Auch wenn es Niemanden mehr geben wird von den Kindern Abrahams in ihren Erwartungen und ihrem Schmerz, wenn es die nicht mehr gibt, die aus dem Samen des Abraham kommen, wird Gott aus Steinen wieder Kinder machen. Wenn es keine Frucht mehr gibt und der Baum nicht mehr steht: ‚Aus Steinen, aus Steinen -!'

Danach gibt es keine Worte mehr . Aber er gibt Antwort auf ihr Fragen: ‚Fordert in dem, was euch verordnet ist, nicht mehr ein, als die Ordnung verlangt': Alles an

Erwarten, an Forderungen, auch an Begehren, das muss woanders hin getragen werden, wo es nicht dem Nächsten zur Last und zur Ausbeutung werden kann, womit der Lebenshunger befriedigt und die Lebenslügen aufrecht gehalten werden.

+

Davids Begehren

Der König der alten Zeit hatte alles, was ihm zukam und er glaubte dennoch, den Weinberg eines anderen nötig zu haben, damit sein Besitz und seine Macht abgerundet wären. Der Prophet trat vor ihn hin und hielt ihm den Spiegel vor: Nicht mehr nehmen, als was die Ordnung erlaubt, kann schon Unrecht sein. In einem Gleichnis läßt sich die Ungerechtigkeit erkennen, während in der Wirklichkeit einer, der Vieles hat, das Eine nicht vermissen will, weil damit die runde Zahl und der Erfolg seines Sammelns gestört würde.

Vom Armen darf ein Hoher erwarten, daß er die empfindliche Seele des Herren schonen kann und auf sein Weniges verzichtet. ‚Ihr seid dieser Mensch! So ein Mensch!' hatte der Prophet gesagt, ‚ihr nehmt euch und glaubt euch im Recht!' Sie werden auch Gott missbrauchen, damit ihnen der Arme das letzte Schaf noch hergibt oder seinen letzten Pfennig, damit die Blöße und der Hunger der Großen befriedigt wird. (2.Sa, 12)

*

Die gewalttätigen Hände strecken sie aus, lassen aufmarschieren und deshalb, denkt daran, Kriegsleute, Söldner, tut niemand Gewalt noch Unrecht und lasst euch genügen am Sold. Es sind nur Kröten, die man ihnen hinwirft. Aber die Hoffnungen, ihre Lüste und Leidenschaften, die sollen sie woanders hintragen.

Denn <die Tage meines Volkes werden sein wie die Tage eines Raumes, und ihrer Hände Werk werden meine Auserwählten genießen. Sie sollen nicht umsonst arbeiten

und keine Kinder für den frühen Tod zeugen!> (Jes 65,22.23) In der Einöde leben wenig Bäume und ringen um ihr Bestehen. Im Land der vielen Bäume kommt es auf einen nicht an. Aber mancher verdorrt, weil die anderen ihm Licht und Luft und Boden streitig machen.

Fremde Völkerwelten branden schon an den Rändern, überspülen die Schattenränder, die das Gezweig ihres Lebensbaumes auf das Land wirft, auf dem ihr Baum nicht immer wurzelte. Nicht immer wird aufgehalten, was Verderben bringt oder Verderben über die gebracht, die verderben wollen.

Einmal hatte Gott versprochen, <der im Meer einen Weg und in starken Wassern Bahn macht, daß sie auf einem Haufen daliegen und nicht aufstehen, daß sie verlöschen, wie ein Docht verlischt.> (Jes 43, 16.18) Was einmal war, muss nicht wieder eintreten. Der Glaube will hoffen, daß es einen Weg durch die Wasser gibt; solange der Aufbruch nicht erfolgen muss, will die Hoffnung glauben, daß es einen Weg zu finden gibt in der Wüste und daß die Einöde Wasser hat und Nahrung. Aber es ist nur ein Versprechen aus dem Vorigen, daß die Menschen, die einem ans Leben wollen, auch auf einem Haufen daliegen und deren Leben es sein wird, das wie ein Docht verlischt.

Für einen Augenblick, in der Gegenwart dieses Menschen, wird deutlich, was als Erinnerung in ihnen allen schlummert. Sie kennen den Garten, in welchem das Wasser fließt, sie ahnen die Mauer, das verschlossene Tor, das sie von diesem Garten ausschließt. Sie alle sind Nachkommen von denen, die Entscheidungen trugen, Gehorsam verweigerten, wo Gehorsam angebracht gewesen wäre, Wege gingen, die Irrwege waren, Versäumnisse duldeten, die nicht wieder gut zu machen waren. Oft war es zu spät für einen neuen Aufbruch.

Aber das Bild vom Baum, der das kollektive Miteinander meint, ist nicht vergessen, als von einem Baum, der

gebrochen wurde und sich noch einmal empor rang in einem Trieb.

<Denn die Erretteten vom Hause Juda und was übriggeblieben ist, werden von neuem nach unten Wurzeln schlagen und oben Frucht tragen. Denn von Jerusalem werden ausgehen, die übriggeblieben sind, und die Erretteten vom Berge Zion.> (Jes 37, 31.32)

Solche werden sie sein, die warten, daß auf ihrem Wege sich findet, der ihnen Brot abgibt, der ihnen ein Dach über dem Kopf anbietet, denn sie sind ohne alles, was man trägt, um dazugehören zu dürfen, um nicht aufzufallen und um nicht gejagt zu werden, auf ihren Straßen. Vielleicht besitzen sie dann nicht, was einen Menschen bei den Fremden ausmacht, das Wissen um das Herkommen, Familien, deren Namen und Zeichen.

Sie besitzen nicht die Sprache, das Aussehen, die Merkmale der Zugehörigkeit, die einen als Kind der Gruppe auszeichnen. Die Hörer hören nur:'... wie ihr einen Fremden aufnehmt, so wird man euch aufnehmen, wenn ihr oder die Kinder eurer Kinder auf den Weg müsst, als Übriggebliebene, als Errettete'.

Sie müssen erst begreifen, wie er es meint, wenn sie ihn hören. Er ist ergriffen, er ist besessen, ‚es' hat ihn gepackt. Es ist so wenig, was zu ihnen herüberkommt, die ihn ansehen, es ist so wenig, was übriggeblieben ist, es ist ein Bitten: ‚Ihr habt doch genug, was wollt ihr noch!' Die Woge, die kommen wird, ist nicht mehr aufzuhalten mit einem Wort des Flehens.

Das Feuer, welches kommt, und seine Flammen brauchen alles, was sie finden, um sich am Leben zu halten, bis es so weit ist, daß es in sich zusammensinkt, erlöscht, Rauch nur noch zum Himmel steigt und ganze Menschenheere daliegen, wie auf einem Haufen, die Totenvögel aus dem Himmel herabstoßen und die Mütter klagen um die Gefallenen,

die einmal ihre Kinder waren. In seinen Worten ist die Wahrheit des Sehers, er spricht als Ratgeber zu den Kriegsleuten: <Tut niemand Gewalt noch Unrecht!>

Es gab sie, es wird sie weiter geben, die Heere der Krieger. Und deren Götter. Geld erscheint als Lohn und die Beute als Ersatz für verlorene Lebendigkeit. Damit ist es nicht getan: <Laßt euch genügen - an eurem Solde!> ‚Ist es noch nicht genug? Lasst es genügen!'

Alle wünschen, daß im Kreis des Lebens auch Gott seinen Sitz hat, damit ihr Kreis den Mittelpunkt nicht verliert. Bilder sind geblieben, Brauch und Bedeutung sind geblieben. Die wirklichen Herren der Länder und ihrer Menschen sind Gott ähnlich geworden und die Bilder Gottes dienen ihnen. Über die Länder herrscht ein Wesen, das sich Gottähnlichkeit anmaßt, „blutrot gewandet auf einem Boot in einem Meer von Blut stehend, inmitten der Lebensflut."

Einmal wird Gott, welcher mitgeht auf den Wegen, die Erde anrufen: <Dann wird die Erde offenbar machen das Blut, das auf ihr vergossen ist, und nicht weiter verbergen, die auf ihr ermordet sind.> Wenn dann noch ein Mensch will, daß Gottes Kraft ihm nahe, dann muss erst das geweckt werden, was diese Worte meinen. Dann muss einer seinen Willen fragen, ob sein Wollen das tragen kann, das Offenbarmachen, das Gewahren, das Ertragen, die Traurigkeit auch. Und den Glauben, daß <deine Toten werden leben, deine Leichname auferstehen> (Jes 26) Ganz wie es war im Anfang, werden sich die Augen zum Himmel erheben und dann vermag einer auch zu antworten: <- und die Erde wird die Toten herausgeben.> Im Beten muss es sprechen: <Lege deinen Schrecken auf sie, daß die Völker erkennen, daß sie Menschen sind!>(Ps 9)

Und Johannes spricht nach, was aus einem anderen sprach: <Ich sprach, was soll ich predigen? ‚Alles Fleisch

ist Gras, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt!>

Jeder, der nun reden will, muss an diesem Spruch vorbei und an einer Erkenntnis, die nicht durch Eindruck und Größe des Gestaltgewordenen gewonnen wird. Woher kommt dann die Kraft, das Erkennen der Wahrheit und ihrer Wirklichkeit aushalten zu können? Viel Schrecken muss noch auf die Völker fallen, bis sie erkennen, daß sie ‚Menschen sind!' Das Wissen der Worte greift voraus.

Es war schon einmal von denen die Rede, die „niemand etwas mit Gewalt" nehmen, „Brot teilen", nicht „auf Zinzen" geben, „gerechtes Urteil" fällen. Denen war zugesprochen. *<Ein Gerechter, der soll das Leben behalten>.* Auf Menschen mit *<neuen Herzen und einem neuen Geist>* war die Hoffnung ausgerichtet. (Hes 18)

Als aber <das Volk voll Erwartung war und alle dachten in ihren Herzen, ob er vielleicht der Christus wäre ->, - da waren es vielleicht auch nur solche Vorstellungen, die einer Lage des Volkes entsprangen, wo nur noch Erwartungen und Hoffnungen übrig geblieben waren, wie es später dann von vielen verstanden worden ist: Produktionen der Unglücklichen, der Entmachteten, der Entrechteten und nicht das Gewahrwerden eines Menschen der Gerechtigkeit.

Johannes hat nur gesagt. <Ich taufe euch mit Wasser!>

‚Ich' sagte er, ‚die Taufe, mit der ich taufen kann, ist eine Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden.' Nicht das Wasser kann die Sünden vergeben, wenn Gott nicht vergeben will, wenn nicht davonfließen lassen kann mit dem strömenden Wasser, was allen anhängt, was für jeden die Sünde ist, für die kein Mensch wirklich büßen kann.

Genug ist es für diesen Tag, wenn sie mit Wasser getauft werden. ‚Aber!' sagt er dann. <Ein Stärkerer als ich kommt!> <Der wird sammeln und brennen!> Er selber ist nicht stark genug, um die Frucht zu ernten, zu sammeln und

um zugleich das Unbrauchbare auszusondern und zu vernichten.

Ein Anderer kommt! :<Der wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen!>

Wer so redet, muss damit rechnen, daß die, welche zur ‚Streu' zählen sollen, mit ihren Mitteln und mit dem Einsatz ihrer Macht den aussondern und vernichten werden, der in ihren Augen weder richtige Arbeit leistet noch brauchbare Frucht trägt.

Verkünder solcher Prophezeiungen sind schon um geringerer Ursachen willen gefangengenommen und festgesetzt worden von den Herren, die sich ihre Herren wähnten. Ein Anlass dafür und Rechtfertigung ist dann immer auch der verbotene Eingriff in die ‚inneren' Angelegenheiten der Betroffenen. Sie haben ihr Leben von der Zustimmung der Untergebenen, von denen sie getragen werden und ein Verlust an Zustimmung und die Verneinung ihrer Freiheiten bewirkt ihren Rückfall in die Bedeutungslosigkeit und Hilflosigkeit.

Der Streit geht in Wirklichkeit um ihre Macht, die sie im Auftrag einer höheren Macht ausüben. Denn wer verleiht die Macht, daß ein Gesalbter als König und Herrscher zu herrschen fähig ist und die Geschicke ganzer Völker bestimmen kann?

Der Anspruch der Leute, die von unten aufsteigen wollen, bedeutet, daß die Herrlichkeit auch der ‚Gesalbten' anders verteilt werden soll und das ‚Licht der Herrlichkeit' anderen Menschen zuteil wird.

Ein Gottesspruch hatte einmal Hoffnung gegeben: <Ich erniedrige den hohen Baum und erhöhe den niedrigen, ich lasse den grünen Baum verdorren, und den dürren Baum lasse ich grünen.>

Sie glauben zu sehen, wie schon in ihm der dürre Baum beginnt zu grünen, weil der Christus Gottes in ihre Leben

eintritt, auch wenn es nicht so aussieht, als sei Johannes zum Herrschen fähig und dazu bestimmt. Aber davor muss der Hohe Baum erniedrigt werden, damit der niedrige erhöht werden kann, und das, was hoch ist, setzt sich dagegen zur Wehr und macht das Aufwachsen eines neuen Baumes zunichte. Also wird Johannes gefangen gesetzt.

+

Davor aber steht Jesus auch unter den Leuten, die zu Johannes gehen, um sich taufen zu lassen. Danach betet er. Und als er betet, <da tat sich der Himmel auf und der Heilige Geist fuhr hernieder.>

Eine Stimme kommt aus dem Himmel, die Stimme spricht: <Du! Du bist mein lieber Sohn! An dir habe ich Wohlgefallen!> Es reihen sich die anderen Worte aneinander vom Ratschluss Gottes, wie er von Menschen gehört und ausgelegt worden war: *<Bitte mich! So will ich dir die Völker zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum.>* (Ps 2)

‚Bitte mich!' hat Gott gesagt. ‚Bitte!'

Wer hat seitdem alles: ‚Bitte!' gesagt und gefordert und verlangt; aber wem hat Gott auch wirklich zusagen können: ‚Du bist mein Sohn!'?

In der bergenden Höhle einer Arche der Vorzeit hat ein Geschlecht sein Leben gerettet durch das Wasser hindurch und war zu einer neuen Bestimmung herangewachsen, dem Fluch entnommen, den die Erde trug und alles, was darauf lebte, und war in eine Welt der Verwüstung hinausgetreten. Für eine lange Zeit sollte das Gotteswort gelten. *<Ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen, um des Menschen willen!>*

Eine andere Botschaft soll nun gelten, nachdem Jesus aus dem Wasser seiner Taufe auftauchte und die Stimme sprach: Um dieses Wohlgefallens willen, das Gott über den

Sohn ausgesprochen hat, soll der Mensch nicht mehr um des Menschen willen verflucht sein und der Vernichtung anheimfallen müssen. Um seinetwillen soll Segen auf den kommenden Menschen liegen.

Damals wurde ein Altar errichtet. Seitdem standen viele an den Altären, und opferten, weil das Leben Gott etwas schuldete und schuldig blieb.

Und Jesus kam aus dem Wasser der Taufe, zu ihm sprach die Stimme. Als Sohn ist er auf den Weg geschickt worden und geht seinen Weg. Das genügt, das ist genug, ein Sohn zu sein und unter dem Wohlgefallen zu gehen und einen Vater im Himmel zu haben. Er wird gehen, in das Erbe, das der Vater ihm zuweist.

Die Völker jedoch werden den Sohn Gottes zu ihrem Eigentum machen und werden sein Erbe nehmen. Und seine Worte auch.

+

Die Reihe der Namen 3/23 -

<Ein Sohn Adams, der war Gottes!> In eine Vergangenheit, die der Anfang der Welt des Menschen war, geht die Reihe zurück. <Adam - der war Gottes> war davon gesagt worden. Am Anfang: ‚Adam, der war Gottes.'

Eine Namenreihe war entstanden, die mit dem Anfang verband: ‚Der war ein Sohn des Enos, der war ein Sohn Seths, der war ein Sohn Adams, der war Gottes.' Es war herausgekommen aus dem Bewusstsein der Reihe, die jedes Lebewesen mit dem Anfang verbindet - er wäre ja sonst nicht. Eine Abfolge, ohne Unterbrechung von Anfang an, die Namen und die Gewissheit - von weit her ist Jeder gekommen - und manche Reihen sind unterbrochen worden, ausgelöscht, zunichte gemacht!'

+

In der Wüste – Hunger 4/1 -

<Jesus aber - ward vom Heiligen Geist in die Wüste geführt -> <Und er aß nichts in diesen Tagen - und da sie ein Ende hatten hungerte ihn -.> Lange hat es gedauert, bis er begriff, daß Hunger in ihm ist. Es gab nur die Leere, die um ihn war. Leere hatte er in sich. Wüste um sich, Sand und Steine. Nichts gab es, um davon zu leben.

In einer Welt der Wüste findet er sich: ‚Wüste und Leere -.

*

Die Namenreihe reichte bis zum Anfang, als die ersten Menschen erwachten. Die Menschen erlebten sich in der Leere. Pflanzen hatten Erde, um zu wurzeln, um darauf zu wachsen - um ihre Frucht zu tragen. Tiere fanden Nahrung, um fressen zu können - und waren ausgestattet mit der Fähigkeit zu jagen, zu schlagen, zu fressen und verzehrten, was auch sein Leben hat und es bewahren will. Das Lebendige wehrt sich und nährt sich und verzehrt, was gewachsen ist, und schlingt und frisst: und fragt nicht nach Schuld dabei.

Das, was geschieht, braucht keine Entschuldigung. Das Leben selber will sich erhalten - braucht das andere Leben, das ihm Unterhalt ist. Es kennt nur die Notwendigkeit, sein Dasein zu erhalten.

Der Hunger macht die Grenze durchlässig, die vor dem Wahrnehmen des nagenden Hungers geschützt hat. Jetzt kommt das Begehren nach Sättigung. Ein Mensch, wenn er erst groß geworden ist, erinnert sich nicht mehr, daß ihn am Anfang nur hungerte, er genährt werden wollte - und angewiesen war auf einen mütterlichen Grund als der Grundlage jeden Lebens.

Mit der Stimme der Klage wird das Innere laut und bemerkbar, holt herauf : ‚Immer bin ich hungrig gewesen - ich habe es nicht gewusst - nicht gewusst, nicht in der Wirklichkeit, die in einer Wüste Wirklichkeit ist.’

Nicht gespürt hat das ‚ich', daß alles, was lebt, nur hungrig ist. Es hungert ihn - wie alles Leben.

Aus dem Schweigen der Tage, der Nächte, unter der brennenden Sonne des Tages, unter der Kälte des Himmels in den Nächten, bricht es aus: Nicht ein ‚Ich' war ist es, das in die Wüste gewollt hat, ein andrer Wille hat es fortgetrieben, vom Fluss weggeholt auf Wege, wo schon andre einen Weg gebahnt hatten - und vor dem Offenwerden des Hungers der Menschen, des Hungers in der Welt gestanden hatten.

Der Geist holte fort von allem, was Nahrung, Sicherheit, Mit-Welt war. Alles ist fortgenommen, was Schutz und Sicherheit war. Bloß ist ein ‚ich' dem Erkennen ausgesetzt. Wüste und Leere - Sand und Steine.

Ein Nachtgesicht - ein Tagtraum, ein tiefes Bedürfen - Gott hat ihn hierher gebracht - um ihm zu zeigen, wie aus Steinen Brot wird.

Vierzig Tage und Nächte haben ihn dahin gebracht, daß er der Stimme gewahr wird, die unerbittlich fordert. Sie hat auch in andren Menschen geboten, gefordert, von Anfang an: ‚Mach!' Schaffe dir -!' Aus dem Gegenüber fordert die Stimme unerbittlich: ‚Schaffe dir Brot - aus diesen Steinen - aus dieser Welt - schaff dir Brot - du bist doch -!'

Eine Stimme ist in allem und ein Erkennen dahinter, ein Wissen, das über alles Menschliche ist. Eine Stimme des Wissens und Erkennens, die Widerstand leistet, sich aller Selbstbehauptung entgegenstellt: das Wissen: ‚Es geht nur um ‚Brot'.

Alleine ist er der Menschheitsfrage ausgesetzt: ‚Was kann Brot schaffen, Nahrung geben, der Daseinserhaltung dienen. ‚Bist du ein Mensch - dann -. Sprechen nützt nichts - Bitten nützt nichts -. Aus Steinen wuchs Erde. ‚Sprich zu diesem Stein, daß er zu Brot werde. Sprich und es geschieht, wie du es willst!'

Alle Erde ist aus Steinen gewachsen, hat Fels und Steine bedeckt, hat der Erde ihren Namen gegeben, und hat dann alles wachsen lassen, hat auch die Menschen werden lassen. Von Anfang an ist dies geschehen. Die Namen reichen weit zurück und das Erinnern, woher die Menschen gekommen sind.

Die Stimme weiß alles, erinnert alles, ist immer mitgegangen und weiß, woher die Menschenvölker gekommen sind. Die Erde ist geworden und hat wachsen lassen. Aus der Erde ist das erste Brot gekommen. Davon haben alle ihr Leben. Oder gab es einmal ‚kein Brot?' Die Namen reichen weit zurück, ein Erinnern reicht nicht bis zu den Anfängen.

Tage und Nächte brachten dahin, wo er gewahr werden konnte, daß die Stimme sprach, die immer in allen gesprochen hat: Um des Hungers willen, um der Not und Bedürftigkeit willen, um des Menschseins willen musste aus Steinen Brot werden.

Alles andre an Bedürfnis, an Hunger - kann verschoben werden, auf alles andre kann Verzicht geleistet werden, kann auch verwandelt werden, umgesetzt in Begehren, in Verlangen oder kann geleugnet werden - sogar das eigne Leben. Aber kein Leben kann darauf verzichten, daß gegessen werden muss. Vierzig Tage und Nächte vielleicht kann das Leben hungrig bleiben - aber dann ist Nahrung notwendig.

Aber Gott gab das Wort, Gott gab die Sprache. Daran ist der Mensch gewachsen, das hat ihn zum Menschen werden lassen. Auch das wird offenbar im Hunger.

In der Leere, im Zustand des Unerfülltseins in der wahren Bedeutung des Wortes, wird offenbar, daß die Menschen lange brauchten, von den Anfängen an, bis es sich entrang, das Wort aus der Stille, das Wort in die Leere - zu Menschen gesprochen, die es auch nur hungerte: *<Gedenke das ganzen Weges, den dich ‚der Herr', dein Gott, geleitet hat, diese vierzig Jahre in der Wüste, auf daß er dich*

demütigte und versuchte, damit kund würde, was in deinem Herzen wäre. Er ließ dich hungern und speiste dich mit Manna, das du und deine Väter nie gekannt hatten: auf daß er dir kundtäte, daß der Mensch nicht lebt vom Brot allein - so erkennst du in einem Herzen, daß dein Gott dich *erzogen hat, wie ein Mann seinen Sohn erzieht.>* (5. Mose 8)

Demut brauchte es, damit die Menschen die menschliche Wahrheit und Wirklichkeit als Bedürftigkeit, als ein Angewiesensein vor Augen haben. Immerwährend, jeden Tag, ist Nahrung nötig. Vierzig Tage waren es für einen Menschen, damit kund würde, was in seinem Herzen ist: ‚Sprich - zu diesem Stein - und wenn du Gottes Sohn bist, dann wird daraus: Brot!'

Aber kundgetan ist, daß der Mensch nicht lebt vom Brot allein , es geht um mehr - im Leben der Menschen.

‚Was willst du - jetzt?' Die Stimme fragt - nicht die Stimme eines Verleumders , keine Stimme der Schmähung, sondern die Stimme eines Ichs sich selber gegenüber. Was kann ein Mensch, verloren in der Wüste, wollen, was mehr sein kann, was will er anderes - außer ‚Brot'.

Der Fluss liegt hinter ihm, war die Grenze zu denen, denen er zugehört, zu denen er geschickt ist, für die er sein Leben geben will, was will er ihnen sagen, ihnen mitbringen: was in seinem Herzen ist? Erkennt er es nicht? Hunger ist, was ihn treibt!' ‚Kundtun was im Herzen ist -,: wer tut das - wer kann das tun? Auftrag, eine Forderung ist es: ‚Tu kund - was in deinem Herzen ist -!' Das Wollen des Herzens ist, daß Hunger gestillt wird. Erkennen soll der Mensch, was in seinem Herzen ist.

Auch nach der großen Flut ging es weiter um Essen und Trinken, sich wehren und kämpfen, kaufen und verkaufen, Land besitzen, und haben, was darauf wächst, Grenzen um sich wissen, die andre fernhalten. Das Volk ist nicht in der Wüste geblieben. Es wurde gerettet vor dem Hunger, vor

der Not - vor dem Untergang. Als es versucht wurde, sprach nur die Stimme des Herzens: ‚Schaff Brot, schaff uns zu essen - und rette uns, wenn du kannst. Nicht Hungers sterben.'

Selbst das Land der Sklaverei hatte Brot und Fleisch. Auf ‚Gott dienen' kann Verzicht geleistet werden, aber zu essen haben muss ein Mensch, alles andre ist nicht so notwendig wie dies.

Die Stimme eines ‚Ichs', verselbständigt, als Gegenüber und als fremd erfahren, ist das die Stimme eines Verleumders? Die Sprache der Anschuldigung? Eine Versuchung durch die eigenen Wünsche? Eine Versuchung gegen die Erfüllung des Auftrages, ein Mensch zu werden, der zum Segen werden soll?

Viele haben gerufen, gebeten, gefleht: ‚Gott tu! Gott sorg für uns! Gib uns Kraft, Erfolg, Ehre, Macht, Frieden, Wohnen - Gott erhalte uns, achte auf uns, mach uns groß, schlag die anderen, gib uns - Gott mach!' Fülle die Armen mit Gütern, las die Reichen leer, sättige uns mit langem Leben, hieß es. Und wenn das alles nicht erfüllt wird, im eigentlichen Sinn des Wortes, dann ist es auch nichts mit dem Loben und Danken.

Oder kann beim Essen des Brotes der Armen an Gott gedacht werden und seines Wortes?

Aus dem Leeren, aus dem Hunger, ist auch der Glaube gewachsen. Vergessen soll niemand, was im Herzen ist.

Langsam, durch Jahrtausende ist die Erde gewachsen, und gibt Nahrung. Aber wo es um stark und stärker geht unter den Menschen, haben die Starken recht: es ist alles ein Ringen und Kämpfen. um die Verteilung der Erde, um die Verteilung des Brotes, um Felder, auf denen es wächst, um die Grenzen, es zu schützen, um die Nutznießung von allem, was wächst und nähren kann. Selbst die Macht und die Ehre, der Platz und der Vorsitz an der Tafel des Lebens sind nur

Zeichen dafür, wer sich am meisten nehmen darf, was zugestanden wird von den Mitmenschen, um es sich einzuverleiben.

Auch im Hunger ist Hunger nach mehr. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Jetzt kommt er Augenblick, wo Jesus bekennen und kundtun muss, was in seinem Herzen ist. Will er mehr als seinen Hunger stillen? Hungert ihn wirklich nicht nur nach Brot - ?

Noch haben sie, die sich behütet wissen, das Wort Gottes. Noch ist es nicht wichtig, daß jetzt schon deutlich wird, daß auch im Hunger, im Elend, das Wort Gottes ein ‚Mehr' ist, woran es festzuhalten gilt. Zu Steinen wird noch mancher sprechen müssen: ‚Werde zu Brot!' Aber weitertragen werden sie und ihre Kinder: ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein'.

Sie werden der Abfolge von Gestaltungen, der ewigen Reihe von Abbildungen eines Menschen, den Gott geschaffen hat, nicht ihre Achtung versagen, sondern sie in ihr Dasein hereinnehmen, damit sie werden, was sie sein sollen. Sie sollen dem Menschen, der ‚Gottes' war, ähnlich werden.

Jesus macht aus den Steinen kein Brot. Aber wenn er zurückkommt, dann mit dem Erkennen, daß es um ein ‚Mehr' geht und nicht allein ums Brot. Aber widersprechen wird er nicht dem Hunger nach Sattwerden oder verleumden, denen es nicht um ‚mehr' gehen kann. Das Verlangen muss geachtet bleiben, gefühlt das Recht in diesen Stimmen nach der Befriedigung des Hungers.

Es wird Klagen und Vorwürfe und Anschuldigungen geben, die jeden treffen müssen, dem es nicht nur um Nahrung geht im menschlichen Dasein: ‚Ihr alle, bei allem, was ihr tut und um euch herum aufbaut an Sitte, Brauch, Kultur und Glaube, Geboten und Verboten, Göttern, die verehrt werden müssen, Opfern, die dargebracht werden - Ihr alle wollt

euch auch nur rechtfertigen in eurem Zugriff auf die Nahrung, weil Ihr satt sein wollt und euch schützen wollt vor dem Hunger und vor der Not des Lebens!

Und einer, fern von allen Menschen, spricht in seinem Herzen, der Mensch lebt nicht allein vom Brot - und hat zum ersten Male gespürt und gewusst, daß es auch ihn gehungert hat, mehr vielleicht als viele andere, die mit weniger zufrieden sind; es hat deswegen so lange gedauert, bis er begriffen hat: ‚Es hungert mich! Ich habe - auch - Hunger!'

Woran will er denn ‚satt' werden, wenn nicht an dem, woran alle satt werden können - was soll denn auf seinem Felde anderes wachsen? ‚Hunger nach Gerechtigkeit' ist doch auch nur ein Hunger nach der gerechten Verteilung des ‚Brotes'! Jeder fragt sich: Woran soll denn einer satt werden, wenn nicht am Brot? Wie viele werden so stehen, fragen, in ihren Wüsten - und vielleicht sterben, ohne satt geworden zu sein?

Früher hieß es einmal: <Gebt unserm Gott die Ehre! Er ist ein Fels! Ist er nicht dein Vater und dein Herr?> Ein Vorwurf mahnte an Vergessenes und erinnerte an ein Versäumnis: <Deinen Fels, der dich gezeugt hat, hast du außer acht gelassen, hast vergessen den Gott, der dich gemacht hat!> Eine lange Zeit hat ihre Spuren hinterlassen.

<Es ist nicht ein leeres Wort an euch, sondern es ist euer Leben!> Durch dieses Wort sollten sie lange leben, in dem Land, das ihnen gegeben wurde. Wortzeichen aus dem Vergangenen. Auch ‚lange' hat ein Ende. Aber die Suche nach dem, was satt macht, bleibt.

Aus Steinen kann sich Gott Kinder erwecken, das hatte Johannes gesagt.

Aber daß aus Steinen Brot wird, das bleibt als Verlangen, als Erwartung, als Forderung an die Welt.

+

Das Leiden des Elia

Nach dem Weg eines Tages legte Elia sich nieder, nicht nur auf der Flucht, sondern erschöpft von der Vergeblichkeit seines Tuns; viel Verzicht war in seiner Zwiesprache mit sich selbst: *<Ich hin nicht besser als die Väter sind!>* Sie konnten es nicht, und er konnte es auch nicht. Er musste erkennen, wie Mose es tun musste: ‚ich kann das Volk nicht tragen!'

Einem Leben ist es nicht gelungen, seinen Auftrag unter den Bedingungen der Daseinsgeschichte seines Volkes auszurichten. Er leidet am Unvermögen, Frucht hervorzubringen, nicht anders, als versuche man, aus Steinen ‚Brot' werden zu lassen.

Ein Mensch geht fort von allem und legt sich nieder wie ein Tier, das auch im Sterben einen schützenden Schatten über sich braucht. Da steht der Wacholder, herb, dunkel, hart, seinen Geruch um sich und über ihn werfend Schatten und Geruch und er verkriecht sich, verwundet, am Ende seines Weges, um sein Leben zurückzugeben.

Sein Tun ist vorbei, er tut nichts mehr, er hat genug getan. Und der Schlaf kommt über ihn , wie ein Schlaf als Schatten über ein Geschöpf fällt, das hinüberschlafen muss in seinen Tod. Und Elia traut seinem Gott, daß er ihn hinüberschlafen läßt und ihn holen läßt: und am nächsten Tag hätte im Schatten des Wacholders nur noch gelegen, was auch vom Menschen übrig bleibt. Da der Engel ihn anrührt, war für ihn da: ‚Wasser und Brot'. Der Schlaf legt sich wieder über ihn, der Schatten des Busches hüllt ihn ein, und ein Engel steht zwischen Nacht und Einöde, zwischen einem Menschen und dem Tod. ‚Steh auf! Und iss!' spricht der Engel. Elia steht auf und geht durch die Kraft des Brotes und des Wassers.

*

Nach vierzig Tagen kommt er an, wohin ihn der Geist führt: <Damit kundwürde, was im Herzen ist>! Und daß ein

Mensch auch davon lebt, <was aus dem Mund des Herrn geht.> (1.Kön 19)

Was treibt einen, der doch auch ein Haus, einen Hof, eine Stellung im Einflussbereich der Macht, Essen und Trinken, Kinder, ein langes Leben hätte haben können, statt dessen Gott zu sagen: ‚ich konnte das nicht!' Er hat viel getan, aber die Leute dankten es ihm nicht, konnten es ihm nicht danken, es war von ihnen zu viel verlangt, die doch fortwährend ihren Gott baten, von ihm forderten, verlangten, bettelten - und haben wollten.

Es gab die Wirklichkeit der vielen Menschen - und es gab die Wirklichkeit eines Menschen, der Gottes war. Eine Erwartung ging dahin, daß ein Widerschein entstünde, eine Antwort und ein Erkennen. Aber diesem Einen, der für sie genug getan hatte, dem sagten sie: ‚dich brauchen wir nicht' - ‚du gehörst nicht zu uns - du! nicht! , Aber viele gaben ihm auch ihre Hilfe, heimlich, weil sie die andren fürchten mussten, die sich auch fürchten mussten, daß sie auf der Seite des Elia stünden, und nicht verlieren wollten, was sie hatten und festhalten mussten, um ihr Leben behalten zu können.

Da sammelt ein Mensch alle Kraft, die in seinem Menschenleben ist, auch wenn diese Kraft woanders her ihm zukommt, im Gegensatz zu denen, die einen Gott haben, um von ihm satt zu werden an Essen und Trinken und dem sicheren Wohnen. Der Mensch lebt nicht allein vom Brot. Ein Mensch kann auch zugrunde gehen, wenn er vom ‚Wort Gottes' leben muss.

+

Auf der Höhe - der Verzicht

Vom Geist geführt, holt ihn ein anderes Wort ‚hinauf', holt ihn auf einen hohen Berg, stellt ihn auf die Höhe, damit er sehen sollte: <alle Reiche der ganzen Welt> - und das in einem ‚Augenblick'. In einem einzigen Augenblick

wird alles sichtbar, wofür sonst ein ganzes Leben nicht ausgereicht hätte, um diese Anblicke zu sammeln; aber die Macht des Geistes zeigt ihm <alle diese Macht und ihre Herrlichkeit!>

In diesen Bildern von allen Reichen der ganzen Welt spiegeln sich alte Zusageworte, von denen auch eines denen gegolten hatte, aus deren Mitte er fortgegangen war in die Wüste: *<... auf daß dir's wohl gehe und du groß an Zahl werdest, wie der Gott deiner Väter dir zugesagt hat, in dem Lande, darin Milch und Honig fließt.>* Aber die Zusage war auch eine Forderung, war ein Auftrag, den zu erfüllen alle Mühe kostete: *<Höre, Israel! Der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst Gott, den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft!>*

‚Du sollst!' haben sie gehört und haben getan, was sie tun konnten. Manchen hat es gegeben, der Gott geliebt hatte von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft.

Aber die ‚Reiche der ganzen Welt' und ihre ‚Macht und Herrlichkeit' greifen nach den Seelen. Die Herzen der Menschen sind im Zwiespalt. Alle Kraft wird verbraucht für die Macht und ihre Herrlichkeit.

Selber auf der Höhe stehend sieht er ‚alle Reiche der ganzen Welt, in einem Augenblick!' Und das, was er sieht und gewahrt, fordert, drängt ihm auf, sich das zu eigen zu machen, was deutlich ihn anspricht und ihm nahelegt, für seinen Auftrag sich die Ordnungen, nach denen das alles geschieht, zunutze zu machen.

Ein Wort nur hält er dem entgegen, das hineingegeben war in die Geschichte von Völkern und Reichen, in ihre Herrlichkeit und in die Not, die das vielen bereitet hatte, weil sie der Herrlichkeit und den Mächten widerstehen wollten, eingedenk der Worte: *<So hüte dich, daß du nicht*

den Herrn vergißt - du sollst Gott fürchten und ihm dienen!>

Aber alle Macht und Herrlichkeit hat ihren Grund darin, daß die Angst dazu zwingt, strenge Regeln und Ordnungen herzustellen. Gottesordnungen stehen gegen Gotteswort, das für die anderen nur ein Menschenwort bleiben muss.

Ein Abgrund tut sich auf für den, der erkennen muss, wie sich ‚wir wollen sein wie alle Völker' ihm aufdrängen will, in dem der Vorhalt der prophetischen Stimme noch nachklingt: *<Der König wird eure Söhne nahmen - für seine Wagen -!* Die Stimme spricht. <Alle diese Macht will ich dir geben und ihre Herrlichkeit!> Über allen Göttern ist Gott - und nur ein Gott vermag die Zusage zu geben: ‚Ich will dir geben alle Macht - und ihre Herrlichkeit!' Wem so zugesprochen wird, der fällt nieder, fürchtet sich und betet an und dient dem, der von sich sagen kann: <Denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, welchem ich will!>

Das ‚Ich', das alle in sich tragen, von dem alle Ich's sich herleiten, das alle Ich's auch anerkennen, weil ein jedes Ich eine Welt für sich ist und nur eine Welt im Zusammenhang mit den anderen bildet: seit es dieses Ich gibt, kann niemand, der unter Menschen lebt, ‚Gott allein dienen'. Und doch will der Versucher die Macht, die ihm übergeben ist, abgeben.

Denn er verfügt auch über die Macht, Macht abzugeben an den, wem er sie geben will.

Alle Herrschaft beruft sich seitdem auf den, der die Macht gibt, weil die Macht dazu ihm übergeben worden ist - ein Statthalter Gottes auf der Erde. In aller Herrlichkeit läßt sich etwas sehen von der Herrlichkeit des Herrn der Welt.

+

Die Höhe - der Abgrund

Jesus sieht sich auf die Zinnen des Tempels gestellt, der für Gott erbaut worden war, gefallen war und wieder aufgebaut worden ist. Was aufgebaut ist und seine Höhe erreicht hat, kennt auch die Tiefe, aus der heraus es aufgebaut worden ist, weiß von der Kraft, die es wieder hinabziehen will - und es einmal auch wieder zerfallen lassen kann. ‚Wirf dich hinunter!' <Er wird seinen Engeln befehlen über dir, daß sie dich bewahren.>

Des Menschen Herz will an die Worte glauben, klammert sich an die Zusage, traut dem Wort, weil tief in ihm etwas danach verlangt, sich tragen zu lassen - und bewahrt zu sein. In jedem Ich antwortet es auf „sie werden dich auf den Händen tragen". Engel sind es, die ihn tragen werden. Kein Fuß wird an Steine stoßen, die einem auf dem Wege liegen. Die Menschen und ihre Zugriffe werden niemanden mehr zu Fall bringen.

Jeder glaubt irgendwann daran, daß es nur für ihn gesprochen ist, das Wort: *<Wenn auch Tausend fallen zu deiner Seite, und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen!>* (Ps 91) Die Worte fallen hinein in ein erwartendes Leben, in die Leere des Hungers und in das Warten auf Erfülltwerden. *<Ich bin bei ihm in der Not!>* hat jedes ich sich zugesprochen gedacht und erst recht für sich selber gelten lassen wollen: *<Ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen. Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil!>*

Einen Schritt nur hat er zu tun, hinaus ins Leere, um die Erfahrung zu machen, daß zehntausend fallen, den Einen wird es nicht treffen. Und jedes Ich verlangt und fordert und ist Gott gram um dieser Verheißung und um des Glaubens willen, der sich an diese Worte hängte.

Ein ‚Nein' den verheißenden Verlockungen entgegen zu halten, das erbringt dieser Mensch, der auf der Höhe steht und sieht. Er tut den einen Schritt nicht, widersteht der Versuchung dazu, leistet Verzicht auf den Anteil an der Macht und an ihrer Herrlichkeit.

Für einen einzigen Augenblick sieht er die Reiche der ganzen Welt, ihren Glanz und ihr Elend und kann sein Nein dazu sagen und es aushalten und ertragen, keinen Anteil daran zu haben und einen Vorteil zu gewinnen.

Auch der Satan hat schwer zu tragen an seiner Macht und an denen, denen er ihren Anteil daran geben muss. Vielleicht spricht es auch im Satan so, wie einmal Mose gesprochen hatte: <Ich kann das Volk nicht tragen - es ist zu schwer.>
Es sind so viele Völker und Reiche in der ganzen Weit.

Es sind keine Worte mehr nötig, um das auszudrücken, wonach das Leben verlangt: <Errette mich vor den Leuten dieser Welt, die ihr Teil haben schon im Leben, denen du den Bauch füllst mit deinen Gütern, deren Söhne auch noch satt werden und ihren Kindern ein Übriges hinterlassen!>

Jesus gibt seine Antwort, ohne Gott vorzuhalten, was das Wissen sagen könnte, ohne herzufallen über die Worte, welche die Macht versprechen und den Schutz, und sie sich zu eigen zu machen: und sie gegen Gott zu wenden.

Nach den vierzig Tagen und ihren Nächten, in einer Wüste, in die niemand aus freiem Willen geht, in die nur der Geist einen führt und dann auch die Antworten werden läßt, steigt das Beten auf zum Himmel, der ein anderer Himmel ist als der Himmel, der über der Macht und ihrer Herrlichkeit sich auftut: < I c h aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, i c h will satt werden, wenn i c h erwache, an deinem Bilde!> (Ps ?)

Ein anderes Ich spricht, glaubt, denkt, als das Ich, was die Menschen ihr eigen nennen, und das ihnen doch nur

übergeben ist, von dem, der die Macht hat und sie gibt, wem er sie geben will.

Dann kommt das Erwachen und die Erkenntnis, daß er alleine ist und daß er Hunger hat. Dann erfüllt ihn das Wissen: *<Der Geist des Herrn ist bei mir, darum weil er mich gesalbt hat.>*

Ströme lebendigen Wassers sind über ihn geflossen, mit einer anderen Salbe, als sie für Könige und die Herren der Welt gebraucht wurde, ist sein Körper gesalbt worden. Wenig wissen sie alle davon, daß auch dies nur ein Gleichnis ist, wie die Gewänder der Macht und der Herrlichkeit, mit der sich die Großen bekleiden, um erhöht zu sein über allem Volk.

Es ist nur ein Augenblick, daß er die Macht auf der Erde sehen kann und die Herrlichkeit, die sie unter den Völkern hat.

Ein ungeheurer Strudel ist es, wie sie die Gewalten des Himmels oder die Mächtigkeit der Gewässer haben, um alles in sich hineinzuziehen, die Kraft der Menschen, die Kraft der Liebe, die Lichtigkeit ihres Gemütes. Alles wirbelt um den Hunger, den sie auf ihrer Erde haben und den sie zu sättigen haben. Sie schaffen sich Macht und umgeben sie mit Herrlichkeit.

Das Volk aber muss weitergehen auf seinem Weg, das Volk, das nur selten seine Stimme erheben kann: „Die Stiefel der Soldaten, die dröhnend stampften, und ihre blutbefleckten Mäntel sind verbrannt, sind ein Raub der Flammen geworden!“ (Jes 9 Balla 474) *<Denn uns ist ein Kind geboren, uns ist ein Sohn beschert!>* haben sie in ihrer Freude gesungen, gegen das Elend und gegen das Dunkel ihres Lebens. Von einem andren ‚Königreich’, von einer andren Macht und von einer andren Herrlichkeit ging da die Rede, wo die Freude über die Geburt eines Kindes zur

Herrlichkeit wurde, die allen zuteil wurde. Und wo ‚des Friedens kein Ende' ist.

Gegen die Stimme der Hoffnung spricht die Stimme eines Menschen, dem Macht gegeben worden war: < I c h hab's durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug!> Eine fremde Stimme sprach: < I c h habe die Grenzen der Länder anders gesetzt und ihre Schätze geraubt und wie ein Stier die Bewohner zu Boden gestoßen.>

Ein Mensch der Macht sprach von sich: <Meine Hand hat gefunden den Reichtum der Völker wie ein Vogelnest, und ich habe alle Länder zusammengerafft, wie man Eier sammelt, die verlassen sind: kein Flügel regte sich, und kein Schnabel sperrte sich auf und zirpte.> (Jes 10) Da sprach ein ICH, dem Macht übergeben war und Herrlichkeit.

Die Stimmen der Macht werden auch weiterhin so sprechen. Die Hände der Macht werden auch weiter zugreifen und nehmen. Ihre Hände sind Menschen, die atmen und marschieren, und dabei hoffen und leiden, und ihr Leben erhalten wissen wollen und deshalb Anderer Leben nehmen und töten müssen und sind selber die, welche in den Tod gehen, um der Macht willen, die sie alle in sich hineinzieht. Die Herrlichkeit, an die sie glauben, das wird sie alle ergreifen und verzehren. Eine Flamme brennt ungetrübt von den Opfern, denen das Leben entgeht. hängt.

*

Abels Flamme hatte still gebrannt und war der Seele ein Spiegel gewesen, in dem er sah, welch leuchtenden Glanz sein Leben hatte. Aber sterben musste er unter der Hand, die ihn hätte schützen können.

Keine Flügel deckten ihn, kein schriller Schrei scheuchte den Feind. Kein Nest war gebaut, aus dem keiner herausgerissen werden konnte, um in den tiefen Abgrund zu sinken, der das Leben verschlingt. Wo war der Vater

gewesen, wo die Mutter geblieben, wo die Worte der Segen geblieben, ausgesprochen, um sie zu schützen vor einander? In der Finsternis warnte eine Stimme vor Schuld, wollte vor einer Sünde bewahren.

*

Auf die Höhe des Tempels gestellt, ist ihm die Tiefe des Abgrundes aufgetan, über dem er steht. Dem Abgrund und seinem Sog steht nur die Zusage gegenüber: <Er wird seinen Engeln befehlen ->. Dem Bruder Abel waren Engel zugewandt geblieben und hatten den leuchtenden Funken des erlöschenden Lebens, der auf der Erde keine bleibende Statt haben durfte, aufgenommen in das Leuchten des Himmels.

Der Himmel hatte sich verschlossen, als der Bruder zurückkehrte zu seinesgleichen. Ein gefallener, ein geopferter Mensch blieb liegen, wo es keinen Altar brauchte, um zu zeigen: ‚Für dich geschlachtet, für dich geopfert, für dich gestorben, für dich hingegeben.'

*

Es gibt einen Ort, wo ein Feuer brennt, das nicht verzehrt, ein Feuer, das nicht tötet, in dem sichtbar wird, was die Menschen an Dornen tragen und an Wunden und an Schuld, und, auch, an Frucht. Es war wirklich gewesen, das Wirkliche, das noch selten einer gesehen und gehört hatte, und das doch sprach, sodass ein Mensch es ohne Zweifel und Widerstand aufnahm, als gehört wurde: *<ICH BIN - >* (2, Mose 3) Ein Tau der Lichter war der Tau, der um ihn herum auf die Erde gefallen war.

*

Zeit vergeht. Zeit ist um ihn und Frieden ist, nachdem er alles sah und hörte und mit sich nimmt. Für ihn hat die Stille sich aufgetan.

Den Armen muss gesagt werden, wohin sie ihre Armut und ihren Hunger und ihr Erwarten und das Leiden eines ungestillten Lebens tragen sollen, um zu erwachen und den

Frieden zu gewahren. Einer ist gesandt, zu eröffnen den Gefangenen, den Geschlagenen, den Gebundenen, daß sie frei sein werden, ihren Weg zu suchen und zu finden.

Ein Abgrund war vor ihm aufgetan. Er wollte Gott nicht in Versuchung bringen, er konnte nicht erzwingen wollen, daß ihm erwiesen wird, was anderen nicht zuteil wurde. Er braucht nicht zu wissen, ob die Engel, die über ihm sind, ihn auch tragen werden, wenn die Tiefe ihm entgegenkommt, die Finsternis ihn verschlingen will, ob sie ihn bewahren können vor dem, was auf ihn zukommt.

‚Du sollst Gott nicht versuchen –, hat er gesprochen und im Inneren gewusst: ‚Ich kann nicht Gott versuchen!' Das Wort geht mit ihm.

Zehntausende werden fallen - und bleiben liegen - und andere werden weitergehen als die, welche überleben und weiterleben und zur Seite bleiben die Gefallenen, auf jeder Seite die Last von unvollendet gebliebenem Leben, von vergeblich gelebtem Leben. Die Blinden sehen es nicht und die Tauben hören nicht davon und die Zerschlagenen werden nicht frei gehen und der Lasten ledig sein, um an diesen Orten zu stehen, die Klage zu hören, die wie ein Engel über allem steht.

Er musste nicht versuchen, sich in den Abgrund fallen zu lassen, damit ihn die Engel bewahrten und hielten über der Tiefe.

Er wahrte sich vor den Worten, die ihm verhießen, daß ein Tragen sein würde und eine Errettung vor dem Verschlungenwerden. Es ist ein langer Weg gewesen, auf dem er gehen musste, auf dem er zurückfand dahin, woher er aufgebrochen war. Und er kommt dann wieder zu dem Fluss, über dem keine Engel mehr sind.

*

Die Stelle ist verlassen, an der Johannes das Wasser über die Menschen strömen ließ und wo sich der Himmel

aufgetan hat, und die Stimme vom Himmel zu ihm sprach als zu einem, den Gott liebt.

+

Heimat Nazareth 4/14

-

Jetzt ist es nur eine Rolle mit den Worten, die lebendig werden, für einen Augenblick. <Und als er das Buch zutat, gab er’s dem Diener und setzte sich.>

Er sitzt unter ihnen, ist still, weiß auch in diesem Augenblick, woher er kommt und was ihm geschehen ist und was auch in dieser Synagoge mit ihm ist: <Und aller Augen-> Tief im Inneren fühlt er die Augen der Brudermenschen auf sich gerichtet.

Damit fängt er an: <Heute ist dies Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.> Die Augen der andren ruhen auf ihm, der still vor ihnen sitzt und dann in die Stille sagt: ‚Heute!’ ‚Heute ist dies Wort erfüllt!’ Er mutet ihnen das Heute zu, er scheut keinen Einspruch und erwartet keinen Widerstand.

+

Geheiligte Schrift

Das Wort der Schrift war einmal gesprochenes Wort, wirklich in dem, wie es gesprochen wurde, als es erlebt und gehört worden ist. Ausdruck war es der Lebenden, verband untereinander im Austausch, machte das Miteinander möglich.

Sprechen hat seine eigenen Regeln, setzt Gegenwart, verbindet Gegenwärtigkeit mit Vergangenem, das Vergangene mit Zukünftigem. Sprechen schafft sich eigene Wirklichkeiten. Eigene Wirklichkeit erschuf sich die Kunst der Schrift, ersetzte die Gemeinsamkeit von Sprecher und Hörer, ließ einen andren Austausch zu, machte Vergangenes sprechen, brachte zur Sprache, wo kein Sprecher mehr war, wo kein Hörer mehr lebte, um zu hören und Antwort zu geben. Die Schrift braucht den nicht mehr, der einmal ein Sprecher

war und die Schrift geschrieben hat, kennt den nicht mehr, der dem Schreiber Widerstand entgegensetzte oder ihm widersprochen hatte.

Gesetze brauchen Schrift, Schrift ist nötig für Worte, die nicht verloren gehen sollen im Lauf der Zeit. Solange Menschen sind, die die Sprache der Schrift lesen können, spricht die Schrift weiter. Selbst wo kein Sprecher mehr ist, kein Hörer mehr hören kann, bleibt das Zeugnis der Schrift, kann zu Spruch und zum Einspruch werden, wenn nur jemand ihr das Offenbare des Wortes zu entnehmen weiß.

Das Sprachvermögen der Lebenden macht die Schrift zum Gedächtnis der Geschichte, gewährt Zugang zum Verständnis des gelebten Lebens, der Grundlage des als gegenwärtig Gelebten. Schrift offenbart, verschweigt auch, verleugnet sogar, wenn andre Zugänge zu den Wirklichkeiten des Lebens und Erlebens keinen Niederschlag in der Schrift gefunden haben. Der Schreiber war sich vielleicht nicht der Wichtigkeit bewusst, was mitzuteilen notwendig gewesen wäre.

Das Sprechen der Vergangenen im Miteinander ist nur noch zugänglich im überlieferten Wort, wenn das gesprochene Zeugnis schon aufgehört hat, sich von Mensch zu Mensch, von Geschlecht zu Geschlecht vermitteln zu lassen. Es bleibt die bloße Sage oder die Zeichen, die wie in den Staub geschrieben waren von einem, dem es auch ernst war mit seinem Erfahren, Denken, Sprechen und sich Mitteilen.

Als bleibendes Gedächtnis bleibt die Schrift; es sei denn, die Steine schreien - oder die Erde tut ihren Mund wieder auf zum Zeugnis gegen die Lebenden.

Das kommende, das zukünftige Reich und seine Herrlichkeit hat seine Sprache, hat seine Schrift; ein neues Gesetz hat seine Schrift und drückt allem seine Prägung auf, läßt alles seinen Stempel tragen. Eine alte

Schrift sinkt zurück, ist in der Gefahr, unterzugehen mit denen, deren lebende Sprache sie ist.

In Völkern, in denen es keine geschriebene Geschichte gibt, trägt die Erinnerung das Gedächtnis weiter, wird weitergereicht an Kinder und Kindeskinder, ist gesprochenes Vermächtnis, solange die Erinnerungen nicht abreißen, das Gedächtnis nicht verloren geht. Tempel, Städte, Völker sind untergegangen, vergessen in den Staub der Geschichte gesunken, sprechen nur noch in ihren Resten. Wo keine Schrift erhalten ist, sind mit den Menschen auch die Götter versunken, sprechen nicht mehr. Ein Abgrund hat alles verschlungen. Keine Schrift ist zur Stellvertretung geworden.

In einer andren, in einer neuen Sprache lautet es: ‚Gott hat gesagt! Gott spricht!' Der Zweifel fragt, ob Gott auch in der Sprache andrer Völker spricht und ob sich sein Wort darin ausdrückt. Im Gewand einer anderen Sprache und in einer anderen Schrift bewirken die Worte Gottes und die Worte der Überlieferung ein anderes Verständnis. Eine andre Sprache wird zum Gefäß, um zu fassen, was kaum von den Menschen der alten Sprache erfasst wurde und in ihrer Schrift gefasst blieb, treu bewahrend, was übrigblieb, aufgeschrieben, sodass es nicht verloren ging.

Lukas, ein Zuhörer und ein Schreiber, spricht in einer anderen Sprache, schreibt in andren Zeichen.

In Stellvertretung redet die Schrift: wenn Gott ‚spricht', dann ist das ein Sprechen durch das Mittel der Schrift. Das Mittel der Schrift spricht nicht, ihre Zeichen müssen erst zur Sprache gebracht werden. Erst im Lesen findet sich der Zugang zum: ‚Es spricht!'

Gott selber spricht nicht mehr. Wenn es heißt: ‚Gott spricht!', dann spricht die Schrift. Gott selber redet nicht mehr, sodass es einer hören könnte, damit jemand

standhalten müsste im Hören, im Antworten: dem Wort - und dem Gegenüber, von wo das Wort herkommt.

Den Schein des Unwirklichen hat die ‚Schrift'. Die Schrift selber gewinnt Autorität. Ursprünglich war das Wort Gottes nicht versteckt hinter Schrift, verborgen hinter Schriftzeichen, die auf den Urheber zurückweisen, der dem Lebendigen die Sprache gab wie das Leben selber.

Die Schrift dient dazu, nach dem Wirklichen, nach dem Sinn, nach der Wahrheit greifen zu können, damit der Grund des Glaubens zur Erscheinung, zur Darstellung und zur Sprache kommen kann. In der ‚Zeichenwelt' soll sich ‚wirkliche Welt' erschließen lassen. Die Schrift tritt an die Stelle der Wirklichkeit, repräsentiert, was lebendiges Sein war, das selbst nicht mehr gegenwärtig ist. Die Schrift verselbständigt sich in einer eigenen Ordnung, die, vom Lebendigen getrennt, ihre Bedeutung gewinnt. Das Wort der Schrift trägt das Wort Gottes. Das Wort der Schrift kann nur anrühren, nicht erlösen, solange nicht in einer Tiefe, zu der kein Wort dringt, Erlösung berührt und der Glaube antwortet, der selber aus jener Tiefe kommt, wo der Glaube an das Wort der Schrift das Wort der Erlösung wirkt.

*

Das Wort der Schrift ist erfüllt: Anspruch kommt auf sie zu, die nun Jesus hören, da es sich mit ihm in ihrem Heute erfüllt. Dann ‚hebt er an', mit seinem Sprechen, und spricht von dem, was ihm zugekommen ist. Und sie schenken ihm die Aufmerksamkeit des Hörens, und er füllt das Wort der Schrift mit seiner Gegenwärtigkeit. Etwas von dem Geist, der ihn geführt hat, ist auch vor ihnen mit ihm.

Still geworden ist das immerwährende Mitreden jenes Anderen, das alles gesehen und gehört hatte, des Dunkeln, in das alles verschlungen wurde, was geschah und was gewesen ist, und was gegenwärtig ist und Fragen stellt und hervordringen läßt den Zwiespalt, der in jedem ist, der das

Wort hört. Gegen den Zwiespalt richtete mancher den Glauben, der ihn versuchen ließ, Gott zu versuchen.

Sie lassen ihn reden und lassen ihm den Raum für sein Reden. Doch müssen sie nachher zu einander sagen: <Ist das nicht Joseph's Sohn?> Die Frage geht unter ihnen um, wie der ‚solche Worte der Gnade' hat finden können, woher er sie hat, und warum sie ihm gehorchten, die Worte.

Und selbst die Zeit des ‚Heute' hat sich ihm gegeben. Es war, als stünde die Zeit still und als habe die Angst geschwiegen und der Zwiespalt, als sie auf ihn hörten und auf seine Worte, und die Bilder sahen, die er vor ihnen erstehen ließ und sie sehen ließ. Eingegangen war er in ihre Welt, der von weither gekommen war, und sie haben ihm Einlass gewährt und seine Worte wahrgenommen, weil sie auch die Worte ihrer Schrift waren

Jedoch die immer mitgehende Stimme, die alles begleitet in ihrem Herzen, musste auch gehört werden, wenn sie sprach: ‚Er ist doch nur ein Sohn von Joseph, er ist doch nur ein Kind unserer Stadt!' Er sollte deshalb etwas vorweisen und ihnen behilflich sein als Kind ihrer Stadt.

Sie versuchen, ihn bei sich zu halten. Er war doch dem Joseph ein Sohn gewesen und er gehörte zu ihnen. Ein Fremder jedoch steht ihnen gegenüber und hinter ihm die Reihe der Vielen als die Schatten von stummen Klägern: <Kein Prophet hat etwas gegolten in seinem Vaterland!> Die Menschen mit dem lebendigen Wissen kommen zu Worte, aber finden kein Gehör; ihre Lebendigkeit ruft Widerstand hervor und erfährt die Bosheit der Andren. Kein Wahrheitsbringer ist angenehm und willkommen, bestimmt nicht in seiner Vaterstadt.

<Aber!> muss er sagen - Aber - in Wahrheit -! Unausgesprochen, verschwiegen, ist die Menge der Entschuldigungen seit damals, als Propheten ihre Stimmen erhoben hatten. Nie sind sie wirklich aufgenommen und

erhört worden. In Wahrheit lebt und redet ein prophetischer Mensch gegen den Widerstand an, den die geheiligte Ordnung dem Wort entgegensetzt.

Überall ist Not gewesen, und nur zu einem Menschen war ein Helfer gekommen. Die Leidenden gab es immer, manchmal nur war zu einem von ihnen ein Helfer geschickt worden. Sie merken, daß er sich ihnen versagt, er verweigert sich ihren Forderungen. Er redete, er sprach die Worte der Schrift und für einen Augenblick haben sie ihm glauben wollen.

Sie empfinden den Widerspruch: ‚Wer ist er denn, daß er es wagen kann, die alten Verwundungen und Verletzungen ihrer Seelen wieder aufzureißen': ‚nur zu einem - nur zu einer'!
Der Vorwurf spricht, der zu den immerwährenden Vorwürfen des Herzens gehört: ‚Nur du bist ausgesucht, du bist beschenkt worden, du hast bekommen, was wir anderen nicht erhalten'.

Auf einmal wird auf die Anderen hingesehen: ‚Und die anderen, wo bleiben die? Sie warten umsonst!' Und es bedeutet den Vorwurf: ‚Wir warten umsonst, wir rufen umsonst.' Sie fühlen sich schuldig, weil sie neiden müssen.

Sie wollten selber nur einen Arzt haben, der für sie da war, nichts mehr, nur dieses Wenige. Einen Helfer und Heiler, der nicht helfen und nicht heilen will, muss man ausrotten; die Erwartung verkehrt sich in Hass und Wut, die kein Besinnen mehr kennt.

Ein Gott, der nicht geholfen hat, muss gestürzt werden - oder an seiner Stelle muss man einen Menschen opfern, in dessen Sterben Gott getroffen wird; ein Bild wird zerstört anstelle des Vor-Bildes, damit das Urbild getroffen wird.

Über dem steilen Hang des Felsens, auf dem ihre Stadt gebaut ist, lassen sie ihn stehen, stehen drohend hinter ihm. Schon einmal hatte er die Tiefe vor sich gehabt. Der

Abgrund soll ihn verschlingen, sie heben die Hände gegen ihn.

Ihre Hände können nicht nach ihm greifen. Andere jedoch wird es geben, nach denen die Hände greifen. Andere werden in Abgründe gestürzt, die ihm nicht neiden, daß die Stille und das Schweigen um ihn waren.

Er sieht durch sie hindurch. Er erwidert ihnen nichts mehr. Er entzieht ihnen seine Kraft. Eine Mauer des Unsichtbaren ist um ihn her, es ist, als schütze ihn ein Schatten, in den sie nicht eindringen können. Sie stehen noch, als er fortgegangen ist. Er wird nicht zurückkehren.

Er ging mitten durch sie hindurch, wurde davon erzählt. Es war höchstes Können gewesen, unangefochten und still durch die Mauer, die sie bildeten, gegen ihren Widerstand hindurchzugehen, ohne Furcht, gewiss des eigenen Weges - und ohne Feindseligkeit.

+

Die andre Stadt 4/31

,Und er kam nach Kapernaum - ,Dort spricht er in Vollmacht, in ihrer Synagoge. In Nazareth stand hinter ihrem Drohen die Angst, ins Verderben zu stürzen, wenn er nicht seine heilenden Kräfte für sie einsetzen würde.

Sie hätten sehen müssen, daß sie selber über einem Abgrund standen. Heimlich hatten sie gefürchtet, was sie nicht aussprachen, daß er gekommen war, um Verderben anzukündigen. Gegen ihn hatten sie ihren Zorn gewandt.

Unter ihnen ist ein Mensch, der schrie laut heraus: <Jesus von Nazareth! Du bist gekommen, uns zu verderben.> In einem ihrer Mitmenschen war der Einbruch erfolgt und es brach aus ihm heraus, der nicht mehr so tun konnte, als könne er seinen Geist sauber halten. Dieser Mensch war gestört; was ihn bewegte und umtrieb, war durch die Ordnung, an der sie teilhatten, nicht mehr zu halten.

Er hat seinen Leuten als Kind der Stadt nicht mehr geantwortet. Er war fortgegangen. Aber hier antwortet er den ‚Geistern', die aus dem Verwirrten sich bemerkbar machen. Und er droht. Einem von ihnen wendet er sich zu: so gerichtet, so unvermittelt wurde er selten angesprochen, selten wurde seine innere Absicht so erkannt, gedeutet, begriffen - und missverstanden.

Aber sie spüren, daß er in einem Recht handelt, das ihm die Möglichkeit eines Handelns gibt, sofern sich ihm keine Hindernisse in den Weg stellen. Das Ich dieses einen Menschen widersetzte sich dem Geist nicht, von dem es beherrscht wurde, Aber es brachte zum Ausdruck, was sich der schöpferischen Kraft, die ihm in Jesus entgegentritt, entgegenstellen muss.

Macht und Herrlichkeit hatte der Satan angeboten, ihm zu übergeben. Eine neue Vollmacht und eine andere ‚Herrlichkeit' hat ihn erfüllt. Was verdrängt, unterdrückt, fortwährend wirkend sich dem Verlangen nach Reinheit und Klarheit eines Geistes widersetzte und die vollkommene Widerspiegelung des Geistes Gottes im menschlichen Antworten zunichte machte, sollte nun in die Erscheinung treten.

So warf der Geist diesen Menschen ‚mitten unter sie', tat ihm keinen Schaden, aber Furcht kam über sie, die Grausen bewirkte und heilige Scheu erregte. Die Abgründe, über denen sie lebten, waren angeregt und erregt durch das Geschehen mitten unter ihnen.

Sie mussten auf den Menschen sehen, der unter ihnen lag, damit sie ihr Erbarmen ihm zuwandten, wie auch andere ihr Erbarmen ihnen zuwenden müssten, wenn es an sie kam, das Offenbarwerden der Geister, von denen sie besessen sind, im Verborgenen. <Ich weiß, wer Du bist: Der Heilige Gottes!> hat der Mann geschrien. Angst hat aus ihm

gesprochen und die Erwartung, die sich wie in einem Beten äußerte.

+

Ein Heilender 4/38 -

Danach lud ihn ein Simon unter sein Dach ein. Er scheute nicht die Nähe, in der sich die Geister, die seit alten Zeiten die Menschheit umtrieben, zeigen mussten. Sein Bitten aber galt der Mutter der Frau in diesem Hause, die in hohem Fieber lag. <Und er neigte sich zu ihr>, haben sie davon erzählt.

Und als die Nacht aufstieg, das Licht des Tages geschwunden war, brachten sie ihre Kranken zu ihm. Auch davon galt: <Es fuhren die bösen Geister aus!> An diesem Abend wurden die Stimmen laut, die schrien: <Du bist der Sohn Gottes!> Mehr als alle Menschen zu wissen und zu erkennen vermochten, hatten die ‚Geister' Wissen und Erkennen, wenn sie Jesus begegneten. <Sie wussten, daß er der Christus war.>

Der Tag kam und er ging <hinaus an eine einsame Stätte.> Da gab es keine Synagoge, keine geheiligte Stätte, keinen Tempel. Für die Nähe, die er brauchte und für sein Beten gab es keinen Ort, den Menschen bereitet hatten. Für ihn genügte die Einsamkeit einer Einöde, in der sich ihm der Geist der Klarheit öffnete. Sie suchten ihn und kamen ihm nach und versuchten, ihn festzuhalten.

+

Die Fischer am See 5/1 -

Da liegt der große See, ihr See, wie ein Spiegel für den Himmel, der darüber ist und über ihrem Land. Himmel steht über allem, was ihnen Heimat und zu Hause ist; war schon dagewesen, bevor Menschen ihrer Herkunft und ihrer Sprache dort angekommen waren. Der Himmel war vorher für andere dagewesen.

Nun steht er am See Genezareth. Boote, Fischer, Licht über dem Wasser. Menschen drängen am Ufer des Sees und wollen ihn sehen, und wollen ihn hören. Er sieht sie an: Volk! Eine Stimme trägt nicht weit, die Augen reichen weiter, erfassen den See, die fernen Ufer, den Himmel darüber, die Menschen. Boote liegen am Strand, Männer arbeiten.

Wellen laufen auf den Strand, rollen an, die nächste schlingt unter sich, was zurückläuft, Wellen kommen, lecken über Sand und Steine, verlaufen sich, unaufhörlich, immer fort und fort - Wind geht darüber hin, nimmt mit sich die Worte. Kein Haus, kein Tempel schützt sie, gibt den Worten Nachdruck, macht sie wichtig. Sie hatten gesagt, hinter seinen Worten steht Macht, steht Kraft - und etwas davon ist auf sie gekommen, die dabei gewesen waren.

Jedoch kein Prophet ist ‚angenehm und willkommen' in seinem Vaterland. Er musste es ihnen sagen, damit sie es wieder wissen. Doch das Kind gehörte in sein Vaterland, wurde gekannt, kannte alles was geschah, wußte dann, wie es geschah. Und sah alles, hörte alles, auch das, wovon sie nicht redeten, worüber sie schwiegen, wovon nicht gesprochen werden durfte, was wie vergessen war und sah die Spuren von Wunden und Verletzungen, die ihr Leben tragen mußte, die, von denen das Kind sein Leben hatte, die Sprache, den Glauben auch. Und wuchs heran, wuchs auf unter ihnen, ging seinen Weg, ging fort, wurde fortgetrieben: wie einmal ein anderer, der durch die Fremde ging und zurückkam aus dem öden Land.

*

Viele folgten Mose damals auf einem Weg, einem langen Weg, dessen Ziel und Ende nur er allein kannte. Er hatte sie allein gelassen, ohne Mitte, ohne Sicherheit, wurde weggeholt, war fortgetrieben worden, weil er auf den Berg mußte. Er war ihnen fortgenommen, um dem nahe zu sein, der

ihn umfing. Im Gedächtnis blieb: *<Ich aber fiel nieder und lag vor dem Herrn vierzig Tage und vierzig Nächte.>* (5. Mose 9.25)

Aber die Zurückgelassenen hatten sich ein Bild gebaut. Steine, Bäume waren Zeichen der Sicherheit; in ihnen war Gott nahe. Ihr Gott war nicht sichtbar, hatte nur eine Stimme. Seine Kraft und seine Macht konnten schwinden, wie auch der verschwunden war, der Gottes Stimme hörte und ihnen weitersagte.

Mitgebracht hatte Mose Worte. Die wurden in Stein geschlagen, und die Worte wurden weitergetragen. Aber Worte allein genügen nicht für immer.

Auch Johannes war aufgestanden, hatte Worte gehabt, hatte getauft und war ihnen genommen worden. Und Mose selber hatte gefragt: *<Sie weinen vor mir und sprechen. ‚Gib uns Fleisch zu essen!' Woher soll ich Fleisch nehmen, um es all diesem Volk zu geben! Oder kann man alte Fische des Meeres einfangen, daß es für sie genug sei?' Der Herr aber sprach zu Mose: ‚Ist denn die Hand des Herrn zu kurz? Aber du sollst jetzt sehen, ob sich dir mein Wort erfüllt oder nicht!'>*

*

Das war in einer fernen Zeit gewesen.

Zu ihrer Zeit wohnen sie in einem Lande, das ihnen Heimat ist. Sie hören nicht dahin, was als Gottes Stimme unter ihnen aufbrach, die von Ländern sprach, in die sie gehen würden - nicht sie selber, sondern die Kinder ihrer Kinder - in Zukünften, in die niemand hineinsehen konnte. Von wo dann Jemand zurücksehen müsste, wo dann dieses Land, seine Städte, sein Tempel, seine Dörfer und Häuser und Gärten nur noch Geschichten, leuchtende Geschichten sein würden, die am Abend einer dem Anderen erzählen würde: Erzählen, von woher sie einmal gekommen waren, denn ferne hinter ihnen auf dem weiten Weg lag ein Land, wo es einmal

geheißen hatte*: <Siehe! Ich will viele Fischer aussenden, spricht der Herr, die sollen sie fischen und danach will ich viele Jäger aussenden, die sollen sie fangen ->* (Jer 16) Kein Meer wird ausreichen, um all die Fische herzugeben, die es brauchen würde, um ihnen den Hunger zu nehmen, der in ihnen ist.

Als ein fremdes Reich liegt das Wasser vor ihnen, eine spiegelnde Oberfläche, ein Boot: ein Mensch darin, Worte, die zu ihnen kommen, eine Stimme geht über das Wasser. Sie alle sind Kinder von Vätern und Müttern und sie selber sind Kindern Vater und Mutter, und die wieder werden Väter und Mütter: sie werden sie gehen lassen müssen, wie jene fernen Väter und Mütter der frühen Zeit ihre Kinder gehen lassen mussten; die konnten auf dem Weg in ein gelobtes Land gehen. Und wenn kein gelobtes Land wartet: auch ihre Kinder werden sie gehen lassen müssen. Sie werden noch gehen, wenn all das hier schon Erinnerung sein wird.

Das Wasser wird weiter an den Strand spülen, der See ist auch dann eine glänzende Fläche, ein Spiegel, der Himmel darüber, der einmal ihnen Heimat war.

In den Tiefen des Wassers lebt weiter ein Leben, ein vielfältiges und fremdes Leben für sie, lebt, frisst, wird gefressen, Jäger und Beute, und vieles in fremdartiger Gestalt. So werden sie eingetaucht sein in ein fremdes Meer, eingehüllt von fremden Himmeln, fremden Göttern dienen, Tag und Nacht. Dann bleibt das Warten darauf, daß ein Fischer kommt, nach ihnen sucht, nicht Fische sucht. Er geht zu einem Boot, sieht die Fischer.
Er selber ist kein Fischer.

Am Himmel steht manchmal ein Zeichen, unter den Sternen, die Zeitenende und Zeitenanfang bestimmen. Sie sagten, über den Himmel geht ein Boot, ein Fischer stand darin, der in die Fernen sah, aus denen alles sein Herkommen hatte und die Fernen sah, in die alles

hineingehen wird, von einem Herkommen an bis in ein Ankommen, und fuhr über den Himmel und warf Netze aus nach denen, die in den Ländern der Erde wimmeln.

Er sieht auf das Boot, sieht auf die Männer, bittet: <Fahrt auf die Höhe!>, bittet sie: ‚Bringt euer Boot über die Tiefe'.

Sonne liegt über dem Wasser, ein Boot, die Männer darin.

Ein Boot, der Spiegel davon in dem Spiegel, der die Tiefe deckt, Netze, die hinuntersinken. Alle kennen dieses Bild, haben das schon immer gesehen, und sehen doch nun zum ersten Male, wie in einem Spiegel, getragen von Worten, die sie erreichen, ein Bild der Wirklichkeit.
<Die ganze Nacht gearbeitet!> wird ihm hingeworfen.

Aber sie haben ihm gegenüber auch Anerkennung, Achtung vor dem, was der andre kann und worüber er verfügt. Achtung vor seinem Tun an der kranken Frau, seine Aufmerksamkeit, seine Ruhe dabei, seine Zuversicht, sein Ernst - wie bei einer Arbeit, auf Gelingen ausgerichtet und wissend, wie es gemacht werden muss. Aber sie sind Leute vom See, dies ist ihre Arbeit, dies ist ihr Boot und dies ist ihr Wissen, auch wenn sie zum ersten Mal dabei sind, wenn einer aus einem Boot heraus zu Leuten spricht. Ein Blick hin und ein Blick her, und die Männer verstehen sich. Sie haben die ganze Nacht gearbeitet. Aber sie haben auch nicht danach gefragt, was er die ganze Nacht getan hat und sich nicht gefragt, als er in das Boot stieg, wie das mit dem Reden gehen sollte und ob gerade das Boot von Fischern - wenn er doch in den Synagogen reden konnte und seine Hörer dort hatte - ?

Es war hell geworden, der Tag war gekommen, die Arbeit war nicht fertig; Leute wie sie hatten die ganze Nacht gearbeitet, andere hatten den Weg gemacht, um ihn zu finden.

,Gearbeitet, und nichts gefangen -,. Nichts, wofür es die Mühe gelohnt hätte. Auch hinter den Worten, die dem Anderen gehorchen, stehen Mühen und höchste Aufmerksamkeit. Eine kaum merkliche Neigung des Kopfes zu den andren hin genügt, sie rücken sich zurecht, ein Blick hinaus und über den Himmel, wieder ein Tag im Boot - für was?

Er hatte sie mit seinen Worten eingefangen. Aber Worte sind auch Zeichen für eine Wirklichkeit, die von Worten nicht zu fassen ist.

Wenn nun am hellen Tag die Fische ins Netz gehen - was überrascht dabei? Dass es gelingt? Dass es so viele waren? Dass es auf der Höhe des See's geschieht?

Als an diesem Tag die Netze wirklich gefüllt werden, bricht der Schrecken ein wie Wasser aus der Tiefe in ein Boot einbricht.

Nicht wie Fische, als Menschen werden sie aus der Tiefe geholt. Es ist als ob sie aufgetaucht wären aus einer großen Tiefe, zur Menschengestalt berufen: Luft zum Atmen, Himmel darüber, eine Hand die zugegriffen und herausgezogen habe; eine Stimme die spricht: *<Du sollst jetzt sehen, ob ich dir mein Wort erfülle!>* Einer sagt: ,Nein!' Er bittet: ,Geh - ,Du siehst, ich bin es nicht wert, was du an mir tust!' Aus der Tiefe stieg auf, was Gottes Hand geben wollte und bot an, was die Tiefe des Wassers geben wollte.

Dieser Mensch holte etwas aus ihm heraus, was ihm Frieden gab und er fürchtete sich, weil es doch auch nur für diesen einen Tag sein konnte und wußte schon um den Schmerz, der nach ihm greifen würde, wenn dieser Fremde in seinem Boot, der ihm wohlgetan hatte, ihn wieder verlassen hätte. Dann ist auch der Glanz dieses Tages vorbei - wie umsonst gewesen.

Aber Jesus ist nicht nur ein Lehrer, ein Helfer, ein Sprecher mächtiger Worte, die Antwort in den Hörern weckt, er holt noch mehr heraus, als ein gefülltes Netz.

Dem Fischer entringt sich ein Bitten: vor ihm, der versunken geglaubtes Erwarten weckte und aus der Tiefe rief. In seine Hand ist gegeben, was zu einem Schrecken wird, wenn gesehen wird, was die wirklichen Bilder hergeben von der Lebenstätigkeit, wofür Menschen leben und wovon sie ihr Leben beziehen.

<Fürchte dich nicht!> sagt die Stimme des Mannes, der in seinem Boot steht und sie über die Tiefe führte. Aber wie sollte einer sich nicht fürchten vor dem, was unter ihnen liegt und hinter ihnen ist. Jemand wie er kann nicht fortgehen, aber der Andere kann fortgehen von ihm: <Bitte, geh von mir -!> sagt er und wartet, was geschehen wird.

Auch auf dem See in diesem Boot ist Jesus nicht willkommen. Aber seine Hand legt sich über das Wissen der Bitterkeit, aus der Tiefe heraufgestiegen, in die alles einsank und nie wieder hätte zum Vorschein hätte kommen sollen. Niemand sollte sich das ansehen müssen, niemand von ihnen; es waren bloß Fische, die herausgeholt wurden, es sollte auch dabei bleiben. Ein Boot, das für die Arbeit da war, konnte nicht zu einem Grund der Heiligungserfahrung werden, mitten auf dem See, ohne jeden Schutz, in Gefahr durch die Arbeit und nun durch den Einbruch anderer Gewalten, denen misstraut werden mußte.

Die Hand Gottes konnte nach einem greifen, reichte bis in die Tiefe und holte hervor, wonach die Fischer nicht fischen konnten, weil sie Menschen waren. *<Siehe! Ich will viele Fischer aussenden! Spricht der Herr, die sollen sie fischen!>* (Jer 16) So ging das Wort einmal aus, um nach denen zu fischen, die Fischer sein wollten.

In welche Meere und Tiefen sollen sie die Netze auszuwerfen haben, welcher Himmel wird darüber stehen? In welchem Boot werden sie dann stehen? Nicht nach Fischen sollen sie die Netze auswerfen, sondern Menschen fangen.

Niemand von ihnen kann Menschen fangen wollen, und mit welchem Netz soll das geschehen können? Wohin sollen sie die Menschen bringen, wenn der Fang gelungen ist? Wie kann auch einer die Menschen aus ihrem Element reißen und einfangen wollen - wofür? Sie haben alle die gleichen Angst- und Furchtbilder in sich, vor den Händen, die nach ihnen greifen, vor den Messern, vor dem Schnitt, vor dem Hervorquellen der Innereien.

Es sind nicht nur Worte. Es ist die Wirklichkeit, die einer dabei fühlt. ‚Menschen fangen!' Er hat das eben gesagt, wie einer, der nur sagt. Weil es wieder mal sein muss, nichts Böses, nichts, was einem Angst machen könnte, nur mühevoll ist.

Oder machen die Bilder Angst, die einer vom Menschen in sich trägt, erregen Schrecken, erwecken den Schauder vor der Menge an Menschen, die alle aus der Tiefe gezogen werden und in einem Boot miteinander über der Tiefe schweben?
Eine Antwort muss gegeben werden, wird gefordert.

Johannes hatte auch als Täufer Menschen fangen wollen, war wie ein Jäger, handelte nach dem Wort: <Danach will ich viele Jäger aussenden, die sollen sie fangen auf allen Bergen und auf allen Hügeln und in allen Felsklüften.> (Jer 16) Er hatte seine Stimme auch erhoben gegen die, die ganz oben sitzen, und seine Stimme hatte auch die erreicht, die in den Einöden lebten, sie von ihren Bergen geholt und aus den Klüften gezogen. Aber als er hinsah auf die Leute, die auf ihn hören wollten, da mußte auch er begreifen, daß es nicht genug ist, wenn die Leute nur noch nehmen, was sie brauchen. Es ist nie genug.

Die, die rauben und nehmen, sind nicht die Söldner. Es waren auch nicht viele gewesen, die einem andren ihren Mantel gaben oder ihr Brot teilten. Dann hatten sie nach

seinem Leben gegriffen. Johannes war in der ‚Kraft des Elia' gegangen und war jetzt ein Gefangener.

Und er hatte gearbeitet in seinen Nächten und seinen ganzen Tag und es ging schon zu Ende mit seinem Tag.

‚Fürchte dich nicht!' hat die Stimme gesagt. Nichts ist, was jetzt Furcht machen kann, die Angst soll nicht sein davor, was die Menschen antun können!

Die Arbeit liegt vor ihnen, da ist der See, da sind die Häuser, in denen Frauen und Kinder leben, und da ist zugleich die Stimme, die zu ihnen geredet hat und sie das Zeichen erkennen ließ.

Der Blick geht zu denen, für die sie gearbeitet haben, wie andre vor ihnen. Sie begreifen die Worte, und nehmen die Botschaft auf, die ihnen sich erfüllen will. Ihre Leute müssen verstehen, daß sie einem Ruf folgen, der über das ganze Land gehen soll und Nachfolge fordert im Blick auf das, was kommen soll. Es kommt auf sie zu, wie aus der Tiefe der Nacht das Ungeheure aufsteigt, nach ihnen greift.

Vielleicht wird auch diesmal jemand wie Mose sich die Ältesten und die, die er finden kann, fischen, sich erjagen, mit sich nehmen und Gott wird etwas von seinem Geist auch auf die Anderen legen. (4. Mose 11)

Sie selber werden gehen und sich auf die Suche machen und mitbringen, wovon der Mann vom Boot aus gesprochen hat. Sie werden sich aufmachen und wissen, daß die anderen warten müssen, bis sie zurückkehren können. Sie werden zurückkommen. Sie gehen, weil sie den Menschen trauen, zu denen sie geschickt werden und die sie nicht zurückweisen werden. Gottes Wort wird nicht leer zurückkommen.

+

‚Willst du – so kannst du –, 5/12 -

Vor ihm niedergefallen ist dann nur einer. Der hat sich vor ihm auf den Weg geworfen, hat geredet. ‚Ist Gottes Hand denn zu kurz?' hatte jemand gesagt, und Gott hat in

die Tiefe gegriffen nach einem, der die Krankheit trug, die ihn von allen trennte, der keinen anrühren durfte und den niemand anrühren sollte. Er griff nach ihm, als sich seine Hand ausstreckte.

Die Männer, die mit ihm gehen, sehen, wie sich die Hand ausstreckt nach einem, den diese Hand nicht berühren dürfte: wegen der vielen Anderen und wegen der Furcht, daß ihr Körper aufgefressen wird von dem Unheimlichen und wegen ihrer Angst, von allen anderen ausgestoßen zu werden. Aber noch hat niemand so geredet wie dieser Aussätzige: <Willst du, so kannst du mich reinigen!>

Es klingt wider und wie von vielen Stimmen gesprochen und wird von vielen gehört: <Willst du - so kannst du!> , Du kannst mich reinigen, du kannst mich retten, mich herausholen, mich heilen, mich erlösen! Willst du? So kannst du!' ‚Wenn du kannst, so willst du auch -.' Jeder von ihnen vernahm darin auch die Stimme, die in ihm selber manchmal so hatte reden wollen, ausbrechen in: ‚Willst du - so kannst Du!' <Ich will's tun!> hat Jesus gesagt. Wie ein Echo kam es zurück, das Wort, aus vieler Menschen Seelen, aus der Tiefe ihrer Herzen stieg es auf: ‚Er hat gesagt: Ich will's tun!'

Die Männer, die mit ihm sind, haben den Anfang gemacht. Auch ihnen hat es gegolten, dieses: ‚Wenn du willst, so kannst Du!' Sie haben schon geantwortet mit ihrem Tun. Sie haben die Grenze berührt und schon in diesem Augenblick überschritten.

‚Zeige dich der Obrigkeit, die dich gesund erklären muss - und bewahre Schweigen darüber, was du erlebt hast.'

Ein Priester gutachtet darüber, ob einer wieder aufgenommen werden darf in die Gemeinschaft der Anderen. Er achtet dabei auf die Vorschriften, die für den Fall, daß einer gereinigt ist, gegeben wurden. (3. Mose 14.2,32) Eine Handlung wird vollzogen, ein Mensch wird freigesprochen:

als er krank war, hat niemand an ihm handeln wollen. Wie es geschehen konnte, daß er gesundete, danach wird nicht gefragt. Das Gebot gilt, daß er’s auch niemandem sagen soll. Doch die anderen stellen einen Zusammenhang her, auch wo sie nur mühsam erkennen, daß nicht nur ein Aussätziger geheilt wurde, sondern von ihnen auch ein Antworten darauf erwartet wird.

Sie kamen zu vielen, ‚daß sie hörten und gesund würden.’ Und dachten dabei an ihre Krankheiten und wiesen vor, woran sie litten und zeigten, worunter sie duldeten. Menschen würde es immer geben, denen jemand vertrauen konnte und die dann sagen: ‚Ich will’s tun’, wenn sie gebeten werden. Doch nur wenige begriffen, daß in seinem Tun ein anderes Tun gegenwärtig war: Davon sollte die Rede sein: <...und die Kraft des Herrn wirkte, daß er die Kranken heilte!>. Die Frage an sie wird nicht ausgesprochen: ‚Warum hindert ihr, was an heilender Kraft euch nahe ist und wirkt - ?’

Die Fischer hatten gesagt. <Wir haben die ganze Nacht gearbeitet!> Die Nacht hatte ein Ende und ein Tag hat auch sein Ende. Aber er ging fort, ging in die Wüste, wie es andre vor ihm getan hatten. In der Wüste betete er.

Jesus war aus ihrem Kreis entwichen, wo sie alle glaubten, daß sie <durch ihn gesund würden von ihren Krankheiten.> <Zeige dich dem Priester - und opfere für deine Reinigung, ihnen zum Zeugnis!> hat er den Geheilten angewiesen. An dem Geschehen selber haben die Priester keinen Anteil. Durch einen Menschen empfing er sein Heil - und wurde als lebendes Zeugnis fortgeschickt, für die, die Heilung bestätigen, aber selber nicht heilen konnten.

Sie wurden geheilt und kamen zusammen, um ihn zu hören und um ‚durch ihn’ gesund zu werden: um dann davonzugehen. Eingegliedert in das tägliche Leben und unter den Mühen und

Pflichten verliert sich die Erinnerung an die Kraft, die aus der finsteren Tiefe hervorholte.

Hände waren dagewesen, die berührten und Worte hatten sie gehört, die sie im Herzen anrührten - und es war noch anderes dagewesen. Die Wirklichkeit hinter den Worten war aufgestiegen, hatte ihre Wirklichkeit von Dingen, Licht und Schatten erst mit dem Licht der Wirklichkeit erfüllt.

In die Wüste war er fortgegangen, um dort zu beten. Er war in die Wüste entwichen, um von den Händen berührt zu werden, die heilen und gesunden machen und die Kraft des Anfangens einem zurückrufen, im Beten, draußen in der Wüste.

Geblieben ist nur die Erinnerung, daß er ihnen entwichen ist, um in der Wüste alleine zu sein und zu beten dort im wüsten Lande. Im Spiegel von Worten aus einer versunkenen Vergangenheit kam das Erkennen: *<Ich habe Gott von Angesicht gesehen und doch wurde mein Leben gerettet.>* (1. Mose 32,31)
‚Wenn Du willst, dann kannst du!' hat einer gesagt und geglaubt, daß er das Können hat und Wollen kann.

+

Das Angesicht des Bruders

Einmal hatte einer der beiden Brüder Menschen und Tiere und die wertvollen Dingen seines Lagers geteilt, weil er die Angst nicht losgeworden war vor dem Bruder, von dem er glaubte, daß er ihn verfolgen und vernichten müsse, nach allem, was geschehen war zwischen ihnen.

Jakob hatten die Furchtbilder nie verlassen, wenn er an seinen getäuschten Bruder dachte. Bilder sind davon geblieben, eine kleine Geschichte. Worte, die dann selten nachgesprochen werden konnten, hatten sich ihm aufgedrängt. Als er seinem Bruder wieder gegenüber stand, hatte er sagen müssen: *<Ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht!>*. Und dann sagte er noch: *<Und du hast mich*

freundlich angesehen!> (Gen 33) Im Antlitz des Anderen erschien ihm das Angesicht, das ihn freundlich ansah.

*

Jesus war fortgegangen, damit er beten konnte und um in der Wüste nach dem Angesicht zu suchen, das im Angesicht seiner Brüder ihm nicht entgegenkam. Eine dunkle Beschattung lag über ihren Gesichtern. Die Menschen wollten alle, daß er sie freundlich ansehen sollte, nach allem, was geschehen war und noch geschehen mußte.

„Und du hast mich freundlich angesehen!" hatte Jakob zu Esau gesagt. Sein Wort hätte sich eingraben müssen in das Gedächtnis der Menschen, weil es das ausdrückte, worauf die Erwartung geht, ein Leben lang.

‚Du hast mich freundlich angesehen' dankte für die Erfahrung, daß das andere Angesicht sich ihm öffnete, ganz aufgenommen zu sein und freundlich angesehen zu werden.

+

Gott vergibt Sünde, Menschen vergeben nicht 5/17 -

<Mensch! Deine Sünden sind dir vergeben!> hat Jesus gesagt. ‚Mensch!' hat er gesagt.

Er kam zurück aus der Wüste und sah den Anderen an und sagte: ‚Mensch!' zu ihm. Er hatte die Traurigkeit im anderen Angesicht gesehen. Und er sagte: Mensch! - als riefe eine Stimme aus einem verlorenen Paradies: ‚Mensch! Wo bist du?' ‚Mensch, höre!" ‚Mensch antworte, gib doch endlich Antwort! Mensch!' Wenn die Worte nicht ausreichen und die Stimme sich versagt, schreit ein Lebewesen, das sich verloren sieht, wenn das Dunkel über ihn herfällt?

Solange noch ein Erwarten ist, daß das Angesicht sich über einen neigt, wird auch das Wort seine Kraft erweisen, wenn es einem zugesprochen wird: <Deine Sünden sind dir vergeben!>

Da brach die Zuversicht der Anwesenden zusammen wie ein Kraftfeld zusammenbricht, wenn ihm die Zufuhr

abgeschnitten wird. Einem Mitmenschen sollte geschehen, was sich die Erwartungen nicht mehr zugestehen wollten bei den Erfahrungen, die sie gesammelt hatten: in einem selber hatte es darauf gewartet, daß die Sünde einem abgenommen wird, daß der Mensch angesehen wird und daß endlich Frieden wird.

Über ihrer Geschichte stand: <Es ist ein beraubtes und geplündertes Volk; sie sind zur Beute geworden und es ist kein Erretter da!> (Jes 42) Das muss einer wissen, wenn er sie ansieht.

Jeder unter ihnen hat aber Anteil an der Gabe, das Gute zu erkennen und um das Böse zu wissen. Jeder kennt Schuld, auch wenn er sie bei sich selber nicht anerkennt, empfindet Scham vor dem Angesicht, das einen von allem Anfang an angesehen hat. In diesem Augenblick erkennt der Kranke in dem Angesicht, das sich über ihn neigt, daß diese Augen auch alles gesehen haben und nun die Zeichen und die Spuren in seinem Gesicht und auf seinem Körper sehen.

Der leidende Mensch hat oft in die Gesichter der Menschen gesehen, aber es ist nicht auf ihn zugekommen, das Angesehenwerden in Freundlichkeit. Augen sind sich kurz begegnet und haben abgeschätzt, was sie sehen: ‚Wer bin ich denn - und wer ist denn der, daß der mich so ansieht?'

In der Abwehr vor fremden Blicken ist die Furcht mühsam unterdrückt, daß Verborgengehaltenes sichtbar werden könnte, bei den Menschen ihres Volkes und gegenüber den Völkern um sie her. Zu gut weiß jeder, daß es heißt: *<Herr, wenn du Sünden zurechnen willst, wer wird bestehen? Denn bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte!>* (Ps 130)

Glauben war zusammengebrochen, als ihnen aufging, daß der Augenblick der Vergebung erst die Furcht und die Angst offenlegt, die in der Tiefe des Lebenden lauern.

Vielleicht waren es doch nicht so viele, die gekommen waren aus Galiläa und aus Judäa und von Jerusalem, wie sie dann später davon berichtet haben jenem Lukas, der danach fragen kam, wie es wirklich gewesen war. Aber sie haben zuhören können und brachten den Worten Verständnis entgegen.

Sie wussten, daß die Lehre nötig ist, damit die Furcht nicht ausbricht und weil das Wissen der Lehre hilft, auf Gott zu trauen, der Sünden vergeben will, weil Menschen nicht genötigt werden können, Sünden zu vergeben.

Unter Menschen will keiner dem Anderen zugestehen: „Ich habe in deinem Angesicht das Angesicht Gottes gesehen!“

Die Stimme hörte nicht auf mit ihrem Verheißen: ‚Ihr werdet wissen, was das ist, das Böse, das Gute!’ Es war hineingegeben in ihr Inneres, das Wissen. Und nur noch bei Gott stand das Vergeben. Und das Leben starb seine Tode und verlor seine Lebendigkeit.

Vor ihnen stand: ‚Es ist zu leicht, einfach zu sagen: ‚Deine Sünde ist dir vergeben!’ Selbst wenn einer aufstehen konnte und gehen konnte, so ging er doch auf seinen alten Wegen und behielt das gleiche alte Herz.

Nichts konnte geschehen, was einen erlösen konnte, vor allem konnte kein Wort einen lösen aus den Schicksalen, die alle an Schuld trugen und an der Sünde teilhatten. Es gab nur das Wort der Schrift und die vielen Gedanken, die sich darum gesammelt hatten. In der Stadt gab es den Tempel. Alle Völker der Welt gaben sich Mühe, dem Fürchten und der Angst eine Welt von Handlungen und Opfern und Altären und Tempeln entgegenzusetzen. Es wurden Gebete gehalten und Worte gemacht, weil kein Mensch dem anderen die Sünde vergeben kann.

Niemand kann Sünden vergeben, außer Gott! Es hatte so lange gedauert, bis sie das begriffen hatten. Ungeheuerlich

mußte Gott sein, der Sünde vergeben wollte, begabt mit einer Kraft, die vergeben kann, was an Bösem geschehen ist.

Aber so ungeheuerlich und voller Kraft ist niemand unter den Menschen, daß einer von ihnen vergeben könnte oder auch nur tragen könnte, was an Bösem geschehen ist und fortwährend geschieht. Es ist noch nicht einmal zu ertragen, wenn dem andren vergeben würde und einer könnte es auch nicht ertragen, wenn ihm selber vergeben würde. Die Furcht vor dem Offenbarwerden würden einen vernichten.

Wenn Jesus aber mit Recht gesprochen hätte, dann würden viele zu einem sagen können: ‚Willst du, so kannst du mir vergeben!' Dann könnten viele erwarten, daß das Angesicht, das vor einem ist, einen freundlich ansieht und dem Erwartenden zugewendet ist. Aber so viel an Wollen kann niemand haben.

Leicht erscheint es, einfach zu sagen: ‚Deine Sünden sind dir vergeben!' Der andre ist auch nur ein Mensch wie man selber und möchte hören, was er doch nicht erfahren kann. In Wirklichkeit ist es in allen durch Glaube geheiligten Handlungen nur eine Gewissheit durch Menschenmund, daß Gott Sünde vergibt.

Dann hat er gesagt, daß sie es wenigstens wissen sollten, die dabei gewesen sind, daß <des Menschen Sohn Vollmacht hat, auf Erden Sünden zu vergeben!>
Still ist es geworden.

Einige haben erfahren, was es ist. ‚Damit wir dich fürchten, Gott!' Aber zu fürchten sind die Menschen und was in Menschengesichtern sich dem anderen Gesicht zuwendet, auch wenn sie sagen: ‚Dir sind deine Sünden vergeben!' Aber er weiß, was sie heimlich denken.

Er will ihre Antworten: Was ist leichter, zu sagen: ‚Dir sind deine Sünden vergeben' oder zu sagen: ‚Stehe auf und wandle!'

Er weiß, was sie denken. Auch das ist leicht, zu sagen: ‚Stehe auf!' Aber würde der andre Mensch auch antworten können?

Das Wort würde nur Rede sein und nichts bewirken. Und alle sehen auf den Menschen, der am Boden liegt und warten darauf, daß Jesus das Wort sagt, das keine Wirkung haben kann.

Da spricht er: Ich sage dir: stehe auf!' Die Worte schwingen nach in ihnen, Worte, die in ferne Anfänge greifen, kehren zurück, in diesen kleinen Raum, zu einem von ihnen:

„Es werde Licht! Du, Mensch! stehe auf!" Die Vollmacht des Schöpfungsanfanges erreicht sie in der Ohnmacht ihres Daseins, und vor ihren Augen steht ein Mensch auf, gehalten und geleitet von den Augen des Menschensohnes, der ein anderes Angesicht über sich gesehen hatte.

Sie wurden voll Furcht! Das Entsetzen griff nach ihnen, weil die Kraft sie berührte, offen war der Abgrund, über dem sie sich geschützt glaubten. Angst stieg in ihnen auf, erwachen zu müssen, in ihrem Begehren nach Erlösung und nach dem freundlichen Angesehenwerden.

Aber wenn Menschen erst offenbar werden und Sünde vergeben werden muss, kann sich niemand mehr schuldlos glauben. Die wissenden Augen eines Mitmenschen sind kaum zu ertragen und den Augen Gottes hält niemand stand. Die Ausrede kommt ihnen zu rasch von den Lippen, daß Gott allein Sünden vergibt, wenn der Weg noch weit ist bis dahin, wo es keine Flucht mehr gibt vor dem Angesicht, vor dem die ganze Wirklichkeit offenbar sein wird.

Jesus legte es darauf an, daß sie in dem Leidenden auch das Bild ihrer selbst sehen. Diesem Kranken wird geholfen. Wenn erst das eigene Selbst vor Gott erscheint in seiner missratenen Gestalt, kann sich niemand mehr sicher sein, daß Gott Sünden vergibt. Ihre Zustimmung

herausfordernd, maßt sich Jesus eine Fähigkeit an, über die nur Gott verfügen kann.

„Wer ist der, daß er Gotteslästerungen redet?“ denkt es in den Hörern. Wer das Menschliche kennt, muss sagen: „Niemand kann Sünden vergeben!“ Kein Mensch vergibt dem anderen die Sünden und niemand wartet darauf, daß ihm von anderen Sünden vergeben werden. Sie können einander nicht ihre Schuld vergeben. Niemand glaubt, daß einer dem andren die Sünde vergibt. Die Menschen schlagen die Augen nieder. Jesus lästert. Aber aus einem Dasein ist die Sünde und die Finsternis genommen, der Schrecken und die Angst.

Die Anderen bringen nicht die Vollmacht auf, um einen der Ihren anzunehmen und das Geschehene zu bestätigen. Mit ihrem Glauben und Wollen, daß er heil sei, hätten sie ihn tragen müssen. Einer, der sichtbar nicht gehen konnte und geschlagen war, stand auf vor ihren Augen und sie gewahrten: ‚Einer von uns ist aufgestanden und kann gehen!’ Das verursachte Entsetzen erleichtert sich in einem Lob, das die Furcht nicht unterdrücken kann. Wenn das Entsetzen weicht, schwindet auch das Loben. Die Furcht bleibt. Das Fragen bleibt auch: ‚Wenn einer, der so krank gewesen ist, gesund und heil werden kann, was ist dann mit uns, die wir gesund sind?’

‚Was soll aus denen werden, die dazu bestimmt sind, das gesunde Leben zu seinem Ziel hinfinden zu lassen?’ Sie denken in ihren Herzen: ‚Gott kann Sünde vergeben’! Sie selber können es nicht, und deshalb halten sie die Worte und die Schrift in Ehren! Das Warten im Mitmenschen haben sie nicht angenommen und die Erwartung in sich selber merkten sie nicht.

Einmal hatte die Stimme gesagt: *<Die Sünde lauert und nach dir hat sie Verlangen.>* Bevor das Ungeheure das Eigene zerreißt, fällt der Mensch über den Menschen her, weil er sein Bruder ist und ihm schuldet, für ihn ein Opfer zu

sein. Er selber erträgt es nicht, selber ein Opfer zu werden. Auf eine andere Weise müssten sie in dem Angesicht des Opfers nach dem Angesicht suchen, das ihnen freundlich ist.

Aber sie gehören nicht zu den Menschen, in deren Herzen es sprechen möchte: ‚Ich vergebe Dir deine Sünde!'

+

Jesus geht zu d e m - warum? 5/27 -

<Und danach ging er hinaus und sah einen Zöllner>. Zu ihm sagte er: <Folge mir!>. Und der saß am Zoll und von ihm hieß es: <Und er verließ alles und folgte ihm nach!> Mancher hat zugesehen und sich gedacht: ‚Der hatte auch nicht viel zu verlassen, was es wert gewesen wäre, daß daran festgehalten wird.'

Aber es bedeutete auch: ‚Warum geht er zu dem und isst mit ihm, als könne so einer ihm geben, was unsereins nicht zu geben vermöchte? ‚Es muss einen Grund geben, daß er nicht eingekehrt ist bei mir!' Immer wird einer sagen: ‚Nicht ich bin es, den er angesehen hat!' ‚Ich bin es nicht, zu dem er kommt!'

Man müsste ihm klar machen, daß ein betrügerischer Mensch nie vom Betrügen lassen kann. Er wird auch den betrügen, der vertrauensvoll bei ihm eingekehrt ist.' Es sah so aus, als wolle er einen retten, bei dem nichts zu holen war. Aber in Wirklichkeit sollten die andren gerettet werden, wenn sie erkennen könnten, daß sie Sünder sind. Aber ein Kranker und einer, der sich am gemeinen Wohl versündigt, die haben verdient, daß sich ihnen die starke Hand entgegenstreckt. Murren ging durch sie hindurch.

Gegen die Jünger richtete sich die Anfrage nach dem Grund dafür: <Warum esst und trinkt ihr mit den Zöllnern und Sündern?> Die Jünger wussten keine Antwort darauf. Sie scheinen sich selber auszugrenzen und müssten doch denen

zugehören, denen man sagen kann: ‚Kommt, eßt und trinkt mit uns!'

Die Einladung hätte den Kreis geöffnet, in dem zusammensaßen, die vom gleichen Geschlecht und vom gleichen Range waren. Sie, die gesund waren, verstanden gut, als Jesus anstelle seiner Jünger sprach: <Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht!> als sei er einer von den Gesunden, der sich als Arzt den Kranken zuwendet. Es ist zu billigen, wenn einer sagt: <Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße!> Aber aus dem Nachdenken über die Bestimmung seines Auftrages setzt Jesus hinzu: <Und nicht die Gerechten!> Nicht die Gerechten! Einen Nachhall hat dieses Wort. Die Gerechten werden nicht gerufen, aber im Kreis der Anderen findet er Aufnahme.

Vielleicht wäre es doch besser gewesen, er hätte die Gerechten zur Buße gerufen und es wäre möglich gewesen, die Gerechten zur Buße zu führen.

Viele, die sich seitdem auf ihm berufen haben und sich von seinen Worten Ansehen, Autorität, Ehre und Wirkungsmöglichkeiten ausliehen, werden sich mit denen Essen und Trinken teilen, die als Gerechte erscheinen und keines Arztes bedürftig. Aber die es auch nicht ertragen, wenn den Sündern das Vergeben der Sünden zuteil wird. In ihren Kreisen wird schon mit Misstrauen behandelt, der sich einfach zu ihnen setzen will, nur zum Essen und Trinken.

Die Fragen bleiben, welche die Jünger nicht beantworten können: Wenn die Sünden den Sündern vergeben werden, was soll aus denen werden, die gerecht sind, denen nichts vergeben werden muss, außer, vielleicht, ihr Gerechtsein? Oder ihren Versuchen, alles, was sie tun, auch als gerechtfertigt erscheinen zu lassen und dabei zu glauben, daß es gerecht ist: auch vor Gott. Viel Kraft wird in diese Mühe gehen, und viel an Irrtum, vor Gott gerecht dastehen zu wollen.

Aber viel Elend kommt auf die zu, die zu den Sündern und den Ungerechten und zu den Kranken gerechnet werden und denen vorgehalten wird, daß sie vor Menschen und vor Gott nicht gerecht dastehen können.

Eben noch war einer vor ihren Augen aufgestanden, der das Gewöhnliche nicht tun konnte, stehen und gehen. Mit Bedauern werden alle bedacht, denen zwar Gott vergeben kann, nicht aber die Menschen vergeben wollen.

Ganz sicher aber werden die Gerechten sagen: ‚Wer bin ich denn, daß ich vergeben müsste, ich habe mir nichts zu vergeben und den Andren erst recht nicht! Ich muss mir nichts vergeben lassen; nichts ist da, worin ich um Vergebung bitten müsste! ‚Ich brauche niemanden, der mich um Vergebung anzugehen hätte und den ich deswegen in meinen inneren Kreis einlassen müsste. Was einer selber nicht nötig habe, braucht er von keinem anderen zu erwarten.' Außer von Gott. Und niemand muss es dulden, wenn anderen die Sünden vergeben werden.

*

Aus der Geschichte des Jakob blieb der Bericht einer kleinen traurigen Geschichte übrig, vom Alleinsein einer jungen Frau, vom Gram eines väterlichen Mannes, als er zu Simeon und Levi sagte: *<Ihr habt mich ins Unglück gestürzt und in Verruf gebracht!>* (Gen 34). Der junge Herr des Landes hatte gebeten: *<Laßt mich Gnade bei euch finden!'>. <'Diese Leute sind friedsam bei uns!'>* hatte der junge Mann seinen Leuten eingeredet. *<Das Land ist weit genug für sie!'>* hatten Vater und Sohn ihren Leuten eingeredet; sie wollten glauben, daß verziehen wird, was zwischen einem von ihnen und der Tochter des Jakob geschehen war. Sie willigten in einen Vertrag und unterzogen sich dem Brauch der Fremden. Als sie im Fieber lagen, kamen die Anderen heran, die darauf gewartet hatten und töteten, die ihnen vertraut hatten: *<Da kamen die Söhne Jakobs über die*

Erschlagenen und plünderten die Stadt.> Frauen und Kinder führten sie weg. Ihr Vater war tief betroffen.

Schuld wurde nicht verziehen, Sühne nicht angenommen. Die Völker vergeben einander nicht, was sie sich gegenseitig angetan haben, wenn aus einer Tat erst die Taten von Vielen folgten. Die Söhne Jakobs glaubten, im Recht zu handeln und empfanden keine Schuld.

*

‚Mensch!' hat Jesus gesagt. Er wollte die heimliche Antwort in jedem Menschen erreichen: ‚Ich habe nicht teil an der Sünde, die uns alle trifft.' Wenn es wirklich Sünde und Schuld gibt, dann kann keine Vergebung sein, es sei denn, der Sand des Vergessens legte sich über alles, was geschehen ist.

Das Gedächtnis der Menschheit bewahrt in seiner Tiefe vielleicht alle Leiden und die Spuren des Bösen. Aber das Menschliche in jedem Menschen will sich bewahrt wissen vor den Anfechtungen des Erinnerns, auch wenn das Einhalten des Rechtes zu Unrecht geworden ist und wenn im Unrecht immer noch ein Funken von Berechtigung glühte.

Der Gelähmte war aufgestanden vor ihren Augen. Es ist nämlich leichter zu sagen: <Dir sind deine Sünden vergeben!> als daß gewirkt werden kann, daß ein Gelähmter aufstehen und gehen kann. Wer wird später noch daran denken, wenn gesagt wird: <Deine Sünden sind dir vergeben!>, daß das Machen der Worte leicht ist gegenüber dem heilenden Berühren. Aber die Tatsache der Gesundung beweist noch nicht, ob die Sünde wirklich vergeben ist.

Aus der Heilung eines Kranken ist etwas anderes geworden: ein Mitmensch trägt den Nachklang der Worte, die ihm zugesprochen wurden: <Deine Sünden sind dir vergeben.> ‚Mensch', hat die Stimme gesagt.

Einer trägt nicht mehr an der Sünde, die er auf andre abwälzen müsste. Beschwert und behindert bisher, geht einer ohne Last seinen Weg.

+

Aber! Die Gebote! 5/33 -

Es geht immer weiter mit den Fragen, die mehr dem Verhören und dem Aushorchen eines Verdächtigen gleichen, dem nicht mitgeteilt wird, wessen er verdächtig ist: <Aber deine Jünger!> heißt es, nachdem man das Verhalten der Jünger anderer Gruppen aufgezeigt hatte, um den Gegensatz aufzuzeigen, in dem sich die Außenseiter zu allen anderen befinden, um sie des Irrtums zu überführen. <Aber Deine Jünger!> wird gesagt und sie fordern eine Erklärung, die nicht angenommen werden wird, die nichts klärt.

Berichtigung wird verlangt und Verzicht auf abweichendes Tun, damit der geduldete Gegensatz eigenes Verhalten nicht völlig in Frage stellt. Denn sein Tun widerspricht dem Tun aller und ihren daraus entspringenden Ansichten.

Die Frage hängt auch dem Geheilten nach: Was geschah wirklich vor ihren Augen? Was war die Wirklichkeit in diesem Geschehen? Es geschah vor ihnen, aber festgehalten wurde nur das anstößige Verhalten. Sie merkten nichts von dem Bild, das ihnen vorgehalten wurde.

Man hat ihn selber aus Klage und Anklage herausgehalten, sie reden nur über die, die zu seiner Gruppe gehören und dürfen deshalb erwarten, daß er mit ihnen ü b e r sie sprechen wird. Seine Entschuldigung soll ihnen recht geben, weil er zu ihnen gehört und, wenn auch heimlich, auf ihrer Seite steht, wenn er das anstößige Verhalten, das sicher irrtümliche Verhalten seiner Leute gleich ihnen verurteilt. So sagen sie: ‚Aber! Deine Jünger!’

Sie sagen: ‚Des Johannes Jünger!' und: ‚Der Pharisäer Jünger!' <'Die fasten oft und verrichten ihre Gebete!'> Und sie sagen: < ‚Aber deine Jünger essen und trinken!'>

Es ist deutlich, daß die nicht fasten und keine Gebete verrichten. Jesus hat gut gehört, daß sie daß sie ihm vorwerfen: ‚Du läßt sie nicht fasten - du achtest nicht darauf, daß sie ihre Gebete verrichten'. ‚Du machst ihnen alles zu leicht!' Oder ist auch hier das ‚Leichte' das Schwierige, wenn alle ‚fasten' und Gebete verrichten, einem ganz anderen Tun zu folgen?

‚Ihr könnt nicht!' sagt er. <Ihr könnt die Hochzeitsleute nicht fasten lassen!'> Er sagt: Bitte! Es können doch nicht die, die dem Brautgemach und dem Bräutigam dienen, dazu gebracht werden, daß sie als Teilnehmer eines Festes und als Freunde Verzicht leisten.

Vielleicht hat er sie auch nur abgewiesen: - ‚Ihr könnt uns nicht hindern - das könnt ihr nicht!' Aber sie sehen keinen Hochzeitszug und gewahren nicht die ‚Hohe Zeit', die ihnen nahekommt.

Er will ihnen sagen, daß auch Hochzeiten vorübergehen, daß auch Feste ihre Zeit haben und daß es ein Zurückblicken geben wird, mit Fasten und Beten und Erinnern. Es ist wie ein Blick in die Zukunft, als er fortfährt: <Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, dann werden sie fasten - in jenen Tagen!> ‚Von ihnen genommen!' sagt er, nicht bloß: wenn der Bräutigam sie verlässt.

‚In jenen Tagen' - wenn das Fest vorbei ist und der Alltag sich über alles legt und nur noch Erinnern bleibt - dann ist die Zeit, wo sie fasten und beten müssen.

Da müssten sie begreifen, daß er sich selber als den Bräutigam sieht. Aber sie erkennen nicht, wohin er dabei sieht und daß die kommenden Zeiten mit ‚jenen Tagen' über ihr Volk kommen werden, wo alle werden fasten müssen, aber

anders als im Fasten an festgelegten Tagen und nach geregelten Zeiten. Niemand mehr wird dann annehmen wollen, daß Fasten ein gottgefälliges Tun ist, wenn nicht einmal mehr das da ist, was gebraucht wird, um notdürftig am Leben zu bleiben, wenn es zum Tun in der Not geworden ist.

Wer dann ein Jünger sein will, muss fasten und beten und warten, ob noch einmal zur Teilnahme an einer Hoch-Zeit aufgerufen wird. Viele wird es geben, die ihnen vorhalten, daß es gar keinen Hochzeitszug gibt und auch keine Hochzeit, worauf sich zu warten lohnen würde. Es wird Spott geben und Verachtung, daß sie fasten und beten, ohne daß ihnen etwas dafür wird. Dann geht es nicht mehr darum, zu fasten und zu beten, wie es Brauch und Sitte vorschreiben.

+

Ein neues Gewand 5/36 -

Ein Neues wird wachsen. Nicht wird ein Neues einem alten, schon vergehenden Leben hinzugefügt, um die alten Wunden zu heilen oder die alten Schäden zu verbergen.

Es heißt: ‚Las das alte Gewand, mit dem du bisher gekleidet warst.’ Die Wahl wird zugunsten des neuen Gewandes entschieden, denn <niemand reißt einen Lappen von einem neuen Kleid und flickt ihn auf ein altes Kleid!> Dazu ist es nicht gegeben, daß damit das alte Gewand gebessert wird, indem man sich die Flicken davon nimmt, um ein altes Gewand weiter zu tragen.

Die einmal seine Jünger sein wollen, werden seine Worte begreifen müssen oder weiter ihre alten Gewänder tragen und nur die Schäden und Risse ausbessern mit den Fetzen, die sie sich vom neuen Gewand geholt haben. Hier spricht ein Prophet, aber niemand versteht, wovon er spricht.

<Niemand reißt einen Lappen von einem neuen Kleid und flickt ihn auf ein altes Kleid.> Natürlich tut es niemand im Alltag; aber was natürlich geschieht im Alltag, das ist

nicht so leicht zu übertragen in die Welt der Regeln und Gesetze, von denen das Dasein beherrscht wird. Jesus hat damals den Zwiespalt bemerkt, unter dem sie standen. Im Gleichnis, vor der Wahl zwischen einem alten und einem neuen Kleid, gibt es keine Wahl.

Sie dachten nicht an die Gewänder, in die sich ihre Zeit und ihr Leben einkleidete und spüren nicht, wie diese Gewänder veralteten, verschlissen worden sind und brüchig sind zu ihrer Zeit. Die Erfahrung sagt, daß ein Neues immer zu einem Alten wurde; ratsam ist, aus dem Neuen nur so viel herauszuholen, daß es genügt, die Schäden der Welt, wie sie ist, zu flicken und dabei zu bleiben, das Gewand der alten Ordnung zu tragen, selbst wenn nicht mehr lange halten kann.

Das ‚Neue' ist nie so beschaffen, daß es nicht bald wieder zum ‚Alten' geworden wäre. Es fällt schwer, ein altes Gewand abzustreifen, wenn es dabei um alte Gewohnheiten und Ordnungen und Verhalten geht. Und um den Glauben und das Gewand, in das dieser eingekleidet ist. Man darf dem nicht trauen, was wachsen will. Man darf der Saat nicht trauen, bis das, was als Frucht herauswächst, gereift, geerntet und eingebracht ist.

Es kann leicht einer so reden, als sei er Teilnehmer eines hochzeitlichen Geschehens und hätte seine Freude daran, wenn viele andere an seinem Fest teilnehmen. Aber immer wieder brechen Menschen zu einer ‚Hohen Zeit' auf und haben dann schwer an dem Leid zu tragen, was aus dem Anbruch der ‚Neuen Zeit' hervorgewachsen ist.

Zu allen Zeiten tobt der Streit der Gewänder, mit denen sich eine Menschheit in der Nacht ihres Daseins zu kleiden sucht und Flecken vom neuen Gewande reißt, um alte Risse und Löcher in ihren alten Gewändern zu flicken.

Ein Bild trägt nicht das, was er ihnen sagen will, als er an ihre Erfahrung der Alltäglichkeit wie auch an ihre

Vorsicht erinnert. <Und niemand füllt jungen Wein in alte Schläuche!> Viele von ihnen mussten doch einmal ‚junger Wein' gewesen sein und waren nicht in neue Schläuche gefüllt worden. Viele hatten ihre Schläuche zerrissen, die ihnen eine Form hätten sein können, und verronnen war, was ein Leben hätte erfüllen müssen. Andere hatten ihre haltenden Schläuche nicht zerreißen können, aber ‚ein neuer Wein' war nicht daraus geworden. Dafür waren die Menschen bitter und sauer geworden.

Er sprach von einer Drohung, die von einer neuen Kraft ausgehen kann, welche alte Begrenzungen und Ordnungen zerbricht, wenn sie keine Gefäße findet, in die sie gegossen werden muss. Aber die Vorstellung und die Gewohnheit ist so bindend, daß das Neue, was kommen soll, von der gleichen alten Art sein muss, weil es nichts geben darf, was als Neues aufwächst und den alten Geist und die alte Ordnung nicht festigt. Dienlich ist es nur, wenn damit Altes aufzubessern ist.

Das Misstrauen wird recht behalten. Im neuen Gewand wird auch später wieder alles daherkommen und Versprechungen machen, und es bleibt der alte Mensch, nur in einem anderen Gewand, das ihn verkleidet: und verspricht und verspricht. Am Ende war alles nur beim Versprechen geblieben. <Seltsame Dinge haben wir gesehen>, sagten die Leute, welche die Übersicht behielten. Geheilt ist einer gegangen. Sieht er nun mit anderen Augen in die Welt und auf ihre Menschen? Trägt er nicht mehr an der Last, welche das Vergangene auferlegte? Vermag er frei zu gehen? Sieht er nun auf die Lasten, die andere tragen müssen? Läuft er den Versprechungen der andren wieder hinterher? Die Anderen können vielleicht nicht ertragen, daß einem von ihnen vergeben worden ist.

Mitmenschen halten es nicht aus, wenn einer glaubt, ihm sei die Sünde vergeben. Sicherheit wird gebraucht, daß

alle einander gleich sind und dem Verdacht, Sünder zu sein, nicht entgehen können. Wie sollte da einer unter ihnen sein können, der ‚ohne Sünde' ist?

Dann sagt er noch: <Und niemand, der vom alten Wein trinkt, will neuen. Denn er spricht: Der alte ist milder!> Jesus hat etwas vollbracht, was zu können unmöglich erscheinen mußte. Warum wird die Frage nicht immer gestellt, wenn von Gott die Rede geht, ob sich Worte auch in Handlungen des Heilens erweisen, die genau so schwer zu machen sind wie die Zusage: ‚Deine Sünde ist in Wirklichkeit vergeben.'

Jesus machte eine Versprechung, und tat an einem anderen, was dessen Gehen und Freisein, dessen Heil anging. Er wollte, daß die Anderen sehen sollten, wie einer zu gehen vermochte, der bis dahin nicht gehen konnte. Dem Gestalten neuer Bilder mussten Handlungen folgen, in denen sich das Neue ausdrückte.

Vielleicht erschien dem Geheilten seine Erfahrung auch als unwirklich, nachdem er gegangen war.

Was hat seine Heilung mit der Sünde zu tun, von der Jesus gesprochen hatte! Er geht in den Tempel, opfert, dankt Gott, weil er gesundet ist. Da ihm die eine Last abgenommen war, hat er wieder andere Lasten zu tragen. Immer werden die alten ‚Gewänder' mit den Fetzen von dem neuen ‚Gewand' geflickt und ausgebessert und die alten Lasten werden nur durch neue Lasten ersetzt .

Menschen möchten den Versprechungen glauben, daß ein ‚Neues' kommt, damit sie frei und ledig gehen können.

Es will geglaubt werden, daß Erniedrigte, Geknechtete, Ausgebeutete, Hungernde, Leidende, Arme, die Aufhebung des Leides, die endgültige Freiheit erringen. Aber wenn ‚das Neue' eingetreten ist, überfällt einen der Gedanke, daß nur wieder die alten Verhältnisse weitergetragen werden und Opfer gebracht werden mussten, die keine Frucht brachten.

Die innere Stimme der Wahrhaftigkeit deckt den Zwiespalt auf: ‚Auch Du warst einer, der geglaubt hat, daß das Neue anbricht aber Du hast nicht feiern dürfen bei einer dieser ‚Hochzeiten', nicht Lachen, nicht Singen, nicht Freude und Friede war und kein Licht leuchtete in den Nächten'. Wenn das Herz geprüft wurde, dann war es voller Bilder, die alle das Warten auf die Hohe Zeit überdeckten. Und auch das ‚Gespräch des Herzens' war eingetrübt. (Ps 19,15)

Man kann sich nur festhalten an dem, was ein Trost ist und Halt gibt. Vom Wein heißt es auch: ‚Niemand, der vom alten trinkt, will neuen.' Beim Glauben ist es auch so: der alte ist besser.

Ein geschichtlich gemilderter Glaube, der seine Ursprünglichkeit und Wildheit verlor, enthält dennoch Spuren von den Anfängen und Aufbrüchen, als sich dieser Glaube bildete. Was einmal geschehen war, wurde weitergetragen. Es war keine einfache und leichte Aufgabe.

Die Vorsicht und die Erfahrung liegen im Widerstreit mit dem Glauben an den, der kommen soll ‚in jenen Tagen.' Die Vorsicht vermutet, daß der ‚neue Wein' verrinnen und verderben wird. Die altgewordenen Behälter wird man deshalb weiter bewahren müssen.

*

Johannes hatte gefastet, wie sie es taten, war weit draußen gewesen in der Wüste, war dem Gebot treu geblieben, das über ihn gesprochen worden war, da er noch nicht das Leben hatte. Es war nicht viel Essen und Trinken gewesen, wovon er zehrte, und nichts mit weichen Gewändern. Sein Fasten würde nun kein Ende mehr haben, wenn ihn nicht jemand herausholte aus der dunklen Grube, in die er gestürzt worden war.

Er hatte die Bilder, die er mit sich trug, als Worte, als Drohungen an die gerichtet, von denen er eine Erfüllung

erwartete. Er hatte den Zorn der Macht provoziert, die sich gedeckt wußte durch den Schein, den sie um sich hatte. Das Bild der ‚Hochzeit' sollte rein gehalten werden und nicht verdunkelt sein durch das Bild, das einer darstellte, der ein König sein wollte.

Johannes gehörte nicht zu den Gästen am hochzeitlichen Mahle. Einmal hatte Gott nach ihm gegriffen; nun griff der König nach ihm, ein böse gewordener Mann, der die Anfrage nicht trug, die durch den Propheten an ihn ergangen war und mit seiner Macht, die er missbrauchen konnte, als gereizter Mann zuschlug.

Jemand, dem die äußere Hülle und deren Ansehen wichtiger ist als das Offenbarwerden des Inneren, läßt sich nicht gerne vorhalten. *<Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missetaten!>* Der Vorwurf und die Klage darin sind nicht zu überhören.

Niemand läßt den Anwurf zu, selber der zu sein, der Gott Arbeit und Mühe verursacht hat. Das große ICH glaubt auch nicht, daß Gott ihm sagen möchte: *<'Ich tilge deine Übertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht!'>* ‚Um meinetwillen!' hatte Gott gesagt.

Jesus nahm noch anderes wahr von ‚jenen Tagen', sprach es aber nur im Gleichnis vom Fortnehmen des Bräutigams aus; im Herzen trägt er: *<'Du wirst mich nicht dem Tode überlassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Grube sehe!>* (Ps 16)

Worte aus immer noch wirksamer Vergangenheit wachen auf: <'Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre: Ich will meinen Geist auf deine Kinder gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen!'> (Jes 6)

+

Sabbat 6/1 -

‚Warum?' ‚Weshalb?' wird gefragt - nun schon wieder. Die Furcht ruht auch am Sabbat nicht, daß ein Gebot verletzt wird, eine Grenze berührt ist, die nicht angerührt werden darf, daß geweckt wird, was schweigen muss - für einen Tag. Und die Furcht wird zurückgehalten - für eine Zeit, weil die Erhaltung des Daseins auch einen Schaden getan hat am Lebendigen. Eben noch legten sie ihm einen Gelähmten vor die Füße; eben noch hatte ein Mensch gehört: ‚Dir sind deine Sünden vergeben!' Darum war es gegangen, daß Sünde nicht vorgehalten, Schuld nicht vorgeworfen wird, sondern Vergebung zuteil wird, daß Kraft zuwächst, weil nicht mehr Andere dem Vorwurf der Sünde ausgesetzt werden, und auch niemand mehr verdammt wird.

<Warum tut ihr, was am Sabbat nicht erlaubt ist?> Weshalb tun sie es, wo sie doch ein Gebot verletzen und selbst um das Zerreiben der Körner zu einer geringen Nahrung die Angst lauert, in ein unsichtbar und unmerklich Geschehendes einzugreifen und zu stören, was an diesem einen Tag unangetastet bleiben müsste. Was erlaubt und nicht erlaubt ist, das ist nur wie ein Zaun, dessen Dasein nichts bedeutet, der aber die Grenze anzeigt, hinter der ein Bereich beginnt, der geschont, geschützt, behütet werden muss und auch ohne Verbot und Gesetz Schonung erhalten müsste.

Nicht in Ruhe kann das Leben bleiben. Weitergetrieben werden Tiere, Menschen, Zeiten, Pflanzen, und müssen tun, was sie tun, unter Druck und unter Zwang und nur manchmal geht der Gedanke dahin, wo nach allem, was getan werden mußte, Ruhe eingetreten war, Gott ruhte, von allen seinen Werken.

Vorwurf ist in der Frage an die Männer. ‚Warum tut ihr, was andre zwingt, wiederum etwas tun zu müssen?' ‚Warum!' ‚Weshalb?' sagen sie und meinen damit: ‚Wozu?' Die Bewegung dieser Hände setzt in Bewegung, was am Ende nicht

mehr den Anlass erkennen läßt, aus dem heraus sich so *viele* Hände erhoben.

War es aus Versehen geschehen, oder aus Vorsatz, daß sie die Grenze überschritten, unmerklich, ganz ohne Harm noch und doch etwas in Bewegung brachten, was wie im Rieseln eines Sandkornes Berge ins Rutschen bringen kann?

*

Der Mann hatte keinen schlechten Grund gehabt, als er nach Holz gegangen war, auf der Wanderung in der frühen Zeit und das Gesetz ganz frisch auf ihnen lag, und das bisschen Holz sammelte, was er für sein Feuer brauchte. Der Himmel sah nach niemandem, der so klein war und nur das Notwendige tat, als sie ihn fanden, einen von ihnen, der nur Holz sammelte. Sie führten ihn vor das Lager. An was hatte dieser Mann gerührt, weswegen mussten sie ihn umbringen, was mußte durch seinen Tod in ihrer Mitte mit Stiel und Stumpf ausgerissen werden, damit es nicht um sich griff? (4. Mose 15,32)

Als Mose gebot, warfen sie mit Steinen nach ihm. Furcht ging aus von dem, was sie einem glaubten tun zu müssen. Er war ein ‚andrer' geworden und war keiner mehr von ihnen in diesem Augenblick. Sie taten, was Menschen schon immer taten und weiter tun würden, wenn Fremdes sich an ihren Kreis herandrängen wollte oder sie fremdgewordenes Leben aus ihrem Kreis verjagen wollten. Er wurde ausgelöscht. Niemand sollte mehr an ihn denken.

Und doch war da ein Vater gewesen, eine Frau vielleicht, die eine Mutter war und es waren Kinder gewesen. Aber über allem stand: Es wurde ein Gebot verletzt! Jetzt verlangte das Gebot: ‚Dass nur niemand an ihn denkt!' Draußen lag ein Leib, mit den Steinen bedeckt, die ihn töteten.

Auf dem gefährdeten Wege in einem Lande voller Gefahren und vorangetrieben auf einem Wege, der nur

Unsicherheit und Ungewissheit war, wo ein lautes Rufen, eine falsche Handlung, ein törichtes Wort schon das Ungeheuerliche, das auf sie lauerte, zum Hervorbrechen veranlassen konnte, galt es, aufs genaueste die Regeln und Gesetze, weiche die Sicherheit aller sicherten, einzuhalten und sich keiner Verletzung schuldig zu machen. Sie hatten vorsichtig zu sein, misstrauisch, mussten Geboten gehorchen, Verbote einhalten, welche ihnen das Fremde auferlegte. Gott mußte es dem Mose geboten haben, als Mose ihnen gebot, mit ihrem Mitmenschen so zu verfahren. Das Grauen blieb nicht bei dem Hügel aus Steinen zurück.

Viele dieser Haufen blieben an den Menschenwegen als Zeichen der Angst, als Zeichen gegen die Furcht. *<Ja, er soll ausgerottet werden - seine Schuld bleibt auf ihm!>* Das hat so gegolten. Aber Schuld ist nie bei einem geblieben, um damit die anderen zu entlasten; die Schuld ist immer mitgegangen, gerade dann, wenn die verdorbenen Menschenleben vergessen waren.

Viele sind seitdem hinausgetrieben worden in die Fremde, in das Jenseits der Grenzen, ins Unbekannte, hatten Haus und Boden, Kinder, Ehre, Heimat verloren, oder auch ihr Leben. Und immer hatte jemand befohlen, hatte Verantwortung dafür getragen, nicht vor den Menschen, nicht vor sich selber, denn es hieß ja: „Seine Schuld bleibt bei ihm!“ Er ist selber schuld.

*

<’Ich bin schuldig an allen Menschenleben!’ sagte David, als er die Schaubrote genommen hatte. Eine Lüge war der Anfang gewesen: *<Der König hat mir eine Sache befohlen!’>* Der Auftrag deckte einen Geheimnisträger ab: *<’Niemand darf auch nur das Geringste von der Sache wissen!’>* Eingeweiht in ein Geheimnis, Mitwisser der geheimen Absichten des Königs geworden, glaubte der Priester dem, der ihn belügen mußte, um sich Brot und

Schwert zu beschaffen, und stellte seinen Zweifel zurück. Der argwöhnisch gewordene König, der sich von Verrat umgeben glaubte, der sich vom Schicksal umstellt sah, bauschte sich die Hilfe auf, die ein Priester dem David zuteil werden ließ. Die Beihilfe wurde zum Verrat. Dafür mußte der Priester getötet werden. Andere mit ihm, gegen jede politische Klugheit, gegen jede Vernunft. Eine Grenze, ein Gebot war nicht beachtet worden.

Vom Brot aus dem Heiligtum nährte er sich, der ausersehen war, ein König zu werden. Blutschuld lud er auf sich, die nicht mehr gutzumachen war. Es war ein geringer Anlass, als der Flüchtige sich nahm, wo er noch zugreifen konnte. Eine geschickte Antwort hatte er, die den anderen in Unklarheit ließ und hatte eine Waffe in seiner Hand, die von Fremden geschmiedet worden war und einem Feinde aus der Hand genommen wurde. Dafür hielt er ein Schwert in seiner Hand, das ihn als Sieger auswies. *<'Seinesgleichen gibt es nicht -gib's mir!'>* hatte er damals gesagt, hatte das Schwert erhalten.

*

Hinter dem fragenden Warum denkt es: ‚Wenn wir dies hier zulassen, was werden wir dann noch zulassen müssen?'

Es sind nur ein paar Männer, die in eine unsichere Zukunft gehen. Sie durchqueren ein Feld, auf dem notdürftig Korn wächst und nehmen im Gehen, was ihnen sich anbietet. Sie greifen nur nach Ähren.

Noch kann niemand wissen, an was sie in Wirklichkeit rühren. Sie selber wissen es nicht, außer, daß die Zeit des Fastens und der selbstauferlegten Entbehrungen vorüber ist - und daß die ängstliche Einhaltung althergebrachter Verbote nicht hindern wird, daß ein Neues aufwächst.

‚Warum tut ihr das?' werden sie gefragt. Sie haben darauf keine Antwort. Jesus muss für sie antworten und erklären, was da geschehen war. Aber er muss nicht zu einer

Lüge Zuflucht nehmen und hält dafür auch kein Schwert in der Hand, das ihn als einen Sieger ausweist.

Ihrem König David war alles verziehen worden; sie hatten seine Geschichten erzählt, weil er Sieger geblieben war.

Aber Andre hätten fragen können: *<'Wer wird u n s Gutes sehen lassen?'>* Viele haben nach Körnern suchen müssen, die auf den Feldern des Lebens übriggelassen worden waren, wenn die Ernte eingebracht war. Wenn Gebote wichtig waren, dann hätte auf die Einhaltung solcher Gebote geachtet werden müssen: <Wenn *du dein Land aberntest, so sollst du nicht alles bis an die Ecken deines Landes abschneiden, auch nicht Nachlese halten!>* (3. Mose 19.9) Ein Neues soll werden.

Gebote und Verbote gründen nicht mehr in Vorsicht und Misstrauen gegenüber dem unergründlichen Willen der Gottheit, die einen verschlingen kann: und sei es auch nur durch den unbegreiflichen Zorn eines Königs, der um nichtiger Ursache willen und um seines Misstrauens willen und aus seiner Angst, die ihn besetzt hält, töten läßt.

Welche Not hatte sich gewendet, als es notwendig geworden war, einen armen Mitmenschen auszustoßen, dem das rätselhafte Gebot des Mose nichts bedeuten konnte und dem die Ruhe Gottes an jedem siebten Tage nichts davon nahm, daß ihn die Unruhe des Daseins weitertrieb in seinem notwendigen Tun? An jenem Abend in der frühen Zeit brannte sein Feuer nicht mehr; aber niemandem war damit geholfen worden. Eine Frau hungerte. Er hatte vielleicht Kinder, aber die würden den Namen eines Verfemten tragen.

Es mussten schon viele in die Einöde, in die Fremde, um sich dort zu verlieren. Um der Gebote und Verbote willen. Weil ‚Gott gesprochen' hatte, haben seitdem Viele ins leere ‚Draußen' den Schritt tun müssen, mit der stillen

Frage an Gott im Herzen, oder an ihre Nächsten: ‚Warum?' ‚Weshalb?'

*

‚Ich habe alles gesehen!' sagte er.

„Die alten Männer, die sch'ma Jisrael murmelten, die Rabbiner, die Gebete sangen, die Mütter, die die Köpfe ihrer toten Kinder streichelten, die Kinder, die bis zum letzten Augenblick das Weinen verbissen haben.
Ich habe alles gehört, alles gehört.
Vater, Gott im Himmel.
Ich wollte, daß du es weißt -."
„Was wirst du jetzt tun, da du es weißt?"

Einer hatte es gesehen, gehört, hatte es behalten, hatte es mit sich getragen, hatte so gesprochen, hat es aufgeschrieben.

Die Frage blieb: ‚Was wirst du jetzt tun, da du es weißt?'

Da war einer dabei gewesen, der das alles gesehen hatte und sein Leben davontrug und als eine Schuld weitertrug durch sein Leben. Er konnte nicht vergessen, litt daran. Er dachte an die Kinder, die sich bis zum letzten Augenblick das Weinen verbissen haben. Was wirst du tun, da du alles weißt? Um dann still zu sagen: ‚Was sollen wir jetzt tun, Gott?'

Sie haben sich das Weinen verbissen, bis zum letzten Augenblick, wehrlos und ohne Hilfe denen gegenüber, die alle auch vom Beten und Sprechen des Herzens gehört haben mussten. Denn es hieß auch in ihrem Buch: *<Der nach Blutschuld fragt, gedenkt der Elenden und vergißt nicht ihr Schreien!>* (Ps 9)

Die Kinder wollten es ihren Müttern und ihren Mitmenschen nicht noch schwerer machen. Sie haben nicht

geweint und nicht geschrien. Sie waren Menschen, auch als Kinder.

Und die Anderen, die langen Reihen von Menschen hinter sich, von Geschlecht zu Geschlecht, und alle mit den Bildern ausgestattet, die Glauben meinten in Gott, der hilft und rettet: sie waren auch Menschen und kämpften für ein Land, das voller Kirchen war. Aber sie glaubten nicht, daß jemals eine Stimme sagen könnte: ‚Ich habe alles gesehen!'

Wer denkt nun noch an die Kinder, an das Leben, das sich das Weinen verbis, bis zum letzten Augenblick - .

Das Leben geht weiter. Es ist nichts geschehen. Man achtet weiter auf die Gebote und Verbote und sagt: ‚Gott hat gesagt!' Es sind deshalb wenige, die nach den alten Worte leben: *<Ich gedenke der alten Zeit, der vergangenen Jahre. Ich denke und sinne des Nachts und rede mit meinem Herzen.>* (Ps 77)

Wer fragt nach dem Weshalb und Warum und denkt an das Leiden, auch wenn die kleinen Menschen damals sich das Weinen verbissen haben - wegen der anderen, wegen der Mutter, wegen der Brüder und Schwestern: - jetzt! - nur nicht - weinen!

Welches Weinen war in jedem Herzen eines jeden Lebens, das gewahrte, daß nun für immer alles vorbei war, was noch gar nicht Wirklichkeit hatte werden können - und nie würde es Kinder geben, denen sie hätten dienlich sein können.
In jedem von ihnen ging eine Welt zugrunde.
In allen von ihnen starb die Welt.

Menschen konnten das ertragen. Vermochte auch Gott zu ertragen und zu vergessen, was doch immer mitgehen müsste als Leiden und mitgehendes Wissen, bis zum letzten Augenblick, bei denen, die sich das Weinen nicht mehr verbeißen müssten vor denen, die töteten.

Und wenn Gott alles weiß, warum fragen noch die Menschen:

‚Warum? Weshalb?' Sie wissen schon, warum und weshalb und fragen dann noch: ‚wozu sollte ich - ?'

*

Der Anblick der geringen Leute, die über ein Feld gehen und die Ähren durch die Hände streifen lassen und sich die Körner in den Mund schieben, reizt ihre Mitmenschen und läßt sie fragen: ‚Warum tun sie das, wo es verboten ist?' Aber die haben den Geschmack der reifen Körner und schon das Vorgefühl der Ernte und des Sattwerdens im Mund. Warum können die Anderen sie nicht ziehen sehen, einer Hochzeit entgegen, bei der sie erwartet und gebraucht werden?

Die Stimme bietet an: ‚Seht ihr nicht?' ‚Wisst ihr nicht?'

Wenn es Menschen gibt, die Herren sind über das Leben und den Tod verfügen können, dann ist auch des Menschen Sohn ein Herr über den Sabbat. Wenigstens am Sabbat kann ‚des Menschen Sohn' ein Herr sein und seinen Jüngern erlauben, daß sie ernten, was sie nicht gesät haben und wofür sie nicht gearbeitet haben, und sie verteidigen gegen die Ansprüche der Anderen, indem er das Wort für sie ergreift.

Brote waren ausgelegt in der Stiftshütte, zwölf Brote waren gebacken worden.

Sie sollten Aaron und seinen Söhnen gehören, die *<sollten sie essen an heiliger Stätte, denn als ein Hochheiliges von den Opfern des Herrn gehören sie Aaron als ewiges Recht!>* (3. Mose 24)

In dem geringen Tun verbarg sich das andre Tun vom Essen an heiliger Stätte und das Wissen um das Hochheilige, auch wenn es nur die wenigen Körner waren, aus denen noch

kein Mehl gemahlen und keine zwölf Brote gebacken worden waren.

<An jedem Sabbat soll er sie zurichten vor dem Herrn als beständige Gabe der Kinder Israel!> In eine alte Zeit gehen die Gedanken zurück dabei und greifen nach den Bildern, welche die Menschen der alten Zeit heilig hielten, wenn sie nach den Broten sahen, welche eine beständige Gabe der Kinder Israel sein sollten.

Auch dieses Mal gibt es wieder eine Gabe, die aus den Kindern Israel kommt und sie bereit sein läßt.

+

Leben erhalten - oder verderben 6/6 -

Aber am Sabbat lauern sie darauf, ob sie etwas fänden ‚wider ihn'. Da ist ein Mensch, des ‚rechte Hand war verdorrt.' So viel ist zu begreifen, daß er hinsehen würde zu jenem Menschen, dessen Hand verdorrt ist. Sie kennen den, den sie in ihren Gedanken schon jagen und wissen, daß er den Köder annehmen muss, damit sie eine ‚Sache wider ihn fänden', wo doch schon ihr Herz sich gegen ihn verhärtet hat. Eine ‚Sache' muss sie entschuldigen, weil in ihrem Herzen eine Stimme schon für ihn spricht, der den Abscheu vor der verdorrten Hand verwandeln kann in ein Erbarmen, das heilen will. Es hat manchen gegeben, der gesprochen hatte: *<Meine Rechte sollte mir verdorren, würde ich dein vergessen, Jerusalem!>* (Ps 137)

Diesmal heißt es, daß er sich ihnen zuwendet, nachdem er dem Menschen mit der verdorrten Hand einen Platz unter ihnen zugewiesen hat: <'Ich frage euch!'> Dies ist das Auftreten und das Fragen eines Menschen, der auch ein Herr ist. Zum ersten Mal fordert Jesus ein Antworten auf eine Frage. Der Sabbat hat sie zusammengeführt. Am Sabbat nimmt sich Jesus das Recht, Antwort zu fordern auf eine Frage, die er ihnen stellt.
Er erhält keine Antwort.

Übrig geblieben ist nur die Erinnerung, daß er sich auf David berief, der sich die Schaubrote nahm und das Schwert. Alles andere, was er ihnen sagen wollte, ist untergegangen. Es ist, als hätten sie es nicht gehört und nicht gesehen, was er ihnen zeigen wollte, damit sie verstehen sollten.

Jesus nimmt das Wort an sich. Jetzt hat er sie gefragt, am Sabbat, um das Wort zu lesen und zu hören und Antworten zu geben: <Ich frage Euch!> Die Frage ist gestellt und steht vor ihnen.

<Ist es recht, am Sabbat Gutes zu tun?> Am Sabbat Gutes tun! Die Worte hallen in diesem Raum. Hat er sich schon das Recht genommen, sie zu fragen, dann hat er sich schon das Recht genommen, Gutes zu tun - am Sabbat, er, dem der Sabbat das Recht dazu gibt, als Herr vor ihnen zu erscheinen. ‚Es ist recht, am Sabbat Gutes zu tun!' müssten jetzt sagen, die schon lange darüber nachgedacht hatten, was das ist, das Gute - und das andre, was nicht das Gute ist, sondern ein Böses.

Jetzt verhindert das Böse, daß das Gute in das Recht eingesetzt wird, das dem Guten zusteht. Um des Bösen willen, das auf allen liegt und um sie herum auf sie lauert, kann nicht mehr das Wort gefunden werden, das ihm zusteht.

Sein Fragen erhält kein Antworten.

Ein Teil ihres Herzens wehrt sich dagegen, auf sein Fragen einzugehen, weil es ‚Nein' sagen müsste. Um Gottes willen, ein Nein! Denn wer kann nun sagen, was daraus werden kann, wenn erst einmal die Gebote und Verbote in Frage stehen, so eindeutig, daß ein ‚Ja' gilt und ein: ‚Nein!' Aber es ist nicht ‚recht', am Sabbat Böses zu tun. Eher muss jeder darauf verzichten, überhaupt etwas zu tun, um nicht in Bewegung zu bringen, mit dem eigenen Tun, was böse und was gut ist. Damit an einem Tag nicht geschieht,

was Böses ist in den Tagen der Menschen. ‚Es ist nicht recht, am Sabbat Böses tun!' Sie haben deutlich gehört, daß die Entscheidung gefallen ist mit seinem: - „oder Böses?"

Aber nichts zu tun, wäre auch nichts anderes als dem, was geschieht, seinen Lauf zu lassen.

Jetzt spricht er noch einmal, noch deutlicher, noch fordernder: <Leben erhalten - oder Leben verderben?>

So viel an Leben verdirbt, ohne daß jemand dazu etwas tun muss. Sie haben darauf gewartet, daß er etwas tun würde.

Jesus ist des Menschen mit der verdorrten Hand gewahr. Er ist schon jetzt in seinem Tun, das ihnen gilt. Es sind die Antworten ihrer Herzen, welche angesehen werden müssen, die bösen, die bitteren und die guten und schöpferischen Antworten, mit allen ihren Wörtern, hinter denen es sich verstecken kann, das Böse und auch das Gute.

Gott lieben von ganzem Herzen, mit aller Kraft - das würde als Antworten schon genügen, auch wenn die Tage, die einer lebt, alle dagegen sprechen würden und ein anderes Zeugnis geben müssten - so kann doch schon ein Wort helfen, ein Antworten, ein Schreien oder Bitten: ‚Ja - doch - das Gute tun!' soll das Recht sein, soll das Gute sein im menschlichen Tun : Warum hat denn niemand etwas gesagt, damals - als er sie gefragt hat? <Und er sah sie alle umher an.> Es war still geblieben. Niemand hat geantwortet. Aber er sah sie nur noch an.

Ein Mensch kann nicht mehr tun, als sie, die auch Menschen sind, anzusehen - einen nach dem anderen mit den Augen aufzusuchen, ihre Gesichter, die offenen, die verschlossenen, die jungen und die gezeichneten, anzusehen und ihre Augen zu suchen und das Wissen dahinter, das ihm antworten müsste.

Der Mann mit der verdorrten Hand stand noch immer unter ihnen - wie ein Angeklagter, wie ein Zeuge, wie ein

Beweis - ein Ankläger oder schon wie ein Richter, der darauf wartete, daß sein Anwalt mit seinem Worte zu einem Ende kam. Aber es lebt in ihnen, im Verborgenen doch, das Wollen, das sich darauf ausrichtet, das Leben zu erhalten.

Wenn einmal Gott sie danach fragen würde und unter sie stellte einen, dessen Hand nicht mehr zu gebrauchen war, weil sie tot war - wie lautet da die Antwort - für einen Augenblick sehen sie, wie die Rechte Gottes sich über die Hand legt, die keine Kraft mehr hat, aus der das Lebendige gewichen war.

Sie spürten an diesem Sabbat, daß sich Gottes Hand auf die Menschenhand legte. Ein Schatten war über seiner rechten Hand - und es war ganz still gewesen, als hielte die Welt, als hielten nicht nur diese Menschen, den Atem an - um es geschehen zu lassen - daß das Leben zurückkam in diese Hand, und auch der Schmerz, der anzeigte, daß wieder Leben war und Lebendigkeit - und alle Gefühle und alle Möglichkeiten des Tuns, die dieser Hand aufgegeben waren - die sich doch erheben sollte zu einem Zeugnis, daß nicht vergessen war - Jerusalem!

Und Jerusalem stand vor Augen - und nicht nur Mauern und Türme, Häuser und der Tempel, sondern Menschen, Menschen, die ihr Herz daran gehängt hatten. Und glauben wollten, mit der ganzen Kraft ihres Lebens und mit aller Kraft ihrer Hände, die sich für Gott aufheben sollten.

Eine Hand griff nach der Hand von einem unter ihnen, um sie für einen Augenblick zu halten und einer von ihnen überließ seine Hand der andren Hand - für einen Augenblick, für den Augenblick, der ein ganzes Leben bedeutete.

Es war nur für einen Augenblick gewesen. Es war das Leben gewesen, was ihm zurückgegeben worden war. Es ist nur ein Geringes, was eine Hand tun kann.

Auch wenn einer nur erzählt, ist es immer noch, als hielte eine Hand die andre Hand. Beim Erzählen nach so

vielen Jahren lächelt ein Mensch, weil es schon so lange her ist und weil seitdem so vieles geschehen ist, was nicht gut gewesen war. Bei allem, was diese Hand seitdem hat tun müssen, was gut war und auch das andere, war doch immer diese andere Hand darüber gewesen.

Es geht seitdem nicht mehr um die Regeln, um Gesetz, um Verbote, um die Diener des Rechtes und der Gerechtigkeit.

Ein Menschensohn hat vom Recht des Sabbates, seines Sabbat-Tages aus geurteilt - auch gegen die, die über ihn wachten. Und die andere Hand war mit ihm gewesen, als er nach der Hand des Mannes gegriffen hatte, um sie für einen Augenblick zu halten, nachdem er ihm gesagt hatte: ‚Strecke Deine Hand aus!' Und er tat's!'

Und Jesus sah sie alle umher an: Sie hatten nichts zu sagen, es gab keine Worte mehr.

Aber ihre Antworten drangen doch zu ihm, Erwiderungen aus zerrissenen und gespaltenen Seelen.

Hände braucht jedes Tun zum Erhalten des Lebens - im Handeln, im Verweigern, im Nehmen und Geben. Es sind dunkle Tage und Nächte, wenn die Hand allein bleibt, weil niemand nach ihr greifen will, oder weil die Hand nach niemandem mehr greifen will, um Freude zu geben oder daran teilnehmen zu lassen. Manchmal darf jemand sagen: ‚Ich habe meine Hand ausgestreckt - aber niemand hat mehr nach ihr gegriffen.

Niemand mehr. Um dann doch zu sagen: Gott! Mein Gott!' Es ist bei ihm zu spüren, daß in ihm Worte mitgingen, die er innerlich zu hören schien, weswegen man ihn auch belauern konnte, um vielleicht doch einmal ‚eine Sache' gegen ihn in der Hand zu haben. Er schien *<das Weinen der Elenden, die verderben müssen>,* fortwährend zu vernehmen - so geschah es, daß einer seine Hand ausstreckte und die Hand ergriff, die sich nach seiner Hand ausstreckte.

Selten hat seitdem Jemand so gesprochen, so in Zuversicht: ‚Strecke deine Hand aus!' Und die Hand gehorchte dem Wort und die Hand wurde ergriffen und ergriff das Heil, das ihr zugedacht war.

„Sie aber" steht dann da - immer wieder dieses: „Sie aber"! Immer wieder dieses: ‚Aber!', was gegen die Erfahrung spricht! Von nun an wird man immer ‚Aber!' sagen und: ‚Warum?' fragen. Warum und Weshalb! Und einer steht und hat das Recht zu fragen: ‚Warum nicht?'

Jeder wird seither so fragen können, die das Recht angefragt haben, wo Urteilen war und Verurteilen. Die Antwort ist immer vorhanden: Leben erhalten - ist gut! Leben verderben - ist böse! <Sie aber - wurden ganz unsinnig> - und alles, was sie tun wollten, war, darüber nachzudenken, <was sie Jesus tun wollten.>

Darüber nachzudenken, was sie Jesus hätten tun können, ist später dann noch Zeit genug - für alle Zeiten, in allen Völkern, wenn sie zusammenkommen, und sich bereden, was sie ‚Jesus tun' wollen.

‚Ich habe meine Hand erhoben, um Leben zu erhalten - ! ' das hat einer zu sagen.

Sie waren ‚unsinnig' geworden, als sie sich berieten darüber, was eben noch gewesen war: - und ein kleiner Mensch sollte nicht ganz un-sinnig werden, wenn er sich fragen lassen müsste, was seine Hand getan hat - in einem langen Leben, um das ‚Leben zu erhalten' - oder wie oft die Hand auch das andere getan hatte, sich hergeben mußte für das andre, das Verderben am Leben.

Aber wenigstens am Sabbat wird es nun immer heißen: , Du bist gefragt, von jenem Sabbat an, ob Leben erhalten ‚gut ist' oder das Verderben von Leben ‚böse ist' - damit du es weißt, für immer'. Jesus hat sie alle angesehen, der Reihe nach, um in ihren Augen das ‚Ja!' zu sehen.

‚Ja!' haben da die Augen gesprochen, für einen Augenblick in einer Geschichte, die danach auch zur Geschichte anderer geworden ist, weil sie nach der Geschichte der Anderen, nach dem Tun ihrer Hände griff.

+

Beten in der Nacht 6/12 -

<Es begab sich aber - zu der Zeit!> Ausgerechnet zu d e r Zeit, als sie sich gerade zu bereden hatten, was alles zu tun sein würde - gibt es einen Zusammenhang zwischen dem, was gerade geschehen war und: <daß er auf einen Berg ging, um zu beten.> Davon hieß es: <und er blieb über Nacht im Gebet zu Gott!> Er ist wieder einmal fortgegangen, er hat die Menschen hinter sich lassen müssen. Er braucht einen Berg für sein Beten, er ist fortgegangen, er kann sie verlassen, ohne zu vergessen, daß sie auf sein Zurückkommen warten. Vielleicht hat ihm einer die Worte eines alten Liedes nachgesprochen: *<Dein Weg ging durch das Meer und dein Pfad durch große Wasser - doch niemand sah deine Spur!>* Er brauchte einen Berg für sich allein, um beten zu können. Um den Weg durch das tiefe Wasser, durch ein ganzes Meer bestehen zu können.

Noch gewahrte niemand die Spur, außer dem, der ihn aus den Tiefen riß, damit er wieder auftauchte zum Licht hin und in die Luft, die Atem geben würde nach einer Nacht, ganz alleine auf dem Berge, wo er ihnen allen entnommen war - für eine Nacht.

Die Nacht hat nach ihm gegriffen. Worte waren Wirklichkeit, die Wirklichkeit wurde zu Worten: zum Beten einer Seele, eines Lebens: *<Du! Du führst dein Volk!>* Mose und Aaron redeten so. Es wurde schon undeutlich in der Geschichte, die verdunkelt und verschluckt wie ein großes schwarzes Wasser, unergründlich; schwer ist es, noch einmal hervorzuholen, was verschwunden ist, wenn erst die Wellen

sich darüber geschlossen haben und weiterrauschten zu fernen Ufern, an denen sich alles Vergessen und Untergehen bricht.

<Meine Hand!> hat es da gerufen, in der Nacht, auf dem Berg unter dem großen tiefen Himmel, fern von allen Menschen.

Ein einzelnes Ich streckte seine Hand aus, in der Nacht, in der dieses ‚ich' alleine lag - auf der Höhe des Berges, im Beten unter dem Himmel, der unendlicher ist als alle Meere auf der ganzen Welt. Eine Seele, ein ganzes Leben ist dem Beten hingegeben und singt und spricht sich aus.

Da gilt auch ein ‚Weil': Weil Gott sein Volk führt wie eine Herde, und sich Hirten dazu aussuchte, seine Herde zu führen, deshalb liegt die Angst in der Nacht auf einem Herzen.

Das Leben spricht in der Hingabe in der Nacht, unter dem dunklem Mantel der Nacht und unter dem Licht der Sterne: es genügt, daß die Worte aufsteigen, aus einer Seele das Wort sich entringt: Damit es aufsteigt bis dorthin, wo es gehört wird und Annahme findet:

<Aber du! Sei du mit mir um deines Namens willen! Deine Gnade ist mein Trost!> Aber die Wahrheit seines Daseins ist: *<Ich bin ihnen zum Spott geworden; wenn sie mich sehen, schütteln sie den Kopf!>* <Aber es spricht auch auf dem Berge, als die Nacht vergeht: *<Laß sie innewerden, daß dies deine Hand ist, und du, Herr, das tust!>* (Ps 109)

Die Sonne wird aufgehen. Für einen neuen Tag gilt: *<Gott, mein Herz ist bereit! Wach auf meine Seele!>*

Worte finden ihren Widerhall in den Augen, die in den Himmel sehen und die andren schon um sich herum wissen, die auch ihre Augen zum Himmel richten. Sie blicken zum Himmel, als ob sie sehen wollen, ob es stimmt, was ihnen eben von

einer fernen Stimme zugeweht wird: *<Ich singe wach das Morgenrot! Ich will das Morgenrot wecken!>*

Jeder von ihnen weiß die Worte: *<Ich will dir lobsingen unter den Menschen, denn deine Gnade reicht, so weit der Himmel ist - und deine Treue, so weit die Wolken gehen!>* (PS 57)

Und es weiß doch ein Mensch, der aus der Nacht kommt, daß die Wolken weit werden ziehen müssen, damit eine andere Seele, ein anderes Leben von der ‚Treue Gottes' erreicht werden kann. So schön es ist, wenn die Sonne aufgeht nach der langen Nacht, so schön es ist, den Wolken nachzusehen, so schön der Anbruch des Tages ist: Es sind so viele, für die gilt: ‚Lass sie errettet werden!' ‚Gott! Strecke deine Hand aus - oder nimm meine Hand dafür, damit geschehen kann, wofür wir bitten: *< Hilf mit deiner Rechten! Und erhöre uns!>* (Ps 108)

Ein Mensch war im Einklang mit seiner Welt, als er der Sonne entgegensprach: ‚Erhebe dich!' Als er sang: *<Ich rufe wach das Morgenrot, ich will das Morgenrot wecken! >* Ein Mensch barg sich in der Nacht, um heimlich zu beten.

*

Sie hatten alle durcheinander geredet, wie Vögel, die sich noch nicht geeinigt haben auf ihren gemeinsamen Flug.

Sie waren sich uneins, weil ihre Herzen in Angst waren. Er hatte es hinter sich lassen wollen, das Durcheinander und das Geschrei von ihren Stimmen, die sich nicht einig waren, wohin der Weg nun führen würde. Es mußte etwas getan werden, die Ruhe und den Frieden für alle wieder herzustellen.

Einmal gab es einen Mose oder einen Aaron. Und danach gab es viele andere. Und nun gibt es immer noch den Streit untereinander. ‚Meine Hand ist des Nachts ausgereckt und läßt nicht ab!' so sagte die Schrift. (Ps 77) Nicht anders sprach ein Mensch, in der Nacht auf dem Berge.

Nicht der Schlaf bei den Vielen, in der Sicherheit der Herde tröstet, sondern nur noch das Alleinsein auf dem Berge. Nichts ist da, was Hilfe sein könnte, nichts von Händen Gemachtes, Schützendes. Wieder, wie am Anfang, ist ein Mensch in dieser weiten Welt. Unendlich sind die Zeiten, die vor ihm sind - wie vor aller Zeit und herausgehoben aus der Zeit ist der Mensch, und ohne ein Enden sind die Zeiten, die vor ihm liegen.

Um ihn breitet sich das Land, in dem er Spuren hinterlässt, vor ihm liegen die Zeiten, denen er seine Spur hinterlässt.

+

Bildung der Jüngergruppe 6/13 -

Viele wollen mit ihm gehen. Er wird Viele brauchen, die helfen können. Mose konnte sein Volk auch nicht alleine anleiten und ihm den Mittelpunkt geben, welchen die ‚Herde' braucht, als Menschenvolk. Es wird viele nötig haben, nach denen sich die anderen richten können, wenn das Durcheinander und das unsinnige Wesen sie nicht ergreifen soll.

<Und da es Tag ward, rief er seine Jünger und erwählte aus ihnen zwölf ... !> Die Nacht ist vergangen, mit dem Licht des Tages ist auch sein Entschluss reif geworden, aus den Jüngern zwölf auszuwählen. Das Bild davon hatte er schon vorher in sich getragen.

<Und es war um ihn der Haufe seiner Jünger.> Es war still, die Ruhe war mit ihm unter sie getreten. Und um ihn herum ist der Haufen Menschen, die es zu ordnen gilt, damit sie ihrem Auftrag folgen können: <Und er hob seine Augen auf über seine Jünger!>

+

Worte, die selig sprechen 6(20 -

Die Zeit ist gekommen, auf sie hinzusehen und zu erkennen, wer sie sind, die zu ihm gekommen sind. Er will

ihnen zeigen, woran sie Anteil haben sollen: Da sagt er es ihnen: <’Selig seid ihr Armen!’> Er sieht über sie hin. ‚Ihr Armen!’ sagt er.

Er sieht sie an: <’Selig seid ihr, die ihr hier hungert!’> Er weiß, wer sie sind, die ‚große Menge Volks aus dem ganzen jüdischen Lande.’ „Ihr hungert hier!“ Er spricht es ihnen zu.

Sie haben teil am Hunger: Er sagt ihnen zu: <’Das Reich Gottes ist euer!’> Er spricht es ihnen zu: „Ihr hungert hier! Ihr sollt satt werden!“ Auch dabei weiß er, wovon er spricht und zu wem er dabei spricht.

Nicht die ‚Reiche der Welt und ihre ganze Herrlichkeit!’ werden für sie da sein. Das alles könnten sie haben, wenn sie auf die vielen Stimmen hören würden, die vielen Stimmen, die locken, versprechen, verheißen: ‚Ihr sollt satt werden -!
Und Jesus sagt: ‚Ihr sollt satt werden!’

Es gibt die anderen Stimmen mit ihrer grausamen Aufforderung: *<Es sprechen eure Brüder, die euch hassen und verstoßen um meines Namens willen: ‚Laßt doch den Herrn sich verherrlichen, daß wir eure Freude mit ansehen!’>*

Überall gibt es Menschen, die die Worte kennen vom ‚Frieden wie ein Strom’, oder die immer noch damit rechnen, den ‚Reichtum der Völker wie einen überströmenden Bach’ auf die eigenen dürren Felder leiten zu können.(Jes 66)

Was weiß er denn davon, vom Weinen und von den Gründen, aus denen das Weinen kommt, und von den vielen Gründen, die das Weinen hat, darüber zu weinen. Was weiß er denn schon, was diese Menschen weinen macht, wenn er über sie hinsieht?

Und wenn Jesus es nicht weiß und nicht selber kennt, dann soll er auch nicht einem unter den Vielen sagen: „Selig! Selig bist du in deinem Weinen hier!“ Aber wenn er

alles weiß und kennt, dann hat er eine gute Absicht, wenn er sagt: ‚Selig sollst du sein, weil du weinen kannst. Und sagt, noch einmal: <’Selig seid ihr, die ihr hier weinet!’>

Lachen ist, Glückseligkeit, wenn das Weinen sich gelöst hat und mit sich fortgenommen hat, was einen beschwert und bedrückt hat. Das Weinen löst, auch wenn die Gründe für das Weinen nicht geschwunden sind, wenn unter Tränen ein Gesicht lächeln kann.

Aber einen gibt es, der das Lächeln sehen will und die Tränen fortstreicht.

Es gibt auch Menschen, die das Singen wählen, um nicht weinen zu müssen. Andere wählen die Worte, das Erzählen der Geschichten. Aber die Gründe, aus denen das Weinen herkommt, vergehen nicht. Immer wieder kommt das Schluchzen tief innen, wenn das Nicht-Vergessene, das immer Vermisste, das immer nur Fehlende angerührt wird, das, was nie kommt und was immer bleibt als das Rufen, das nie laut wird, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß auch auf Rufen hin niemand kommen wird.

Das Weinen ist die Antwort auf einen Schmerz, der nicht vergeht, auch wenn eine Wunde sich geschlossen hat. Auch wenn sich ein Antworten auf das Leiden bilden konnte. ‚Selig! Seid Ihr!’ sagt er.

‚Selig seid ihr!’ hat er zu ihnen gesagt. Es ist das erste Wort, das Jesus wirklich zu vielen Menschen spricht, ohne Warum und Weshalb zu fragen, nicht um sich zu rechtfertigen, sondern ganz von sich selber her, frei und ihnen allen zugewandt.

Es ist seine Wahrheit, die auf die Wirklichkeit seiner Erfahrungen hinweist. „Selig seid ihr!“ sagt er ihnen zu. ‚Selig’ hören sie und sehen ihn an.

‚Selig sind, welche von Menschen gehasst werden - !’ Das soll gelten, das soll das Merkmal sein, woran die Seligen erkannt werden, woran sie sich erkennen sollen -

und die Ausgestoßenen, die Gescholtenen, deren Namen verworfen werden als die Namen von Bösen, die niemand mehr kennen darf, deren niemand mehr gedenken wird - die ganz ohne Namen sind.

Die keinen Namen haben ‚unter den Menschen' - um des Menschensohnes willen - die sollen das Zeichen der Seligkeit tragen und daran sollen sie sich untereinander erkennen, sich annehmen als die, die gemeinsam auf dem Wege sind - solche, die keinen Namen haben.

Drumherum stehen andere und blicken auf die hin, die hungern und weinen müssen. „Freut euch - an jenem Tage!' ruft er. „Siehe! Euer Lohn ist groß - im Himmel!"

‚Aber!', sagt es dann doch in manchem, obwohl der Himmel groß ist und die Treue Gottes, wo kann dann der Lohn bloß sein, der verheißen wird? Der Himmel ist weit fort oder nur manchmal einem nahe, in der Nacht, auf einem Berge vielleicht, wenn einer alleine ist dort oben.

Der Lohn ist dann, wenn einer alles sehen kann und es erträgt und es mit sich trägt - und dabei ‚selig' ist.

Jesus hat es gesagt, er hat es versprochen. Er steht unter ihnen und sieht ihnen ins Gesicht und ihre Augen antworten ihm.

Er ist von dem Berge gekommen, aus seiner Nacht. Gott ließ und ihn standhalten dem, was er sehen mußte - und das Andre war auch zu ihm gekommen, wovon ein Vorausgegangner gesagt hatte: *<Er wird auf diesem Berge die Hülle wegnehmen, mit der alle Völker verhüllt sind, und die Decke, mit der alle Heiden zugedeckt sind.> Die Zeit* soll kommen, die keine Verhüllungen, keine Täuschung mehr kennt? Bis dahin wird es viel bedeuten, wenn jemand daran festhalten kann, daß Gott *<wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen und wird aufheben die Schmach seines Volkes - in allen Landen!>*
So war es gesprochen, so ist es einmal gehört worden.

Die Worte sind weitergetragen worden mit aller ihrer Erwartung und mit der Sehnsucht, die sich nach der Erfüllung sehnte, ohne die Worte zerstören zu müssen. Für den einen Augenblick, da er spricht, ist die Hülle fortgenommen, die über ihnen liegt.

Dennoch soll niemand, der Tränen weinen macht, je das Wort benutzen vom ‚Abwischen der Tränen von ihrer aller Angesicht', um sich damit herauszureden, um von sich abzulenken und den Trost, dessen die Vielen bedürfen, ihnen wie von Gott her zuzusprechen.

*

<Weh euch!> sagt Jesus, ruft es zu, schreit es hinaus: <Weh euch!> Aber die, denen sein Rufen gilt, haben den Trost des Reichtums, die Sicherheit, die sie satt sein läßt. Sie haben die Befriedigung, die ihnen den Genuss des Lachens gewährt. Und das Glück dazu, daß <ihnen jedermann wohlredet!>
Die Menschen der Völker, die unter der ‚Hülle' bleiben, brauchen das Hinsehen auf die, die den Reichtum haben, satt werden und als die Frohen erscheinen, die den Anspruch haben, daß man ihnen wohlredet, wie sie von allen anderen die Schuldigkeit eintreiben, mit Hilfe der Gewalt, die ihnen überlassen ist. Die Völker haben Führung nötig, brauchen Leitung und Gewalt und Macht, der alle unterliegen und der alle ihre Kraft geben.

Und etwas vom Reichtum und vom Frohsinn der Reichen und ihrem Lachen und ihrem Gelächter, findet hin zu denen, die nichts zu lachen haben, die nichts davon haben.

Bitterer Verzicht spricht sich aus: <Weh euch, wenn euch jedermann wohlredet! Desgleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch.> Er hat das Wort gesagt vom Propheten, der nichts gilt in seinem Vaterland. Nun sagt er ihnen ein: Wehe! Drohung liegt in der prophetischen Zusage

und läßt die Erwartung nicht aufkommen, daß es einmal ein Wohlreden gibt, das für alle Mühe entschädigen könnte.

Wenn es das Wohlreden geben sollte, dann wäre auch der Trost dahin, das will er doch sagen und auch das von dem Weinen und Heulen, was hinter dem Lachen schon lauert. <Weh euch, ihr Reichen, denn ihr habt empfangen den Lohn - jetzt!>

Es werden ‚jene Tage' kommen, wo der Hass aufsteht und Menschen ausgestoßen werden, mit Vorwürfen und Anklagen belastet gehen, wie weggeworfen, weil ihre Namen als böse gelten. <Freut euch an jenem Tage!> <Frohlocket!> sagt er in diesem Augenblick und sagt: <Denn siehe!> Für einen Augenblick erheben sie auch ihre Augen und sehen, weil er verlangt, daß sie sehen sollen.

Durch die Gewalt seines Redens, durch die Kraft, die sich da ausspricht, gewahren sie schon an diesem Tag ein Stück von ‚jenem Tage', an dem Menschen wie sie frohlocken können, wenn sie ihren Lohn erhalten, der ‚groß ist im Himmel'. Auch wenn es nur Worte sind, so bedeuten die Worte schon Befriedigung und Sättigung. Einen Teil des Lohnes, der ihnen versprochen wird, haben sie schon. Noch nie ist die Wirklichkeit so wirklich gewesen für sie wie an diesem Tag.

*

Andere Tage werden kommen und es wird schwer sein, die Erinnerung an dieses Innewerden der Hand Gottes gegen die vielen grauen Tage zu halten. Ablehnung und Hohn und Gelächter begegnet, wenn jemand denen in der Sicherheit sagen möchte: ‚Ihr habt euren Trost gehabt und euer Trost ist dahin! Euch wird hungern und ihr werdet weinen müssen!'

Viele Stimmen, die aus dem Staube wispern oder im Gesicht der Nacht als Gespenst einem erscheinen wollen, haben Ähnliches oder das Gleiche nahe bringen wollen. Ihre

Stimmen sind wie das Rauschen des Meeres, das Heulen des Windes.

Später reichte das Wort nicht zur Anklage und nicht zur Drohung und fand nur manchmal ein Leben, in dem es aufgehen konnte.

Aber ich - 6/27 -

<’Aber ich - !’> spricht seine Stimme an gegen die vielen andren Stimmen: Aber ich!> setzt er seine Worte gegen den Druck, den die Menschenwirklichkeit auf jeden hat und auf die Völker, in denen sie zusammengefasst sind. <’Aber ich!’> <’Ich sage euch, die ihr zuhöret!’>

Eine Menschenstimme reicht nicht weit, die Worte verwehen und sind wie nicht gewesen, wenn sie von niemandem aufgenommen werden. Vergangen und vergessen wäre alles, wenn nicht ein aufmerksames Leben die Worte aufgenommen hätte.

Eine eigene Wirklichkeit erhielten die Worte, als sie zur Schrift geworden waren. Das Leben dahinter verschwand, übrig blieb die Schrift. <Die ihr zuhört!> hat Jesus gesagt.

Er hat die gemeint, die mit ihm waren, als er mit seiner Stimme die Menschen als Zuhörer und Empfänger seiner Worte erreichte.

Dem ‚Ich aber’ - kam in den Anderen das: ‚Wir aber!’ entgegen. Sie hören, sie nehmen auf, sie behalten und bewahren, und vergessen auch oder verlieren den Sinn.

Jesus selber muss fragen: <’Warum tut ihr nicht, was ich euch sage?’> Gott wird einmal fragen müssen: ‚Warum habt ihr nicht getan, was euch gesagt worden war?’

Die Tränen der Traurigkeit können nicht abgewischt werden, wenn denen kein Lieben entgegenkommt, die hassen, wenn kein Segen gesprochen wird, die verfluchen. Wenn nun zu beten ist, dann für die, ‚so euch beleidigen’, die misshandeln, kränken, verletzten, Leid zugefügt haben,

Leiden machten. Der ungeheure Vorrat an Empfindungen, Gefühlen, von nie ausgesprochenen Erwiderungen des Herzens auf alles, was einem widerfahren ist, an Kränkung, Verletzung, Beleidigung ist angeregt, will sagen: ‚Ich aber - ,, wie alle antworten könnten mit: ‚Wir aber!'
Und Jesus hat gerade gesagt: ‚Ich aber sage euch - !'

Nie werden sie mit Segnen fertig werden, nicht mit ihrem Lieben, denn der andren Zorn und Wut wird nicht mit Beten und Segnen und Liebe aufzuhalten sein.

Denn was die gewaltigen Massen der Menschen in den Völkern zusammenhält und als Kraftfeld in eine gemeinsame Form zwingt und zur gemeinsamen Handlung befähigt, bedient sich gerade der Instrumente des Verfluchens, Verdammens, des Hassens, der Feindschaft, der Misshandlungen, um Abweichungen, um andere Stimmen und Stimmungen, welche die geballte gemeinsame Kraft auflösen könnten, zu verhindern. Vernichtet wird, was sich entgegensetzen möchte und würde es auch nur eine Stimme sein, die dann noch ihr: ‚Ich aber!' dagegensetzen möchte.

Aber sie glauben, die Anstifter und Verrichter furchtbarer Taten, selbst in den bösesten Taten werden sie glauben, daß ihnen mit Liebe, mit Segen und Beten begegnet und gedankt wird. Sie werden sicher sein, daß ihnen wohlgeredet wird, wenn alles vorüber ist. Sie werden zuschlagen und zubeißen, auch wenn ihnen einer schon die Kehle hinhält, die Hände hebt oder für sie betet und bittet. Ein Feindseliger darf wissen, von nun an, daß seinem Feindsein, daß dem Fluch Segen entgegensteht. Aber ein feindseliger Mensch soll sich nicht für gerechtfertigt halten in seinem Tun, nur weil für ihn gebetet wird.

Woher nimmt ein ICH das Recht, gegen das, was aus der Geschichte der Menschen herrührt, gegen ihr Verhalten unter ihren gesellschaftlichen Bedingungen und unter dem Zwang der Verhältnisse, unter denen sie ihr Dasein haben, sein

<Ich aber!> zu setzen, sein Wort zu geben, daß die anbrechende Wirklichkeit eines Neuen Tages das Antwortverhalten vieler Menschen ändern kann: - von diesem Tage an - bis hin zu jenem Tag, an dem der Lohn sichtbar sein wird, im Himmel.

Noch kann einer sein Gesicht hinhalten für einen zweiten Schlag; die Hand, die ihn schlagen will, wird vielleicht innehalten. Aber es gab Zeiten, da nützte das nichts und es werden Zeiten kommen und Menschen mit ihnen, die gerade dann gereizt und hart zuschlagen werden.

Wohin sieht dabei Jesus, als er dies denen als Anweisung gibt, die mit ihm gehen sollen? Denn er weist nicht an wie ein Herr, der andre an die Arbeit schickt, sondern als einer, der selber gehen wird auf dem Weg, den die Worte zeichnen. Seine Wirklichkeit wird schon sichtbar.

Eine Spur gräbt sich in das Gedächtnis der Menschheit ein. Es sind Menschen, zu denen er spricht, und die anderen sind es auch, zu denen sie geschickt werden mit seinem Auftrag.

Aber Menschen werden nur mit Gewalt abgehalten von ihrer Gewalttätigkeit, lassen nur unter der Drohung, daß ihnen Böses angetan wird, ab von ihrem Bösen, was sie andren antun wollen. Ein hartes ICH muss über ihnen sein, das sie zusammenhält und ihnen Einheitlichkeit verleiht, die sie nicht erreichen könnten, wenn sie der leisen Stimme ihr Gehör schenken würden, die immer im Hintergrund weitersprechen wird: <Wer dich bittet - d e m gib!> <Und wer dir das Deine nimmt, von dem - : fordere es nicht wieder!>

Wenn nun einer käme unter den vielen Menschen, die einem begegnen auf dem Weg ins Leben und durch das Dasein, und würde fragen, bitten darum, daß ihm einer Antwort gibt, nur eine Antwort darauf, ob dieses Wort des Jesus von ihm

befolgt worden ist? - Könnte der dann erwarten, dass ihm wenigstens eine Antwort gegeben wird?

<Ich aber!> haben seine Worte bedeutet. ‚Ihr aber! hatten sie gehört. ‚Ich aber -!' sprach es: ‚Ich kann das nicht. Das kann ich nicht können.'

Bis in ferne Zeiten wird es in allen Seelen weiter sprechen: ‚das kann ich nicht.'

Mit: < - ‚Wie ihr wollt, daß euch die Leute tun, also tut ihnen auch - !'> spricht er zu dem, was an Wollen und an Erwarten in eines jeden Menschen Seele ist, daß nicht gefordert wird, daß das zurückgegeben werden soll, was von eines anderen Eigen genommen worden ist, weil niemand zurückgeben kann, was er sich hat nehmen müssen. Jeder lebt davon, daß es einen Menschen gibt, der nicht fordert, wo ihm genommen werden mußte.

Wenn nun einer begriffen hat, was in ihm selber als Wunsch und als Bedürfen ist, dann muss er auch begreifen können, was in den andren als Notwendigkeit lebt und was ihnen getan werden müsste. Und wenn an andren getan wurde, was die anderen einem selber tun sollten, dann glaubt nur der Glaube, daß etwas davon zurückgegeben wird, was einem ‚die Leute tun sollen.'

Auch Jesus hat das geglaubt in diesem Augenblick, von dem es hieß: <Und alles Volk begehrte, ihn anzurühren, denn es ging Kraft von ihm aus und er heilte alle.> (v.19) Er hat für einen Augenblick glauben müssen, daß das, was er ihnen tat, sie ihm auch eines Tages tun könnten, wenn es so weit wäre, daß er die Anderen und ihre Kraft brauchen könnte. Gilt dann auch, daß nicht eingefordert werden soll, was sie sich genommen haben, von ihm?

<'Wenn ihr liebt, die euch lieben - welchen Dank habt ihr davon?'> Die Freunde, die Wohltäter, alle, die mit einem zu Tisch sitzen, die gleiche Sprache sprechen, zur gleichen Familie gehören, die einen brauchen - von allen

gilt: <’Das tun die Sünder auch’>. Das bedeutet keine Rechtfertigung vor der Anfrage. Das entlässt nicht mehr aus dem Auftrag: <’Ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein -!’> ,Ihr liebt eure Feinde!’ ,Ihr, die ihr Kinder Gottes seid!’

Und fügt dann hinzu, als taste er nach einer neuen Wegweisung: <’Gott ist gütig über die Undankbaren und Bösen!’>

Woher hat er dieses Wissen mitgebracht? Wie hat er es erfahren? Nach dem Bilde Gottes sind sie geschaffen, die Menschen, die, welche die Kinder Gottes sein werden. In diesen Menschen, welche die ,Kinder des Allerhöchsten’ sein werden, wird ein Bild Gottes sichtbar, was den vielen anderen Bildern, welche die Völker von Gott haben, widersprechen muss.
Auch davon muss es heißen von jetzt an: <Ich aber!>

+

nicht gerichtet - nicht verdammt 6/36 -

<Seid barmherzig - !’ sagt er, bittet - und sie verstehen im gleichen Augenblick, daß sie auch gebeten werden, ihm gegenüber und seinen Worten barmherzig zu sein - wenigstens für diesen einen Tag. Sie hören, wie dies mit dem: ,Ich aber!’ zusammenstimmt und einen neuen Klang gewinnt: <Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!>

Er ist so sicher in seinem Reden, daß sie einen Vater kennen, der barmherzig für sie war. Viele Väter wird es geben, die nicht barmherzig sind und doch ,Herr Vater’ genannt werden müssen. Aber vom ,Allerhöchsten’ gilt: Barmherzig ist Gott. Um Gottes willen muss niemand mehr richten! Unter Berufung auf GOTT kann niemand mehr richten. Jedes Leben kennt die dumpfe Angst davor, gerichtet zu

werden. Aber was einem andren angetan wird, indem kein Richten mehr ist, das wird einem Menschen getan werden, wenn es einmal ernst ist mit dem Gerichtetwerden oder dem Verdammtwerden oder mit dem Geschenk der Vergebung.

Die Völker jedoch stoßen aufeinander. Sie reiben sich aneinander und reiben sich gegenseitig auf. Gerechtigkeit gibt es dabei nicht. So viel Geschehen verdient die Verurteilung und das Verdammen in den Erdengeschichten.

Ein Erinnern blieb davon, daß der Mensch erschaffen worden ist zu einem Bilde Gottes. Der nie unterbrochene Fluss der Bilder, nach denen die Menschen ihre Gestalt gewannen, hat ein Wissen behalten davon, daß Menschen diese Ähnlichkeit auch leugneten und zunichte machten, weil die Ausprägung des ‚Bildes' zu viel verlangt und fordert von der Leiblichkeit und vom Geist der Menschen, die nach dem ‚Besten Bild gebildet' sind.

Ein Wissen blieb, daß dieses Bild verlorenging auf dem langen Weg durch die Geschichte.

*

Die Worte waren auf einem Feld gesprochen, da war kein Haus, ‚für Gott erbaut'. Da war kein Altar, von dem der Rauch zum Himmel stieg, es gab keinen Priester und kein Heiligtum.

Sie umstanden einen Menschen, auf den sie hinsahen und der sie alle umher ansah, die ihm zuhörten. Es gab das Sprechen einer Stimme und das Hören auf das Sprechen - und auch das war ein Bild, das sie bildeten, weil die Kraft von ihm ausging und in seinen Worten auf sie überging.

Im Augenblick des Weinens, auch da, als die Kinder sich das Weinen verbissen haben, waren Menschen angekommen, wo Gott das Bild, nach dem seine Kinder geschaffen waren, erkannte. Barmherzigkeit wandte ihnen den Lohn zu, den die Menschen ihrer Welt ihnen nicht geben wollten. Vergeben können sollten sie, was ihnen angetan wurde und lieben,

welche die Feinde waren. Und wer das sagen konnte, der konnte es auch tun: der, der sagen konnte: Ich aber!'

Eine Hoch-Zeit ist angebrochen. Aber eine andere Zeit wird sein, wenn der ‚Bräutigam' fortgenommen worden ist. Ein Geschehen bildet sich aus, als die Worte Vorgriff waren auf eine kommende Wirklichkeit.

Alle, die zuhörten, wurden als die ‚Kinder des Allerhöchsten' angesprochen. Zwölf von ihnen sollten auf seinem Weg mit ihm gehen.

Selig werden Menschen sein, wenn sie weinen können. Um das Vergangene müssen sie weinen, wo sich für eine Zeit die Wahrheit als wirklich zeigte und nach ihnen gegriffen hatte. Für einen Augenblick haben sie das Licht gesehen und dann fiel die ‚Hülle', mit der alle Völker auch weiter bedeckt sind, über sie, hüllte alles ein, was einmal deutlich und sichtbar gewesen ist.

Eine Hoch-Zeit währt nicht lange, die Berührung durch die Ewigkeit zieht sich zurück und ist Erinnerung, wird zu Schmerz, wenn die alte Wunde berührt wird. Hundert Jahre, tausend Jahre sind vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist. Unter Menschen sind das lange Zeiten, und sie können vergessen, müssen vergessen, obwohl sie an den Zeiten tragen, die vergangen sind.

Aber Gott vergisst nicht; es ist alles, als sei es gestern gewesen. Weiterleben wird die Menschheit als eine verletzte Menschheit. Jemand wird der verletzten Menschheit wohltun müssen. Jemand wird beten müssen, mit aller Kraft, die der verletzten Menschlichkeit noch geblieben ist, für die, welche misshandeln müssen und sogar in denen, welche den Feind lieben wollen, auch noch einen Feind sehen.

Erkennen wird das nur ein Mensch, der selber zu den Verletzten der Menschheitsgeschichte gehört, der selber ein Teil der Welt ist und dem feind sein müsste, was ihn verletzte und ausstieß aus der Gemeinschaft - und dem die

Erinnerung nicht verlorenging, daß da auch ein anderes Menschenbild gewesen ist im ‚Davor'. Es hat ein ‚Davor' gegeben, das darauf aus gewesen ist, angenommen zu werden, bevor es in das Fernesein und in das Fremdsein gestoßen worden war.

Feind ist einem das Leben, das an das eigene Leben will, weil es an das Brot und alle Nahrung, die das Leben erhält, geht, an den Boden, der zum Lebensgrund geworden ist, sich heranmacht an das Wasser für Tier und Mensch, an die Luft, die geatmet werden will, an die Lebensgründe, die einen selber erhalten.

Alle Kraft, die im Leben steckt, entfesselt sich, steigt auf, macht zum Feind für die, die ihre Mitmenschen zu ihren Feinden machen. Die, welche in seiner Wahrheit gehen und die Last tragen, die davon ausgeht, werden noch um ganz anderer Dinge willen befragt, wo es nicht nur um das Ährenausraufen am Sabbat geht: ‚Warum tut ihr das, was ihr tut?'

Es nützt ihnen wenig, daß sie sich auf seine Worte berufen. Niemand ergreift für sie das Wort, wenn sie verfolgt werden, ausgestoßen, verfemt sind und getötet werden, weil sie nicht Böses tun, wenn es verlangt wird. Sie segnen, wo fluchen angebracht wäre. Und beten.

*

Mose hatte seine Mitmenschen verlassen. Sie konnten damals nicht fasten und auf seine Wiederkehr warten. Für sie war er auf dem Berg verschwunden. Sie mussten sich ein Bild machen, damit sie jemand bei sich hatten, den sie anbeten konnten. Viele Bilder hat sich seitdem die Menschheit gestaltet, so daß das Eine Bild, von dem niemand sich ein Bild machen kann, wie verhüllt und verdeckt worden ist. Die Bilder liegen miteinander im Streit, nach denen sich die Menschen bilden.

Sah Jesus, was auf die Völker zukam? Lauter entsetzliche letzte Kämpfe werden auf der ganzen Erde gekämpft. Reste erhielten sich von den Untergängen. Leben fiel auf vielen Stellen der Erde, wo gewaltsam gestorben werden mußte.

Es gab die Vielen, die ganz ohne sichtbare Gewalt und ohne Kampf hinstarben, weil ihrem Dasein das Nötigste fehlte. Manche brachten die Kraft auf, ihre Feinde, die ihr Leben verderben ließen, zu lieben, zu beten für sie. Er hat für sie alle gesprochen: <Selig seid ihr Armen!>

Wusste Jesus damals, was er in die Weiten der Völker und in die Seele der Menschen hineinsprach, als die Stürme über den Völkern schon Vergangenheit waren und die kommenden Stürme der Vernichtung noch hinter den Horizonten lauern?

*

Noch konnte der Hörer und Schreiber der Worte und Geschichten nichts davon wissen, von dem, was kommt.

Wenn das Schlimmste vorbei ist, gibt es nur noch Überlebende und die, die am Leben bleiben und alles gesehen haben und alles gehört haben und als Zeugen sprechen könnten. Als Zeugen müssten sie gehört werden, die vor Beschämung ihre Augen nicht erheben und ihre Stimmen nicht laut werden lassen können.

Es kommt, wie es immer schon gewesen ist. < Sie *kauften und verkauften, sie freiten und ließen sich freien.>* Und lachen und essen und trinken. Und sieben weiter die Mücken und schlucken ihre Kamele.

*

Jesus kann seine Worte nicht als eine feierliche Formel gesprochen haben, bestimmt für ein heiliges Buch. Jesus sprach im Ernst, er sprach, daß es sie erreichte. Manches ging verloren davon. Mit dem, was blieb, würden sie hinausgehen in die Welt der Völker und würden mit diesen

Worten und Geboten die Menschen erreichen, an ihnen tun, was sie doch auch wollten, daß ihnen angetan würde.

<Seid barmherzig!> sollten sie sagen, selber barmherzig sein, selber darauf angewiesen, daß andere ihnen barmherzig sind.

<Ich aber -!> ist nicht viel, wenn die Anderen alle mit den hohen und höchsten Autoritäten der Welt, mit Gott im Hintergrund reden und anordnen und fordern und verlangen und anderes gebieten und Gehorsam erzwingen.

Die Erinnerungsfähigkeit hat dieses Wort behalten, auch als die Mitmenschen selber Zeugen wurden seines Unterganges.

Er hat doch gesagt, damals, als noch alles im Werden und Wachsen war: <Liebet eure Feinde!> und sie hätten sagen können dem, der sie danach fragen kam, so viel später: ‚Und wir haben ihm geglaubt damals, aber nun fehlt uns die Kraft, jetzt, wo alles vorbei ist, wir wahren aber die Worte'.

‚Wer erweist nun noch die Wahrheit der Worte und ihre Wirksamkeit? Werden wir es sein müssen?' Und: ‚Ist unsere Liebe, wie das Kämpfen der Anderen, nicht auch umsonst, vergeblich?' Die Kraft, die im Hass steckt und Verderben wirkt, findet in vielen Menschen ihren Ausdruck, erscheint wie von Gott geschützt.

Jesu Worte machen die Verteidigungen der Selbstgerechtigkeit zunichte: <'...auch die Sünder lieben ihre Freunde! Und wenn ihr euren Wohltätern wohltut - was für Dank habt ihr davon? Denn die Sünder tun dasselbe auch!'>

Niemand entkommt dem Vorwurf, ein Sünder zu sein. Jedem ‚Guten' gilt auch: ‚Das tun die Sünder auch alles'. Und erhalten Dank dafür.

<Ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein>, sagt er. ‚Kinder!' sagt er von ihnen. ‚Euer Vater!' sagt er. Ihr

Vater wird barmherzig sein. ‚Gott ist <gütig über die Undankbaren und Bösen!> gibt er ihnen mit für ihren Weg. Das ist eine Weisung, um sie mit sich zu tragen als ein Wissen von Gott, der höher ist als alle Hohen und Höchsten, die hoch über allen ihren Sitz haben und Menschen ihren Willen aufdrücken.

Wie oft haben sie in seinen Worten jetzt vom Dank gehört, als sei das eine Frage, wo doch jeder auf jeden angewiesen ist, damit ihm ‚Dank' wird. Vielleicht werden sie keinen Dank ernten, wenn sie tun, was er ihnen wagt zu sagen. Die Geschichte kennt wenig Dank und wenig an Anerkennung, die denen zugekommen wäre, die Kinder des Allerhöchsten waren, wo doch jeder nur das Kind eines Vaters und seiner Mutter ist und die wieder nur Kinder von Völkern, Nationen, von den vielen Menschengruppen, die einander feind sein müssen, damit sie nicht untergehen.

In den Zeiten, die kommen, wird es selten sein, daß gesagt wird: ‚Siehe! Ein Kind des Allerhöchsten!' Nur weil kein Richten von ihm ausgeht, kein Hassen und Fluchen, kein Verdammen von ihm herkommt, kein Richten über Menschen und ihre Sünden.

In diesem Augenblick ist es wahr, als es ihr Erleben durchdringt: <Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überfließend Maß wird man in euren Schoß geben!> Von daher bestimmt sich seitdem das Maß, mit dem jeder messen soll; ein Reichtum ist gegeben, damit aus der Fülle geschöpft werden kann bei aller Armut und in der Not des Daseins.

Damit rührt er an die Schöpfungswirklichkeit, die geweckt, nicht niedergehalten werden soll, von der her alles aufsteigt, was die Wonne der Schöpfungswirklichkeit ausmacht.

Es wird auch Geltung behalten, das Wort vom vollen, gedrückten, und überfließenden Maß, wenn die, die richten und verdammen, nicht vergeben und keine Barmherzigkeit

kennen, weil ihnen das volle Maß nicht ‚in ihren Schoß' gegeben ist und sie mit ihren eigenen kärglichen Maßen messen.

Die Welt der Zukunft wird voll sein von den Maßen, mit denen gemessen wird und wonach geurteilt und gerichtet wird, weil jeder an jeden sein eignes Maß anlegt und immer mit dem Richten und den Folgen des Verdammens und Fluchens und Hassenmüssens mit allen Misshandlungen zu schaffen hat, was kein Segnen, kein Wohltun, kein Lieben aufhalten und verändern kann.

Denn ein ‚Vater, der barmherzig und gütig' ist, muss immer zurücktreten vor den ‚Allerhöchsten', welche sich alle Menschen zu Kindern machen und zu Knechten.

Die Väter aber der Völker, über welchen die Hülle liegt, werden Blinde sein, die anderen Blinden einen Weg weisen wollen. Sie leben von dem Glauben, als Sehende den Blinden den Weg zeigen zu können, obwohl sie selber mit blinden Augen ins Finstere starren. <Sie werden alle in die Grube fallen!> heißt es von ihnen. Auch das ist ein Prophezeien. Zeugen muss es geben, wenn eine verletzte Menschheit um ihr Dasein kämpft und blinde Blindenführer auf die falschen Wege führen und Zeugen dafür, daß die Blinden bis fast zuletzt glauben, daß die, von denen sie sich führen lassen, sehend sein müssten.
Er sieht schon nach denen, die in einer fernen Zukunft ihm folgen wollen, und sagt dann: <Der Jünger ist nicht über seinen Meister!> Es wird sich mancher als Meister sehen wollen, der über seinen Meister hinausgewachsen ist. Es wird vieler Künste bedürfen, um die Worte und ihren Sinn zu verhüllen und mit eigenen Bedürfnissen auszubessern .

‚Ich aber - sage euch!' hat er gesagt: <Wenn der Jünger vollkommen ist - so ist er wie sein Meister!> Das ist ein Sprechen im Gleichnis. Vollkommen ist der Jünger, wenn er da angekommen ist, wo sein Meister war, als er das

Erreichen der Vollkommenheit zusagte. Wenn einer unter seinen Jüngern sich als Meister angesehen wissen will, dann soll er sein - wie sein Meister!

+

Auch Jesus wird nicht richtig gesehen 6/41 -

Die Klugheit rät: Achte darauf, daß fremde Augen nicht wahrnehmen können, was im Verborgenen bleiben muss und besser auch der eigenen Wahrnehmung entzogen bleibt. Fremde Augen könnten die Störungen bei einem selber sehen.

<Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge - des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr?>

Im Auge des Andren wird der Splitter zum Balken, im eignen Auge wird noch nicht mal der Splitter bemerkt. Nicht mit der Korrektur des falschen Sehens im fremden Auge und seines Ungenügens soll die eigene Tätigkeit ausgefüllt sein, sondern mit der Mühe, die Behinderung und Beschränkung im eigenen Wahrnehmen zu erkennen - um zu einem Sehen zu kommen, das den Mitmenschen wahrnimmt, nachdem die Selbstwahrnehmung gelungen ist.

‚Siehst du?' wird immer wieder gefragt. Der Mensch sieht nicht in die Wirklichkeit eines andren Daseins. Die Nachfolger des Meisters erkennen die Beschränktheit ihres Sehens, und geben damit zu, daß es großer Mühe bedarf, zum nicht- verfälschten Sehen und Wahrnehmen zu kommen. Auch davon gilt: Wenn ihr wollt, daß die Mitmenschen euch richtig sehen sollen - dann:... Ein Mensch weiß zu gut, daß in den Augen der Andren sein Leben falsch gesehen wird.

Auch im Blick auf seine Sendung erwartet Jesus richtiges Sehen. ‚Meister' in der Kunst des richtigen Sehens werden verlangt und Vollkommenheit gefordert in der Wahrnehmung der Unvollkommenheit des eigenen Sehvermögens. Es gibt einen Zusammenhang mit den Warnungen Jesu vor dem Urteilen, Richten und Verdammen. Es gehört zur Schuld, die eingestanden werden muss: ‚Wir haben es nicht so weit

gebracht, daß wir richtig sehen konnten.’ Es bedeutet deshalb viel, wenn ein Mensch zum andren sagen kann: ‚ich sehe dich - in deiner Andersartigkeit.’

Diejenigen, die auf ein Leben hinsehen oder auf es herabsehen, müssen sich selber gefragt wissen auf das hin, was sie sehen. Jedes Ich muss sich selber fragen, was andere von seiner Wirklichkeit wahrnehmen. Besser ist es, sich vor fremden Blicken zu schützen, denn sich zu erkennen geben, würde vom Sehen des Andren zu viel verlangen. Jeder weiß, daß der Blick der Andren verdunkelt ist, um des Hindernisses willen, das jeder im Auge trägt.

Es geht um die Handlungen, die der Einschätzung des Mitmenschen folgen. Niemand sollte mehr sagen: ‚Halt still, Bruder!’ ‚Ich will den Splitter aus deinem Auge ziehen!’ Das ist schon eine Frucht, die von einem faulen Baum genommen wird, wenn einer Gutes tun will um des Fehlers im Andren willen, um zu berichtigen, ohne sich eigener Fehler und Unvollkommenheit bewusst geworden zu sein.

Aufmerksam muss ein Leben werden, wenn eine Stimme sagt: ‚Halte still!’ Es ist leicht zu sagen. ‚Halte still!’ ‚Ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen’, ohne daß der Helfer selber die Erfahrung machen mußte, angesehen zu werden von Augen, die ohne Fehler und ohne jede Störung ‚Splitter’ und ‚Balken’ im eigenen Auge durchschauen können und den Blick nicht abwenden, wenn ein Ich zurückstarren und drohen möchte. Es ist nicht mehr nötig, im Gegenüber nach den Fehlern zu suchen, die der Hindernisse im eigenen Auge Rechtfertigung wären.

Deutlich steht vor aller Augen die Forderung. ‚Seht! - seine Augen warten auf euch!’ Davor fürchtet sich das menschliche Leben. Aber seine Worte leuchten erst, wenn die Wahrheit im eignen Leben sichtbar geworden ist, nachdem die Behinderung genommen ist und dann auch die Wahrheit im Leben eines Mitmenschen zu erkennen ist. Ein Glaube muss

zunächst diese Leistung erbringen. Allen Nachfolgern steht das Einsehen in die Falschheit des eigenen Sehens als Aufgabe bevor.

‚Mensch, ich lehre dich!' kann einer nur noch vor Augen sagen, die wissen, daß ein Sprecher von Gotteswahrheit selber in Schwierigkeiten ist, wenn er sagen will: ‚Bruder, ich lehre dich'! Ein Meister in der Vollkommenheit wird zugeben, daß die Menschen, die nach ihm sehen, mit Recht einen Menschen erwarten dürfen, dessen Sehen kein Böses mehr hat.

+

Vom Schatz des Herzens 6/43 -

Ein Gotteswort wurde einmal auf die Klärung des Miteinanders hin gesprochen. <Es *wird keiner den andren noch ein Bruder den andren lehren und sagen: ‚Erkenne den Herrn!' Sondern sie sollen mich alle erkennen, beide, klein und groß!'*> (Jer 31)

Jeder Baum trägt seine eigene Frucht, kein guter Baum trägt eine böse Frucht. Aber mancher Baum hat seine Frucht verloren und sah sie verderben. Wenn da einer kommen sollte mit der Erwartung, gute Frucht zu finden, dann wird er die Bitterkeit schmecken und den Schmerz fühlen, der den Baum vergiftet.

<Man liest nicht Feigen von den Dornen!> sagt Jesus. Aber gegen ihn richten sich die Verdächtigungen, daß er Frucht zu suchen scheint, wo keine Früchte zu finden sind. Die Erde bringt Dornen hervor, wo keine Feigen wachsen können. Niemand geht Trauben pflücken an den Hecken - aber Jesus scheint nicht dahin gehen zu wollen, wo ihm Trauben angeboten werden. Sein Tun und Reden wächst aus einem Grund, der ihn bewegt, vor den Augen Andrer zu wirken, wie der Baum des Lebens zu seinen guten Früchten kommt..

Niemand geht zu den Dornen, wenn keine Frucht zu erwarten ist. An den Wegen der ganzen Welt stehen die

Hecken, an denen sie herziehen, die Verlorenen, die Armen,, die Elenden, alle, die auf der Suche sind oder den Sinn ihres Lebens verloren haben.

Wer Trauben pflücken will, geht nicht zu den Hecken. Es lohnt den Blick dahin nicht.

So viel Auseinandersetzung und Streit entsteht über das Gute und über das Böse im Menschenleben, entzweit und verdunkelt die Wahrnehmung und zerstört das Miteinander. Jesus glaubt an den Schatz, der im Herzen geborgen ist in jedem Menschenleben. Deshalb findet er das Wort vom guten Menschen, der aus dem ‚guten Schatz seines Herzens Gutes hervorbringt'.

Ein anderes Gutes ist gemeint, als das, was dem allgemeinen Verständnis als gut erscheint, als Tugend eine Person auszeichnet, an die andre glauben wollen, bis die Enttäuschung kommt, weil etwas vom ‚Schatz im Herzen' sichtbar wurde. Es bleibt nicht verborgen, was im ‚Schatz des Herzens' enthalten ist. Ein Maßstab wird gegeben: Ein ‚guter' Mensch macht aus dem Schatz, den sein ‚Herz' gesammelt hat, etwas gut an denen, die erleiden müssen, was Menschen an Menschen Böses tun.

Aber in den Augen ihrer Welt findet diese Gute selten Anerkennung. Die Menschenwelt hat ihr eigenes Maß, das sie für andre bereit hält. Mit Jesu Maßstab will sie selbst nicht gemessen werden.

+

‚Herr' sagen - und im Herzen Leere 6/45 -

Aus dem Schatz seines Herzens rührt her, was Jesus ausspricht: <Wes des Herz voll ist, des geht der Mund über.> Er spricht von sich selber her - denn die Menschen sprechen nicht so, reden nicht davon, was aus dem Herzen kommt. Wortemachen und Handeln sind schon weit entfernt voneinander - und erst recht zwischen dem, was einer sagt und was verborgen bleibt im Hintergrund seiner Seele.

Die Leute hängen ihr Herz an das Reden anderer, sie wollen glauben können, was sie hören - und sehen nicht danach, aus welchem Grund es aufwächst. Sie sehen nach Trauben bei den Dornen und sehen nicht, was im ‚Herzen' auf sie lauert.

Dabei wäre es gut, wenn die Augen nicht nur das sehen könnten, was vor aller Augen sich darstellt, sondern in das ‚Herz' blickten. Worte werden gemacht, damit nicht sichtbar ist, was in der Seele sich birgt. Das Reden ist laut unter Menschen, um sich als gut zu erweisen. Aber die Worte, die sich in der Seele bilden, sind leise und kommen nicht an bei denjenigen, die wollen, daß ‚ihnen jedermann wohlredet'.

Die Worte der Schrift vor Augen, tastend nach dem Sinn, merkt der Kundige, daß alte Einsicht wieder zum Hören und Sehen auffordert: < - Ich *ereiferte mich über die Ruhmredigen! Bedrückung reden sie von oben herab, was sie reden, das soll vom Himmel herab geredet sein - was sie sagen, das soll gelten auf Erden. Darum fällt ihnen der ‚Pöbel' zu und läuft ihnen zu* - > (Ps 73)

Wer Ohren hat zu hören - der höre!" wird Jesus rufen. (8.8)

Jesus weiß selber, daß er vor Ohren spricht, die nicht hören.

*

„Niemandem kannst du durch das Wort deines Mundes das Herz so bewegen wie dein Herz von dem Wort innerlich bewegt ist. Es würde es aber bewegen, wenn wir das innere Wort selbst in sein Herz senken könnten - nun aber bringen wir nur das äußere Wort in sein Herz. Gewiss ist daran nicht das Wort schuld, sondern die, die es beim Reden nicht aufnehmen können. Denn dieses Wort kann nur in dir gesprochen und darum von dir nicht gehört werden, du müsstest denn in dir sein und nicht außer dir. Denn, wenn

du das Wort hören willst, musst du da sein, wo es ertönt. es ertönt aber in dir".
Luther dachte so, der doch den Worten vertraute
(Psalmenvorlesung -)

Es gibt diesen Augenblick auf dem Feld in ‚jenen Tagen', vor den Menschen, die jeder einen andren Grund haben, ihm zuzuhören. Und da sagt er: <'Was heißt ihr mich aber ‚Herr'! ‚Herr'! und tut nicht, was ich euch sage?'>

Ich aber!' hatte er gesagt, am Anfang und nun läßt er sie wissen. ‚Ihr tut nicht, was ich euch sage!'

Sie wollen ihm sagen, daß er für sie ein Herr ist, aber es ist nicht das, was er von ihnen erwartet. Er sagt ihnen, daß er weiß, daß sie nicht tun werden, was er ihnen aufgibt.

‚Herr! Herr!' werden sie trotzdem sagen zu dem, der ihre Vollkommenheit will und ihr vollkommenes Tun.

‚Herr! Herr!' werden sie auch zu den Mächtigen der Welt sagen. An deren Herrlichkeiten hängen sich die Herzen, denen wird gefolgt und ihren Worten gehorcht als gelte es ihm. Sie hören ihm zu, aber sie sehen nicht den Ernst, mit dem er sagt: ‚Ihr tut nicht, was ich euch sage!'
‚Ihr tut nicht!' sagt er.

Von den Bäumen müssen sie lernen, die von ihren Früchten her erkannt werden und gute Frucht wird von ihnen verlangt werden, die doch nur Menschen sind. Viele werden später vom Tun seiner Nachfolger sagen: ‚Wenn das die Früchte sind, die von diesem Baum stammen, den wir vor uns haben, dann kann der Baum nicht gut sein.' Tief verborgen ist der ‚Schatz' im Herzen - ein Abgrund zieht ihn in sich hinein und entzieht ihn dem, der danach greifen möchte und um des Guten willen ihn ergreifen mußte.

Ein Zwiespalt trennt das Sein des Herzens von allem Tun und Denken und dem Reden, das wie eine Hülle verbirgt.

Einmal war schon von einer Frucht die Rede gewesen, nach der die ersten Menschen gegriffen hatten, nach denen alle Menschen gebildet sind, die nun ihr Leben haben und den Tod kennen, den sie in sich tragen. Seitdem wissen sie, was das Gute und das Böse ist und das Leben gute und böse Früchte tragen läßt, nach denen jeder erkannt werden kann. Jeder kennt die Bäume, deren Frucht gebraucht werden kann, es gibt Namen für alle. Und jeder hat einmal nach der Frucht eines Baumes greifen wollen, der seinem Urbild nicht genügen konnte. Jeder hat einmal die Frucht verflucht, nach der er gegriffen hatte und die er verwarf, weil er wußte, wie die Frucht sein müsste, die gut für ihn war. Im Inneren sucht jeder nach einem Baum, der gute Früchte trägt. Aber noch im Baum, der nicht vollkommen ist in seinem Wachsen, in seinem Herkommen, in seinem Hervorbringen an Frucht, erscheint das Bild, nach dem er geworden ist, das in ihm als in einer anderen Wirklichkeit enthalten ist und zum Vorschein kommen muss in seiner Verkörperung, auch wenn dieser Körper nicht vollkommen ist und seinem Vorbild nicht standhalten kann.

Aber die Früchte und der Samen darin tragen noch immer das Bild des Baumes in sich, der ihnen allen seine Gültigkeit eingeprägt hat, und nicht vergeblich und umsonst gewachsen ist.

Deswegen bringt auch noch ein Baum mit innerer Fäulnis seine Früchte und misst nach seinem Maß, was um ihn wächst, aufstrebt, Raum beansprucht und verurteilen muss und nicht vergibt und hasst, um am Ende selber nach seinem Maß gemessen zu werden. Der Baum ist nur ein Gleichnis.

Und wenn Frucht abverlangt wird, weil sie erwartet werden kann, dann muss tief hinuntergegriffen werden, in den Vorrat, der angesammelt worden ist. Dann gilt auch, daß nicht beim Anderen nach dem Fehler gesucht werden soll, der ihn am richtigen Sehen hindert, in dem, worin er auf das

sieht, was dieses Ich getan hat. Ein vollkommenes Ich würde nicht verdammen, es würde vergeben können, weil es sehen könnte, was im Anderen ist, den Schatz des Herzens, den Vorrat an allem, was ins Tun mündet, im Bösen, im Guten. Die Sicht der anderen ist jedoch auch verfälscht durch das, was sie in ihrem Vorrat mit sich tragen müssen, gesammelt in den vielen Jahren der Erfahrungen und des Erlebens und auch des Erleidens.

Von Geschlecht zu Geschlecht sammeln sich die Erfahrungen an und häufen sich zu Lasten, die in jedes Tun wirken.

Irgendwann wird nicht mehr gefragt werden. ‚Habt ihr getan, was andre euch gesagt haben?' Jesus fragt dann oder Gott, der sein Vater ist. Jesus war deshalb auf den Berg gegangen, damit er hören konnte. ‚Du tust, was ich dir gesagt habe!'

+

Gründe, die nicht tragen 6/47 -

In dem Schatz, den Jesus in sich trägt, gründet sich, was er ihnen weitersagt, damit sie es aufnehmen: <Wer zu mir kommt und hört meine Rede - und: t u t sie! der ist gleich einem Menschen, der ein Haus baute und grub tief und legte den Grund auf den Fels.> Auch er ist wie einer, der an einem Haus baut und tief schachtet, damit er dem Haus, an dem er baut und von dem er weiß, wie es aussehen muss, einen Grund gibt, der tragen kann, was noch werden muss.

Aber Jesus sieht schon die Flut, die an das Haus heranrasen wird. Eine Flut wird kommen und mit sich reißen Häuser, Gärten, Tempel, Erde, Bäume, Saaten, Menschen; Menschen vor allem, ganze Völker werden davongerissen. Es wird für viele Häuser gelten, in die sich die Menschen retten: <Und das Haus tat einen großen Sturz.> Hören sie jetzt heraus, daß auch ihr Haus stürzen wird?

Sehen sie, daß auch das Haus ihres Daseins nicht auf einen Grund gebaut ist, der einem Felsen gleich ist? Seit Johannes den Weg vorbereitete, tragen sie das Wissen um den Baum in sich, an dessen Wurzeln schon die Axt angelegt ist, die ihn fällen wird.

‚Aber!' muss es gesprochen haben in ihrem Herzen: ‚wie soll dann einer noch ein Haus bauen können, das Sicherheit bietet.'

Dann wird keiner tun können, wovon er sprach, daß sie den Leuten tun sollten, was sie selber auch von ihnen erhoffen und erwarten. Die Mitmenschen werden nicht tun können, wonach ihn verlangte. Er muss doch selber bei seinem Reden sehen, daß der Splitter in der andren Augen eine fortwährende Bedrohung darstellt. Niemand kann wirklich darauf warten, bis den andren das Hindernis in ihren Augen genommen worden ist und sie endlich klar sehen können.

Ein ‚voll, gedrückt, gerüttelt und überfließend Maß' soll in ihren Schoß gegeben sein, gute Früchte sollen sie tragen - mit einer Verheißung, mit einer Zusage kommt er an sie heran. Erfüllt von dieser Kraft werden seine Nachfolger gehen unter den Menschen, und die werden spüren, daß sie von ihnen erhalten, was ihnen niemand sonst geben kann, weil die, die ihm nachfolgen, ihren Mitmenschen das antun, wovon sie selber möchten, daß es ihnen jemand tut.

Hoffnung glaubt, daß die Menschen, die Jesu Worte beherzigen, mit dem Maß gemessen werden, mit dem sie selber messen.

Vierzig Tage und Nächte war er in der Wüste gewesen, und erst, als die Tage und Nächte zu ihrem Ende gekommen waren, begriff er, daß er Hunger hatte. Da konnte er sehen. Er hatte sich keine Zuflucht geschaffen mit dem Wort der Schrift, er hatte sich nicht verborgen, er verharrte nicht in der Abwehr vor dem Ungeheuerlichen, was sich ihm zeigte

in der Wüste. Sein Antworten kam aus ihm hervor, als er erkannte, was als Versuchung dem Leben begegnet und auf was das Tun antwortet, das aus dem Schatz des Herzens dringt, wenn es inne wird, daß Hunger in ihm ist.
Er hat ausgeredet, es ist alles gesagt.

*

Es braucht nur noch die Menschen, die als Nachfolger tun, was er aufgetragen hat und seine Worte Wirklichkeit werden lassen. Er hat einige herausgerufen, um ihnen Verantwortung und Last aufzuerlegen. Es sind nicht viele. Jeder kann sie mit Namen nennen.

Dann sagt er: <Wer zu mir kommt und hört meine Rede u n d t u t sie: den kann ich euch zeigen, wem er gleich sei!>

Den, der dem gleich ist, den kann auch er nicht zeigen, er kann nur zeigen, wie sehr er selber diesem gleicht. Die Bedeutung des Geschehenen kann nicht jeder wahrnehmen und in seine Lebenstätigkeit hineinnehmen.
‚Kommen!' hören sie und: ‚Hört!'

Die Entfaltung in einem Tun gemäß dem, was gehört wurde, steht noch aus, wie die Zeit der Ernte ausstehen muss, wenn gerade gesät worden ist. Aber jetzt schon soll verstanden werden, was mit dem ‚Haus' gemeint ist und was es bedeutet für jemanden, der vielleicht gar kein Haus hat, das er gebaut hätte, auf einen Felsengrund oder auch auf Sand.
Er hat aber gesagt, daß er ihm den zeigen könnte.

+

Der Glaube einen Fremden 7/1 -

Die Vorsicht, die Höflichkeit, die politische Rücksichtnahme, ließ es ihn geraten sein, die ‚Ältesten' zu schicken, damit sie eine Bitte an Jesus herantrugen. Vielleicht wußte er sich auch als einen Fremden in ihrem Land, dessen Ältesten er sein Zutrauen schenkte. Er wußte,

daß er nur ein Bittender sein konnte, einer, der nicht zu ihnen gehören konnte, der nicht erwarten durfte, daß sein Bitten Gehör findet bei einem, der an dem Wissen und dem Können dieses Landes teil hat und den Schatz hüten muss vor fremden Augen, vor fremdem Begehren. Er ist es ‚nicht wert', daß Jesus unter sein Dach kommt, das mühsam sein Dasein deckt, in ein Haus geht, das für ihn auf einem Grund stehen muss, der nicht der seine ist.

Der Tod hat nach seinem Knecht gegriffen, den er ‚für wert' hielt. ‚Sein Kind, sein Sohn war es, für den er bat', wurde erzählt. ‚Er hat nach Jesus schicken lassen', sagten die Einen. ‚Er ist selber gekommen!' sagten die Anderen. Nicht für sich, für einen anderen begehrte er, damit das Licht eines Lebens nicht ausgelöscht wird.

Aus dem Vorrat seines Herzens war das Erkennen aufgestiegen, vor der Not des Todkranken: Einen Heiler gab es, von dem er gehört hat. Den sollte die Bitte erreichen.

Der Mann ging zum ersten Mal in seinem Leben einen anderen Weg als den, der ihm gewiesen worden war, zwar noch bekleidet von den Eigenschaften, die ihn zu einem angesehenen Menschen machten, aber er entfernte sich schon von dem, was ihm Rang und Ehre und Ansehen bis dahin gegeben hatte.

Und wenn der Knecht, den er für wert hielt, sein Kind war - dann stand er nur als ein Vater vor Jesus. Deshalb wollte er von Jesus verlangen, was Menschen, damals und noch lange Zeit, so schwer erhalten konnten: das Leben eines Kindes.

Unter seinem Dach ist der Schatten des Todes auf den Knecht gefallen. Wenn kein Dach schützen kann, dann will er dafür Verantwortung tragen und sich beugen. Unter seinem Dach und unter jedem dieser Dächer lauert es, was finster über die Menschen herfällt.

Später wird erzählt, daß der Hauptmann, ein königlicher, sagt: ‚Zu spät!' Er weiß, was das ist, dieses: ‚Zu spät!' In seinen Augen sind die vielen ‚Zuspäts', zu denen er gekommen war: ‚Komm!' E h e es zu spät ist!' Ein Hauptmann ging zu Jesus.

Heere von Kriegern zogen durch die Welt und brachten keinen Frieden. Männer in Rüstung tragen den Glanz der neuen Macht in ferne Länder. Armeen werden über die Erde gehen und keinen Frieden bringen oder den Frieden bringen, der erst kommt, wenn es für viele zu spät ist.

Der Friede war selten gekommen, bevor es zu spät war. Ein Mann steht da, der das Letzte tut, bevor es zu spät ist.

Eine Stimme ruft in ihm, von innen aufsteigend. ‚Mein Kind stirbt!' Aus dem Vorrat seines Herzens steigt der Hilferuf auf: ‚Sagt Jesus, mein Kind stirbt!'

Stärker, dringender noch, kommt es zurück: ‚Dein Kind lebt!' ‚Geh hin!' Der Mann kann gehen, sein Kind wird leben.

Gewißheit ist in ihm, daß es gut wird. Er hat sich selber nicht für so wichtig und würdig gehalten, daß er dachte, Jesus käme zu ihm unter sein Dach. Aber er selber kann seinen Leuten befehlen. Er ruft und sie gehorchen und ihm ist, als brauche Jesus auch nur zu rufen, und das Fremde, das sich dem Zugriff anderer Menschen entzieht, gehorcht, wenn er ein einziges Wort sagt.

Solchen Glauben hat Jesus bisher nicht gefunden. Ein Mensch erbrachte, was im Schatz seines Herzens enthalten war.

Ein Hauptmann mit seiner Erfahrung in Befehl und Gehorsam, begegnete ihm und sprach es aus, sein Wort: ‚Sprich Du nur ein Wort!' Der, für den er gebeten hat, lebte! Das kann nicht vergessen werden: Ein Wort nur war es.

Es geschieht, was das Wort wirken will! Der Glaube daran ist in ihm gewesen.

Die Kraft, die Worte bilden läßt, hat in dem kranken Menschen Lebenskraft hervorrufen können. Aber die Kraft, die Worte hervorbringt und Sprechen machen kann, hat die Fähigkeit nicht, diejenigen zu erreichen, die scheinbar auf gegründetem Boden und in festen Häusern sitzen, die mit den Worten, die sie machen können, Heuchelei sprechen und die Worte machen, die anderen die Kraft nehmen, mit der sie leben sollten.

Worte wirken und andere tun danach; selten entwächst ihnen die Kraft, welche der angerufenen Lebendigkeit das Leben erweckt, Die Worte, auf welche die Vielen hören, werden auch Vielen das Leben kosten. Häuser werden stehen, die auf Felsengrund gegründet sind mit ihren Fundamenten und sicher stehen und bleiben. Worte gehen davon aus, welche Wirkungen nach sich ziehen Das Wort, das vor dem Sterben bewahrt, wird dann vielleicht nur noch zu hören sein, wenn: ‚zu spät' gesagt werden muss.

Ein Widerspruch wächst auf zwischen dem Denken des Herzens und dem, was das T u n tut ohne Worte. Begreifbar wird es oft erst dann, wenn es zu spät ist.

Bittend spricht Jesus: <'Gib dem, der dich bittet!'> Jedes Ich war einmal ein Ich, dem gegeben werden mußte, jeder von uns kam auf die Welt mit einer Bitte, die keine Worte brauchte und nicht mit Worten zu beantworten war. Jedes Leben sagte: ‚Bitte! Gib mir!'

Ein Hauptmann sah in Jesus den, der die Macht hat, im Reiche des Lebendigen zu handeln, weil sein Herz es nicht ertrug, wenn der Tod über ein Kind herfiel. Jesus kam, bevor er zu spät war. Liebe zu einem Menschen sprach: ‚Komm, ehe es zu spät ist!' Ein Kind war auf ein Wollen angewiesen, das sein Leben in der Welt hielt. Alles aus dem Vorrat seines Wissens und seiner Erfahrung wandte Jesus

auf, um ein Leben herauszurufen aus den Schatten, die über ihm lagen.

Danach ging er in eine Stadt: <und siehe, da trug man einen Toten heraus>.

+

Die Erweckung des Erstorbenen 7/11 -

Es war, als läge wieder die Dürre über dem Land und als hielte der Hunger und die Not alle gefangen, weil der Himmel darüber nicht mehr regnen lassen konnte. Der, der tot getragen wurde, <war der einzige Sohn seiner Mutter und sie war eine Witwe.> Sie konnte nicht mehr erwarten, noch einmal ein Kind zu empfangen und zu tragen. Keine Mutter kann so laut rufen, daß ihr Kind von diesem Weg zurückkehrt; es war alles vorbei.

Ein Toter ist nie wieder zum Leben erwacht. Die Lebenden ertrügen es auch nicht, wenn ein Gestorbener zurückkehren sollte. Viele, die ihr Leben haben, wollen sogar mit ihnen Lebende tot sehen. Man klagt, weil man jemanden verloren hat, an dem das Herz hing, und dann kehrt man ins Dasein zurück und isst und trinkt.

Die Jünger späterer Zeiten werden auch diese Geschichte verwalten im großen Schatz der Vergangenheit. Es wird nicht stören, wenn so viele von ihnen nichts mehr empfinden, weder Schmerz noch Leid beim Anblick der vielen Toten, die herausgetragen oder fortgetragen werden müssen - oder einfach liegengelassen werden mussten.

Vorwürfe gingen ins Leere: *<Meine Schafe sind zerstreut, weil sie keinen Hirten haben: Und niemand ist da, der nach ihnen fragt oder auf sie achtet.* (Hes 34) ‚Ihr stärkt nicht, ihr heilt nicht, ihr holt nicht zurück - das Starke tretet ihr nieder!' waren Vorwürfe, die schon ihre Vorfahren gehört hatten.

Jesus berührte die Bahre, auf der der Tote getragen wurde, <und die Träger standen.> Für den Augenblick hielten

sie den Atem an. Es waren viele Kinder gestorben, damals und in ihrer Zeit. Sie würden in den kommenden Zeiten auch sterben, kleine, noch grüne Früchte am Baum des Lebens, die herabfielen, bevor ihre Zeit gekommen war.

Der Baum brauchte sie nicht alle, er warf sie ab. Er konnte sie nicht alle halten, er konnte sie nicht alle reif werden lassen.

Allein war die Frau geblieben, und einsam geworden, seit dem Abschied, der dem Für-Immer galt.

Jetzt galt es nur noch, die Reste zu würdigen, die seit einem ‚damals', von den Erwartungen und Hoffnungen und Tätigkeiten eines Lebens, übriggeblieben waren. Sie hatte das Kind, ihr Kind und auch noch ‚sein' Kind. Das Kind wuchs heran und sein Werden schloss die Wunde, die für immer bleiben mußte. Eine Wunde war da und eine Leere, die nie mehr gefüllt werden konnte. Eine Leere war da für das Kind, das nicht ‚Vater' sagen konnte, wie andere es taten; die Wunde würde zur Narbe werden, leichter zu ertragen, als wenn die Mutter hätte gehen und das Kind verlassen müssen. Andere Hände wären gewesen, die das Kind aufgenommen haben würden - oder nicht. Anderer Frauen Augen hätten auf es hingesehen oder das Kind hätte auf andere Frauen hingesehen. Da mußte es eine Schuld geben, weil das Kind keinen Vater hatte. Ihre Kraft hatte nicht ausgereicht, um das Kind zu behüten und ihn, den jungen Mann, nun auf dem Weg in sein Leben zu geleiten.

Er hat es gewagt, er hat die Bahre angerührt. Er trat ihnen in den Weg, die Träger standen und alle anderen standen still.

Hinter den Klagen und dem Schmerz steht das Entsetzen vor dem Ungeheuerlichen, das aus der unbekannten Finsternis heraus eindrang in ihren Kreis des Lebens. Er ist nicht mehr bei ihnen, er ist nicht mehr unter ihnen. Er ist schon im Weggehen, er ist schon im Vergehen.

Kein Toter kehrt zurück. Wer würde ihn aufnehmen können, wer unter ihnen? Woher würde er zurückgekommen sein? Wusste Jesus, woher der junge Mensch wiederkehrte?

Niemand war jemals dort gewesen, wo es keinen Ort mehr gibt und keine Erde - und ist von dort zurückgekommen. Hätte Jesus sie nicht angehalten, es wäre weitergegangen, wie es immer weitergegangen ist mit dem Leben; sie hätten ihn begraben und wären davongegangen und das Leben wäre weitergeflossen, wie die Fluten sich schließen, wenn ein Leben versinkt, wenn ein Boot gesunken ist. Die Frau hätte getrauert, um das Kind, das der junge Mann in ihrer Erinnerung geblieben wäre. Sie hätte in dem Vergangenen gelebt, wie alle, die ähnliche Wunden tragen und sie hätte daran getragen wie an einer Schuld. Erst war der Mann gegangen, nun war das Kind gegangen. Alle gehen sie fort.

Einer hält sie auf, die Leute, die wissen, was zu tun ist.

Sie waren immer mitgegangen, niemand hatte je den Zug aufgehalten. Sie waren es gewohnt, sie trugen, was noch fortzutragen war, den Leib. Und niemand schrie: ‚Halt! Nehmt ihn nicht fort! Haltet ein, bevor es zu spät ist'. Frauen schreien so, Kinder schreien so, aber auf die hört niemand. Und wenn es jemand hört, dann ist es immer das gleiche Rufen: ‚Tut ihn nicht fort, tragt sie nicht fort, die Mutter, bitte!' Bitten werden nicht erfüllt, Bitten wird nicht erhört. Niemand kommt, wenn ein Leben schreit, wenn ihm ein Leben fortgenommen wurde.

Viele werden schreien müssen, zu ihrer Zeit, und danach immer wieder. Stille geht von dem Toten aus und Stille legt sich über sie.

Eine Stimme spricht, deutlich: <Weine nicht!>

Die Worte entfalten sich in der Stille. Eine Stimme sagt: <Jüngling, ich sage dir: Stehe auf!> In der Stimme

ist die Zuversicht, daß sie bis dahin dringt, wo nun der Andere ist.

Viele Stimmen baten: ‚Kommt wieder! Kommt zurück!' Manche Stimme hat gesagt: ‚Steh doch auf! Wach doch auf!' Im Herzen hat es immer gesprochen. ‚Du darfst nicht fortgehen!' Eine Mutter stirbt, ein Vater stirbt, alle Menschen sterben.

Aber ein Kind soll nicht sterben, bevor sein Leben gelebt worden ist nach allem, was in es hineingegeben worden ist.

Es ist zu spät, um nun zu rufen. Was ihm das Lebendige ausmachte, ist schon ferne. Das Licht, das ihm hätte leuchten sollen, im Vergehen. Seine Kraft ist erloschen. Er hat nie hören können, wie sein Vater ihn rief: ‚Steh auf!' Er konnte nie der Stimme folgen, wenn sie rief: ‚Komm!' Die Mutter hatte nach ihm gerufen. Er hat die Mutter allein gelassen. Er kann nicht die Augen öffnen. Er ist nicht mehr der Herr im Hause seines Körpers. Er hört noch die Stimme, die nach ihm ruft. Eine Stimme ruft ihm zu: ‚Hör auf seine Stimme!' ‚Tu, was er dir zuruft!' ‚Steh auf!'
Heilig ist, was da geschieht.

Alles, was Menschen als Heiliges Tun verrichten, ist nur ein Gleichnis für die Wirklichkeit des Heiligen.

Für diesen Augenblick des Geschehens sind sie andere Menschen. Furcht ist über sie hergefallen. Sie sehen sich einem Propheten gegenüber. Dieser Ruf: ‚Gott hat sein Volk heimgesucht!' bestimmt die Sätze ihres Erzählens. Einer unter ihnen hat daran gerührt, was immer hinter einem durch Entsetzen geschützten Horizont geblieben ist: Ein junger Mensch richtet sich auf und fängt an zu reden, und ist tot gewesen. In diesem Augenblick hat niemand den anderen angesehen, niemand darauf geachtet, was mit den Augenzeugen geschah.

In diesem Augenblick hat jeder damit zu tun, sich im Gleichgewicht zu halten, bemüht, dem Sog zu widerstehen, der sie zu ergreifen droht.

Vielleicht war die Stille tiefer und währte länger, als sie nachher davon zu erzählen wussten. Heimlich fragte sich mancher, was mit dem jungen Menschen weiter geschehen sein mochte. Er hat doch darauf antworten müssen, was an ihm getan worden ist. Dem wissenden Blick seiner Mitmenschen mußte er standhalten.

Vielleicht war es nur eine Geschichte, die als Kunde weitergetragen wurde ‚bis in alle umliegenden Länder.' Aber wer waren sie, die sich solche Geschichten erzählten, sie auch weiter erzählten dem, der hören und aufschreiben wollte, damit sie nicht in Vergessenheit geriet und weil sie vom Bewahren der Lebenshäuser erzählte.

Niemand sprach darüber, was aus dem Menschen geworden ist, zu dem die Stimme sprach. Er hat die Sprache wiedergefunden. Hat er sprechen können als einer, dem Gott das Ohr öffnete, damit er sagen konnte: *<Ich hin nicht ungehorsam und ich weiche nicht zurück>?* (Jes 50.5)

Wenn er nicht in den Alltag zurückkehrte, dann konnte er nur nachfolgen als ein Zeuge dafür, daß Gott zu einem Müden zur rechten Zeit gesprochen hat.
Stille ist gewesen.

Hören und Sehen, alles Begehren und jede Tätigkeit war vergangen, das Leben war ausgelebt. Das vergehende Licht bewahrte noch eine Erinnerung an Gebetsworte, die seine Seele aufnahm. Der Glauben der Lebenden war mit dem Licht seines Lebens ins Dunkle abgesunken: <Du läßt *mich erfahren viele und große Angst - und machst mich wieder lebendig, holst mich wieder herauf aus den Tiefen der Erde!>* (Ps 71)

Hinuntergesunken in die Tiefe, hat einer nach ihm gefischt und ihn emporgezogen ans Licht, an die Luft, unter

seinen Himmel zurückgeholt. Er ist aufgewacht und atmet wieder und sieht den, der selber aus seinem Beten kam.

Danach kommt alles wieder, die Forderungen des Körpers, der Hunger, die Lasten, die Pflichten, die Mutter, die Aufgabe, unter den Menschen sein Leben zu tragen. Ein anderer Baum war es, der seinen Schatten über ihn warf und ihn hatte zurückkehren lassen, oder es war derselbe Baum, der seine Früchte fallen läßt und neue Früchte tragen wird. Etwas hat er mitgebracht, um es zu bewahren: Die Wunde der Erfahrung und des Wissens ist aufgebrochen; auch wenn sie geheilt ist, bleibt Narbe und Erinnerung. Sein Herz kennt seitdem das: ‚Aber.'

<Und er gab ihn seiner Mutter> wurde schlicht gesagt. Er sah Jesus stehen und sah ihn gehen. Er hatte seine Stimme gehört.

‚Gott war unter uns!' sagten die Leute, ‚Gott hat heimgesucht sein Volk' sagten sie nach altem Brauch. Ihre Worte kamen schon nicht mehr aus der Wirklichkeit, die wirksam war. ‚Gott hat - , sagten die Leute. Dann redeten sie, die einen: ‚Er war nicht tot' und die anderen erwidern: ‚Er war es doch.' ‚Was wollt ihr erlebt haben?' Erleben ist einem anderen nicht durch das Wort mitzuteilen. Auch eine Geschichte ist nur ein Bild, eine Wirklichkeit im Wort. Die Gegenwart Jesu hat das Sehen ihrer Augen verändert, hat ihre Wahrnehmung geklärt, sodass sie für einen Augenblick ihres Lebens segnen konnten. Die Einen lobten mit dem Mund, mit dem Sprechen ihres Herzens die Andren.

*

‚Ich habe alles behalten und schreibe es auf!' hatte vielleicht Lukas gesagt, als er ging. Er sah sie noch einmal an und lächelte.

Es ist nur ein Augenblick, dieses Leben. Aber es ist ein langer Weg, von da an, wo das Licht des Lebens zum

ersten Male aufscheint bis dahin, wo die Flamme des Lebens aus dem Vorrat des Glaubens schöpft, damit sie nicht verlöscht.

Ein Leben ist aus der Tiefe herausgeholt worden. Die Erfahrung zwingt zu einem Ausdruck, um nicht zu vergessen, nicht zudecken zu müssen, um die Aufmerksamkeit nicht zu verlieren, die durch die Berührung mit dem Sterben und dem Tod gewachsen ist.

Erfahrung kann auch zum Schweigen nötigen, weil das Weitergeben von Erfahrung an der Unerfahrenheit und dem Widerstand der Mitwelt scheitert. Wer von dort zurückgekehrt ist, kann nicht mehr vermitteln, wo er gewesen ist, es sei denn, ein andrer hätte ein Wissen davon, was ihm an Wissen zugekommen ist.

+

Die Johannesfrage 7/18 -

Bei allem, was an ihn herandrang von den Gerüchten draußen, konnte Johannes nicht erkennen, was draußen wirklich geschah. Wie sollte er in der Gefangenschaft erkennen können, wer dieser Andere in Wirklichkeit war, von dem sie erzählten? Er mußte Gewissheit haben, ob das Maß, das er angewandt hatte in seinem Reden und in seinen Urteilen, von dem Anderen bestätigt werden konnte. Also sandte er eine Botschaft, in Worten und in einem Zeichen. Seine Frage ließ nur zwei Antworten gelten: ‚Bist du, auf den wir gewartet haben - oder?'

Wenn das ‚Oder' gelten soll, dann ist die Antwort schon mitgegeben. <Oder sollen wir eines anderen warten?> Denn von diesen, die er ‚Wir' nennt und deren Sprecher er ist, gilt, daß sie auch weiter warten werden, wie sie bisher gewartet haben. Beides sind von Vertrauen getragene Fragen.

Er konnte die Antwort ertragen: ‚Wartet auf einen anderen!'

*

Es soll nicht jeder von sich behaupten dürfen: ‚Ich bin es, auf den ihr gewartet habt!' Es soll nicht jede Erwartung und jedes Bedürfen in der Not gleich antworten: ‚Ja! Du bist, auf den ich gewartet habe!' Denn das Maß, das in einem ist und die Lebendigkeit misst, die einem vom Andren zukommen soll, kann getäuscht werden, kann ein getäuschtes und verdorrtes Leben zurücklassen. Einmal soll es aber für jeden so weit gekommen sein, daß er zu sagen vermag: ‚Ja, ich bin's!'

Wenn die Frage aus der Not und aus dem Elend kommt und ruft: ‚Bist du es?' dann sollte das andere Leben verantwortlich sich dem Rufer zuwenden und die Erfahrung hinter seinem Rufen und Bitten annehmen und dessen Erfahren und Wissen und Leiden erkennen und ihm nahe kommen - oder mitteilen, daß dieses angerufene Ich nicht anders ist in seiner Not und in seinem Elend und mit seinem Verbergen vor den anderen und deshalb bekennen muss: ‚Ich bin es nicht, ich kann nicht der sein, auf den du gewartet hast und nach dem du gerufen hast. Du musst auf einen anderen warten.' Aber vielleicht wird niemand mehr kommen, bevor es zu spät ist. Die Frage des Johannes ist ohne Misstrauen und ohne Falsch.

Der Andere darf sagen: ‚Wartet auf einen anderen!' ‚Ich bin es nicht, aber ein anderer wird kommen!'

Zwei Boten schickte er, der eine dem anderen ein Helfer, ein Beschützer, ein Zeuge auch für das, was Jesus antworten wird.

Einer wenigstens wird zurückkehren zu ihm, der warten muss.

Er selber kann nicht mehr gehen; der Glaube daran, daß alles geschehen wird, wovon er gesprochen hatte, genügt nicht mehr, wenn das Gehen auf dem eigenen Wege zu einem

Ende gekommen ist. Einer ist ihm in den Weg getreten. Auch der ist einer, der für viele spricht und handelt.

*

Von den Kindern seines Volkes gilt seit langem, daß sie *<harte Köpfe und verstockte Herzen>* haben: *<Sie gehorchen oder lassen es, sie sind ein Haus des Widerspruchs - dennoch sollen sie wissen, daß ein Prophet unter ihnen ist!'>* (Hes 2)

Etwas wird bleiben: sie wissen, daß ein Prophet unter ihnen war. Er hat sich nicht gefürchtet vor ihnen. Er fürchtet sich auch jetzt nicht. Auch ihm war zuteil geworden nach dem alten Gottesspruch: *<Ich habe deine Stirn so hart gemacht wie einen Diamanten!>* Sein Weg forderte Härte und brauchte Kraft.

Er war ausgesondert worden, damit er nicht auf den gewohnten Wegen gehen sollte. Es kann nicht alles vergeblich gewesen sein, was sich auf den Wegen, die er gehen mußte, aufgebaut hat.

Wenn Jesus der ist, auf den er wartet, dann wird er wissen, wie er antworten muss. Ein ‚Ja - ich bin's' ist keine Antwort. Die Heuchler sagen alle ‚Ja. Hier bin ich!' Und versprechen alles, wenn sie wollen, daß ihnen Glauben geschenkt wird, mit dem sie die, die ihnen ihr Leben anvertrauen, auf ihre Wege führen - und erst, wenn es ‚zu spät' ist, am Ende des Weges werden sie sehen, was ihnen angetan wurde und was sie selber getan haben.

Wenn die erhoffte Antwort nicht kommt, wird wenigstens die Antwort von einem ehrlichen Menschen kommen. ‚Warte nicht auf mich, warte weiter - auf einen Andren.' Niemand sieht in die Erfahrungen eines anderen. Nur Jesus kann wissen, daß ihm einmal Johannes am Jordan den Himmel geöffnet hat, als er ihn taufte mit dem Wasser des Flusses und den Fluss eines anderen Strömens meinte. Der Andere hatte die Stimme gehört: ‚Du Sohn meines Wohlgefallens!'

und in seinem Hören war Klarheit. Die ließ ihn sehen, wie zu Anfang aller Erdenwelt, was ihm war wie ein weißer Vogel.

Johannes hatte damals an der Ergriffenheit des Andren teilgenommen, obwohl er nicht sehen und hören konnte, was mit dem andren geschah. In seine Wirklichkeit war nur eingedrungen, was wie der Schimmer einer Gestaltwerdung, was wie ein Hauch an ihn herangedrungen war.

Jetzt wollte er fragen, damit er Gewissheit hatte, ob gelungen war, wozu auch er seine Kraft gegeben hatte. Dem Andren war die Erfahrung zuteil geworden, er selber war nur ein Gehilfe gewesen. Dafür war er den Weg gegangen, um ein Gehilfe zu sein; nicht er war es, der den Geist Gottes über den dunklen Wassern gesehen hatte.

Jetzt wollte er nur, daß der Andre erkennen sollte, daß er ihm den Weg bereitet hat und ihm auch noch da helfen will, wo sein eigner Weg dunkel wird. In welches Dunkel werden Worte gesprochen wie: ‚Bist du es?' ‚Oder sollen wir?'

Zwei von denen, die mit Johannes gegangen waren, standen vor Jesus und richteten aus, was ihnen aufgetragen war.

Es kam kein: ‚Ich bin es' und kein: ‚Ich bin es nicht!' Die Antwort sollte von denen kommen, die ihn erfahren hatten, seine Kraft und seine Gegenwart, und sollte kommen aus dem, was ihm von den andren her geantwortet hatte. Er traute ihrer Fähigkeit, zu hören und zu sehen, berichten zu können, was sie <gehört und gesehen> hatten.

Die Antwort kam aus dem, was geantwortet hatte in den anderen, denen er das Wort gebracht und die Wirklichkeit geöffnet hatte, welche die Worte hervorbringt.

‚Oder?' hatte Johannes fragen lassen, ‚gib Antwort, aber heuchele nicht!' Diejenigen, die warten konnten,

werden auch weiter warten können. Sie warten auf etwas, was vielleicht nie kommen wird, nie eintreten wird, und doch mit seinem ‚Dennoch' zu einem spricht.

Hinter der Frage steht schon das Erkennen des: ‚Du bist es!'

Es war schon einmal ausgesprochen worden, das Wort des Segnens und Erkennens: *<Du bist's! Dich werden deine Brüder preisen. Vor dir werden deines Vaters Söhne sich verneigen. Juda ist ein junger Löwe. Es wird das Zepter von Juda nicht weichen, noch der Stab das Herrschers von seinen Füßen – bis daß der Held komme – und ihm worden die Völker anhangen!>* (Gen 49) Dass Jesus d a s nicht ist, das wissen sie beide.

Aber die Bilder berühren und verwandeln sich und gehen ineinander über. Einmal wurde gehofft, daß ein Herrscher käme, ein Löwe erschiene, ein Held, der seine Hand auf die Schultern der Feinde legen würde. Die alten Bilder und Erinnerungen halten sich. Schwer wird er es haben, dem Vergleich standzuhalten, damit seine Brüder ihn preisen und noch steht es aus, ob ihm die Völker anhangen. Worte und Zeichen reichen in eine andere Zeit. Schon in den alten Zeiten hatte die Stimme gesprochen: *<Israel, du bringst dich ins Unglück; denn dein Heil steht allein bei mir! Wo ist ein König, der dir helfen kann, und deine Richter, von denen du sagtest: ‚Gib mir einen König und Obere!' Aber ich will dich aus dem Totenreich erlösen und vom Tode erretten!>*(Hos 13)

Jesus sagt nur: <Geht hin und verkündigt Johannes, was ihr gesehen und gehört habt! Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf!>

Waren die Lahmen gegangen, haben die Tauben endlich gehört, und haben die Blinden ihre Augen aufgetan, um zu sehen, was zu ihrer Zeit unter ihnen geschah? Waren sie gegangen, um teilzunehmen an den Lasten, an denen ihre Zeit

trug und drang es in sie ein, was an Hilferufen, an Klage umging?

Es griff noch immer das alte Gebet nach ihren Herzen, engte sie ein, machte sie schwer: *<Herr unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns als du! Aber wir gedenken doch allein deiner und deines Namens. Tote werden nicht lebendig, Schatten stehen nicht auf. Aber deine Toten werden leben, deine Leichname werden auferstehen!>* (Jes 26)

Es waren ihre Innenbilder, die in allem Tun und Denken mitgegangen sind, als ein Hintergrund, auf dem das Geschehene und seine Gegenbilder aufgezeichnet wurde.

Jesus hatte die Kraft, vergangene und schon verborgene Bilder zu wecken und anzusprechen, was vergangenes Leiden, was vergebliches Hoffen war, was Bitten war, dem niemand geantwortet hatte.

*

Einer hatte in das Unheilverhängnis hineingesehen und hatte gesagt: *<Ich möchte nicht mehr leben! > <'Ich verachte mein Leben. Es ist eins: Er bringt den Frommen um wie den Gottlosen. Er hat die Erde unter gottlose Hände gegeben. Wenn nicht ER, wer anders sollte es tun?'>* (Hiob 9)

Von einem andren, der die Erfahrung hatte, kam ein Antworten: *<'Und er führte mich hinaus im Geist und stellte mich auf ein weites Feld; das lag voller Totengebein. Und er führte mich überall hindurch. Und siehe! Und sprach zu mir. ‚Du Menschenkind, meinst du wohl, daß diese Gebeine wieder lebendig werden?' ‚Und ich sprach: ‚Herr, mein Gott, du weißt es!'>*

Sein Antworten war nur ein Bekennen. Eine Botschaft war bei dem Empfänger angekommen: *<'Ich, der Herr, habe dich gerufen in Gerechtigkeit – und mache dich zum Licht der Völker!'>* <Der Auftrag war angenommen: <'Du *sollst die*

Augen der Blinden öffnen und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen und, die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker!'> (Jes 42)

Als ein Blinder, der in der Finsternis sitzt und im Kerker, sieht Johannes hin auf den, der kommen soll und fragt in die Finsternis und will ein Antworten haben und die Antwort sehen. ‚Du weißt es!' hatte der Mensch einmal gesagt, als er gefragt wurde: ‚Glaubst du das?'

*

Auch Johannes ist nur einer von den Vielen, denen gesagt werden muss: <Seid *getrost, fürchtet auch nicht! Seht! Da ist euer Gott! Denn es werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet werden! Dann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch, und die Zunge der Stummen wird frohlocken.>*

Schon einmal wollten die Augen in jene Ferne sehen, wo es eine Bahn geben sollte, *<die der Heilige Weg heißen wird. Die Erlösten werden dort gehen. Die Erlösten werden wiederkommen und nach Zion kommen mit Jauchzen. Ewige Freude und Wonne werden sie ergreifen: und Schmerz und Seufzen wird entfliehen>. (Jes 35)*

Was wurde da angesprochen und geweckt in den Menschen, daß sie glauben sollten, daß es so geschieht? Denn sie sollen sich berufen darauf, was sie gesehen und gehört haben und wovon gesagt worden war: <Zu *der Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buches, und die Blinden werden aus Dunkel und Finsternis sehen, und die Elenden werden wieder Freude haben ->.* Die Boten haben auf die hingesehen, die bei Jesus waren und mussten sich selber fragen: ‚Haben sie Anteil daran!' Denn die Boten sollen reden, ohne Lug, ohne Trug, ohne Heuchelei. Jesus war sicher gewesen, was sie hören und sehen konnten, obwohl sie doch zu den Leuten des Johannes gehörten und für ihn ein wenig wie Fremde waren. Sie würden wie Untersucher nach dem

sehen, was er getan hatte, sie würden Zeugen fragen müssen für das, was er gesprochen und getan hatte. Denn als Zeugen mussten sie reden, von dem, was sie selber wahrgenommen hatten. Sie hatten vor einem die Wahrheit zu sagen, der selber seinen Weg zu Ende gehen mußte, gefangen war und nach dem Grund suchte für das, was ihm und den vielen Anderen zugefügt wurde.

*

Johannes sah sie an, er hatte auf sie gewartet. Nun gab es nichts mehr zu warten. Aber es würde nicht mehr dieses: ‚Du bist es, Juda!' geben. Es würde auch keinen König mehr geben und keinen Herrn, über allen thronend und herrschend, wobei die Herzen und Seelen leer blieben. Aber den Heiligen Weg sollte es geben und den Heiligen, der auf ihm ging.

<Selig ist, der nicht Ärgernis nimmt - an mir!> hat Jesus noch gesagt. Es gibt immer einen Grund dafür. daß es Ärgernis gibt, daß er Ärgernis gibt. Selig soll jemand sein, der keinen Anstoß nimmt, nicht abwehren muss das, was auf ihn zukommt.

Johannes hat sein Zeichen zurückerhalten, es war angenommen worden. Er nahm kein Ärgernis.

Der, der ihm die Worte schickte, bereitete auch ihm den Weg, ließ ihn auf dem Heiligen Wege gehen. ‚Tote stehen auf!' hatte er noch sagen lassen. Er hatte es auch für ihn gesagt. Er hat auch von sich selber gesprochen damit. Nun wussten sie voneinander.

*

Ein Wort des Widerstandes und der Rechtfertigung setzt Jesus dazu: <Und doch -!> <Und doch ist die Weisheit gerechtfertigt worden von allen ihren Kindern!>

Es war wenig, was von Johannes noch gewusst wurde. Er war allein seinen Weg gegangen. Seine Erfahrungen blieben verborgen. Und dennoch war er ein Kind der Weisheit. Es

blieb nur erhalten, was leicht zu begreifen war - oder absonderlich erschien. Aber es wehte seine Hörer und die, die sich von ihm taufen ließen, etwas an von jenem ‚Himmel, wenn es klar ist.' Er war von dem Ort zurückgekehrt, auf dem andre vor ihm standen, um zu essen und zu trinken, ‚nachdem sie Gott geschaut hatten.' (2. Mose 24)

Menschen, die von anderen Geistern getrieben werden und deren Geist von anderen Geistern beherrscht wird, würden nie dort hingelangen. An der Grenze dorthin steht ein Widersacher wie ein fremder Engel, der ein Gehen verbietet auf Wegen, die Gott zu gehen geboten hatte.

Der Bote hat deswegen nicht von ihrem Wein trinken dürfen, weil er einen andren Wein trinken sollte, und trank keinen Wein, nachdem er zurückkehrte, weil er von einem anderen Wein getrunken hatte und ein anderes Brot zur Nahrung hatte, als was aus dem Schoß ihrer Erde wuchs. Er hat seinen Ort gefunden. Zu seinem Grab ging niemand.

*

Misstrauen begleitete bei aller Verehrung und Bewunderung den Täufer: ‚Er isst und trinkt nicht wie wir!' Das waren Kennzeichen für sein Fremdsein. Jesus kommt Misstrauen entgegen, äußert sich im Vorwurf, daß er isst und trinkt wie alle. Dass er „der Zöllner und Sünder Freund" ist, kann jeder sehen.

Hinter oberflächlichen Vorwürfen verbergen sich tiefer liegende Maßstäbe für Zugehörigkeit, für Vertrauenswürdigkeit. ‚Er isst und trinkt wie wir, er spricht wie wir', sind lediglich Anzeichen für Zuneigung. ‚Er isst und trinkt nicht wie wir, er redet anders', ist Kennzeichen für Ablehnung.

Rechtfertigt Hass und Feindseligkeit, gebiert Todfeindschaft. Er steht auf der Seite der Sünder unter ihnen. ‚Er denkt nicht wie alle', ‚er will nichts mit uns zu tun haben', läßt darauf schließen: ‚Er hat nichts mit

uns zu tun: er glaubt nicht dasselbe wie wir.' ‚Sein Dasein zwingt zur Handlung'. In ihre Scheu hinein legt er ein Wort, das ihnen wie ein Rätsel vorkommt: Die Weisheit wird gerechtfertigt.

Es braucht die Menschen, die den Sinn der Schöpfungswelt erkennen und ihrer verborgenen Weisheit in ihrem Raum geben, auch gegen die Übermacht der Menschenwelten mit ihren Ansprüchen.

Vielleicht müssen einmal alle Kinder dieser Welt den Zustand ihrer Welt rechtfertigen vor den Kindern der Weisheit.

+

Um der Hingabe willen gerechtfertig 7/36 -

Es hat einen guten Grund, daß davon erzählt wird, wie ihn ein Pharisäer bittet, <daß er mit ihm äße!> <Und siehe!> sagen sie. Sie sehen es, der Pharisäer sieht es auch, der ihn geladen hat, und dann sich selber sagt: <Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüsste er - !> Sie wissen, wer ein Prophet war und daß dieser Gast auch nur einer ist von den Vielen, die herumgehen und den Eindruck machen, als gehörten sie zu den Propheten. Er selber hat ihn eingeladen in sein Haus zu kommen, bereit, mit ihm zu essen und zu trinken und stellt fest, daß er sich nur gemein macht mit diesem. Er gefährdet unnütz sein Ansehen vor den anderen, nur weil er für einen Augenblick den Eindruck hatte, in diesem Mann ein Kind der Weisheit vor sich zu haben. Die Redeweisen sind festgelegt und er spricht als Gastgeber die üblichen Redensarten; aber in seinem Gast denken sich die Worte: *<Mit dem Mund reden sie freundlich zu ihrem Nächsten, aber im Herzen lauern sie ihm auf!>* (Jer 9,7)

Die Bitte, einzukehren und gemeinsam zu essen, ist nicht aus einem guten Herzen gekommen.

Es gibt nicht viele Erzählungen, nach denen Jesus um seiner selbst willen eingeladen worden wäre.

Es hat nur den Anschein, als stelle die Einladung zum Essen die Gemeinsamkeit her mit den Menschen, die für die Frömmigkeit leben.

<Und siehe!> sagt der Erzähler, <eine Frau war in der Stadt!>

Es wird erzählt, als wäre die Aufmerksamkeit aller Leute in der Stadt auf diese Frau gerichtet.

Was denken die Leute von dem frommen Menschen, als eine solche Frau in sein Haus kommt und sich Jesus nähert. Alle scheinen zu wissen, was für eine Frau sie ist. Die Frau weint und ihre Tränen fallen auf seine Füße, und mit ihren offnen Haaren wischt sie ihre Tränen fort, die auf seine Füße gefallen sind. Und sie küsst seine Füße. Sie hat eine Salbe und reibt damit seine Füße ein. Der Pharisäer starrt auf dieses Geschehen, starrt auf die Frau und ein Schauder vor ihrer Inbrunst und ihrer Verzweiflung ergreift ihn, vor ihr, in ihrer Hingabe an das Tun an einem Fremden. ‚Wenn der wüsste, wer diese Frau in Wirklichkeit ist!' spricht sein Herz.

‚Wie vielen schon ihre Küsse gegolten haben!' sagt er sich selber. In seinem Denken ist Missgunst und heimlicher Neid. Kein Gleichnis, kein Bild kommt zu Hilfe, um verstehen zu können, was vor ihren Augen geschieht. Die Frau kam herein und gehörte nicht zu ihnen. Die Frau begann zu weinen und ihre Tränen fielen auf seine Füße. Mit ihren offenen Haaren wischte sie die Tränen fort, als schämte sie sich, daß ihre Tränen auf ihn fielen. Sie küsste seine Füße und salbte seine Füße.

Er weiß sich selber nicht frei davon, daß auch er Wünsche hatte und das Bild dieser Frau in sich trug. Die Augen Jesu ruhen schon lange auf ihm und blicken hinein in die Bilder seines Inneren, sehen seine Gedanken und sehen

auch die Bilder, die er in seinem Inneren trägt, an denen er zu tragen hat. ‚Dieser Gast und diese Frau!' muss Simon denken, ‚in welcher Weise gehören die beiden zusammen!'

Er war nicht gezwungen, dankbar zu sein, bisher, oder er hat gar nicht begriffen bisher, daß er dankbar zu sein hätte denen, die ihn freundlich angesehen haben, obwohl er nichts zurückgeben konnte, was er ihnen schuldete. Dabei ging es gar nicht um den Handel mit den Dingen der Welt, sondern um das Gute, das an ihm getan worden war. <Welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?> fragt die fremde Stimme ruhig.

Von Lieben hat die Stimme gesprochen.

Und er, aus seinem Erinnern und im Suchen noch nach den Bildern seiner Erinnerung, hört sich selber sagen: ‚Dem er - dem er am meisten verdankte - schuldete - dem, der ihm am meisten geschenkt hat, dem ist er dankbar!' Sein Gast, der ihm auf einmal so fremd erscheint, wendet sich der Frau zu und fragt doch ihn: <Siehst du diese Frau?>

Warum fragt er noch, er weiß doch die ganze Zeit, daß Simon auf diese Frau hingesehen hat, daß sie fortwährend in seinen Gedanken war und sie nicht aus den Augen lassen konnte bei allem, was sie Jesus antat.

Er sah ihr Weinen und wie sie ihre Tränen von seinen Füßen abwischte, er sah auf ihre Hände hin, wie sie die Füße des Jesus nahm, um sie mit Salbe einzureiben, und wie sie darüber hinstrichen, voller Behutsamkeit, mit aller Hingabe. Und wie sie dann die Füße küsste. <Du hast mir kein Wasser gegeben für meine Füße!> Ruhig, ohne Anklage sagt seine Stimme das.

Es wäre nur eine Geste der Höflichkeit gewesen.

Niemand hätte sich etwas gedacht dabei, es war nur eine Sitte. Der Gast schien solche Sitten nicht zu brauchen. Er hat nicht danach verlangt, es war für ihn doch gewesen, als gäbe es das alles nicht, dieses Tun, als käme

der Andere von weither unter sein Dach, als brauche er dies alles als einer, der von einer Reise kommt und nun für einen Tag, für eine Nacht, zu Hause ist unter dem fremden Dach.

<Du hast mir keinen Kuss gegeben!> spricht die Stimme freundlich weiter. Eine Form wäre es gewesen, ein Tun, das keiner von Beiden ernst genommen haben würde. Es war unterblieben, er hat es gemerkt und tut, als hätte er die Geste der Freundschaft und des Willkommens vermisst, hat jedoch darauf geachtet, was der Andere tat und was er nicht tat. Es kann doch nicht so viel bedeuten, das Getue um das Bisschen an Gastfreundschaft. Jesus konnte doch nicht so tun wollen, als seien ihm die äußeren Zeichen der Freundschaft und der Zugehörigkeit, die niemand ernst nahm, so wichtig. Es konnte jedoch sein, daß er die Zeichen brauchte, um sich sicher zu fühlen.

Es war das Fehlen von Handlungen, das bei Menschen, die auf die Kleinigkeiten achteten, so auffällig war. Ein Mensch sah in einen anderen hinein, in das Hassen des Herzens. (3. Mose 19.17).

Er verließ sich nicht mehr auf die Verlässlichkeit der zeichenhaften Handlungen, weil er den Menschen nicht vertraute, die sich dahinter verbargen. An der Art des Weglassens hätte sich erkennen lassen, wie aufmerksam der Empfangende seinen Gast angesehen hatte. Aber er spürte auch im Unterlassen zeichenhafter Handlung die Feindseligkeit. Er hätte lieber etwas von der Kraft gespürt, die keine äußeren Zeichen als Vergewisserung nötig hat.

Es ging dabei gar nicht um seinen Gast, sondern um etwas, was er selber gebraucht haben würde und was ihm selber fehlte. Aber sie lebten in einem bewohnten Lande. Sie waren nicht draußen, im wüsten Lande, wo es der vergewissernden Zeichen bedarf, des Brotes, das mit einem

anderen gebrochen wird, des Salzes, damit für eine Zeit Frieden sein kann zwischen zwei Menschen.

Jesus hat ihm zugesehen, seinen Verrichtungen, dem, was er nicht tat und auch auf das gesehen, was dabei in ihm vor sich ging. „Du hast nicht ...!"sagt er nur.

„Nicht mit Öl gesalbt mein Haupt!" „Diese aber -!" sagt er. „Du hast mir keinen Kuss gegeben!" „Sie aber - !" denkt es in dem frommen Menschen. „Mir nicht Wasser gegeben für meine Füße - diese aber hat meine Füße mit Tränen genetzt!"

Vielleicht hat die Seele des frommen Menschen einmal auf den Augenblick gewartet, wo die Hingabe hätte dankbar sagen dürfen: <Du *salbst mein Haupt mit Öl! Du schenkst mir voll ein!*> (Ps 23)

Jetzt werden auch für ihn die Bilder des Inneren sichtbar, die mit seinem Gast in sein Haus eingedrungen sind.

„Welcher von denen wird ihn am meisten lieben? fragt sein Gast, fragt ruhig und er muss antworten.

Er antwortet einfach, so, wie es in ihm dabei gerade spricht: „Dem er am meisten geschenkt hat!" Dabei ließ sich aus der Erfahrung auch anderes antworten. Warum aber sagt er das andere? Er will auch einen von denen sein dürfen, die am meisten lieben, weil ihnen viel geschenkt worden ist - oder einmal einer sein, der so viel verschenkt und weggegeben hat, daß ihm die Liebe dafür zukommt. <Darum hat sie mir so viel Liebe erzeigt!> sagt die stille Stimme, gibt Antwort auf das Sprechen seines Herzens oder seiner Seele, die wie der Atem ihn nie verlassen hat.

Er hat es gewußt, er hat es die ganze Zeit gemerkt, daß hinter den geringen Gesten sich ein ganz anderes Leben verbirgt.

Er hat es gespürt an der Ausstrahlung, die aus dem Gefühl seines Gastes hervorkam und an dem Gefühl des nicht

erbetenen Gastes. Die Beiden haben etwas, was sie miteinander verbindet. Es ist ihnen dabei um die Liebe gegangen.

<Ihr sind viele Sünden vergeben!> spricht die Stimme in ihn hinein. Er hat es gewußt, das war der Grund. <Darum! Darum hat sie mir so viel Liebe erzeigt.> Er hat nicht denken können, daß die Liebe aus der Vergebung der Sünden kommt. Alle Menschen dachten anders, handelten anders und waren vorsichtiger, wenn ihr Reden zugleich auch ein Reden vor Gott sein sollte.

Dieses geringe, anstößige Tun nennt er ‚Liebe', sein Gast.

Wenn das schon die Liebe sein soll, so hat er selber bessere Vorstellungen von ‚Liebe', die auch das Wort dafür verdient. Er tut es als gering ab, was eben zwischen den Beiden geschah. Er kann für sich selber dazu keinen Zugang finden. Er wollte sich auch keinen Zugang schaffen. Er, ein Gastgeber, hat alles gesehen, und war wie ausgeschlossen geblieben.

„Hat mir so viel Liebe!" sagte Jesus davon. Auch von seiner Liebe zu ihr ist etwas dabei auf sie übergegangen. Aber sie hat nur seine Füße geküsst, scheu, zart. Es ist den Augen des Frommen verborgen geblieben, was da noch gewesen sein konnte. Für einen Augenblick ist es hell gewesen wie von einem Licht.

Die Worte sind geblieben, gesprochen in diesem Haus: <Wem aber wenig vergeben ist: der liebt wenig!> Die Worte blieben in diesem Raum, in dem er zu Hause war, und erhielten sich auch in seinem Inneren, in dem er nicht mehr ganz zu Hause war.

Wer wenig liebt, dem ist auch wenig vergeben. Wer viel Vergebung erfährt, der wird dafür auch lieben können.

Vergeben und Lieben gehören zusammen. Wer ein Viel an Vergebung nötig hat, der muss viel Kraft aufbringen um zu

lieben, oder er zwingt sich, damit zufrieden zu sein, daß er weder Liebe noch Vergeben braucht. Vielleicht braucht er die Liebe nicht mehr, die dort ihren Grund hat, wo es um Schuld und Schuldigbleiben geht. Die Leute um ihn herum brauchten niemandes Liebe, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Jesus vor ihnen davon sprach.

Es hatte jedem auf der Zunge gelegen zu sagen: „Weißt du nicht, was für eine Frau das ist!“ Aber ihr Gast noch das Andere des Geschehens, was mit dem gewohnten Sehen nicht wahrzunehmen war.

Aber nichts war geschehen außer dem Wenigen, was sich vor ihren Augen und Ohren abgespielt hatte.

Manches davon entsprang ihren Gedanken dabei und entstand aus den Worten, die aus seiner Versunkenheit kamen, nachdem die Worte und die Augen des Anderen ihn erreichten und etwas in Bewegung brachten, wovon er geglaubt hatte, daß es für immer verborgen bleiben würde und nie mehr zum Leben erwachen könnte. Die Last einer ungeheuren Schuldigkeit legte sich auf ihn, die er nie würde gutmachen können.

Für einen Augenblick sah es so aus, als könne er dankbar sein, wenn sich ihm wenigstens jemand wie diese Frau zuwenden könne. Aber diesem Jesus war sie zugewandt mit dieser schlichten Gebärde des Weinens, das nicht ihm galt, das nur aus dieser Frau hervorrann.

Es war, als könnte es Simon lieb sein, wenn diese Frau auch über ihn hätte weinen können und ihm zu verstehen hätte geben wollen, daß er geliebt wird, daß ihm vergeben ist, damit auch er lieben kann.

Von ganzem Herzen müsste einer glauben können, daß ihm die vielen Sünden, die wirkliche Sünden sind, fortgenommen würden in einem solchen Augenblick, durch solch ein einfaches Tun.

Dann würde er auch begreifen können, was lieben ist. Er würde dann auch Gott lieben können von ‚ganzer Seele, mit aller seiner Kraft'.(5. Mose 6,5)

Aber in einem solchen Augenblick begreift ein Herz, daß niemand da ist, der es für einen tun würde.

Er hätte dieser Frau gegenüber barmherzig sein können und gut zu dem, dem er die schlichten Zeichen nicht zugestanden hatte, nachdem er als Gast in sein Leben trat. Er selber hat darum gebeten. Er hätte alles leicht tun können und er hätte sich nichts vergeben dabei. Wie stand er nun da, vor sich selber, vor den Anderen, von denen er annehmen mußte, daß auch sie an allem teilgenommen hatten. Und alles wegen des Gastes, von dem er sich auch für die anderen Gäste Unterhaltung erhofft hatte.

Sie hatten es gewusst, er verkehrte mit Menschen, die sündig waren. Es waren viele Erzählungen über ihn im Umlauf.

Jesus selber müssen die Sünden auch vergeben sein, wenn ihm das möglich war, was er tat und nach dem, was sie über ihn reden. Mit tiefem Ernst hat er gesagt: <Ihr sind viele Sünden vergeben, darum hat sie mir so viel Liebe erzeigt!>

Ein Leben, dem die Sünden vergeben wurden, erzeigte ihm Liebe. Wer der Liebe nicht fähig war, der hat auch keine Vergebung der Sünden erhalten. Nun mussten sie ihn in einem anderen Lichte sehen. Ihr Gast war als Bote und Gesandter unter ihnen und sprach zu ihrem Inneren. Die andere Stimme in ihm, der er bisher vertraute, sagte ihm, daß er niemandem etwas schuldig war, vielleicht noch nicht einmal Gott.

Aus ihm selber hatte es geantwortet, als die Stimme des Gastes sein Inneres angerührt hatte. Aber dann schwieg er doch, weil die Anderen redeten, die auch seine Gäste waren: <Wer ist denn der, daß er auch Sünden vergibt?> Sie

redeten über ihn, wie sie auch über ihre Mitmenschen redeten, in der Sprache der Verachtung: ‚Wer ist denn der?'

Sie haben für einen Augenblick vielleicht selber darauf gewartet, daß auch in ihnen Antworten hervorgeholt werden, die auf eine Ansprache warteten. Aber dann waren Eifersucht und Neid, Missgunst und Scheu zur Ablehnung in ihnen geworden. Abwehr baut sich auf gegen diesen Jesus, gegen diese Frau. Sie drang in ihren Kreis ein, um sich Jesus alleine zuzuwenden, obwohl sie in ihren Vorstellungen auch einen Platz einnahm. Sie mussten sich wehren mit diesem: ‚Wer ist denn der?' Er ist ein Niemand, einer, den man in sein Haus einlädt und der nichts hat, womit er die Einladung erwidern könnte.

Ein Niemand will Sünden vergeben können und läßt es zu, wenn ihm Liebe erzeigt wird. Liebe verdeckt vielleicht die Sünden der Vergangenheit, aber löst nicht von den Mächten, wovon sie selber beherrscht werden wie alle Menschen, und denen sie als der Sünde widerstehen wie wenige Menschen.

<Dir sind deine Sünden vergeben!> sagte Jesus der Frau. Seine Stimme ließ sie still sein. Die Frau war gegangen, nachdem er ihr noch gesagt hatte: < Dein Glaube hat dir geholfen!>

Glauben hat er das genannt, was ihr geholfen haben soll.
Ganz leise hat er zu ihr gesagt: <Gehe hin in Frieden!> Sie haben es aber alle gehört.

Mit allem Ernst sprach er, als habe er zu befinden über Friede und Behütung auf allen Wegen, als sei der Engel mit ihm, von dem einmal die Rede ging und der sich seit langem niemanden mehr zeigen wollte und die Wege nicht mehr bestimmte, auf denen sie alle gehen mussten.

„Dein Glaube!" hat er gerade noch gesagt. Das war, als habe der Engel aus seiner Wirklichkeit her gesprochen und

es hatte Körper und Gestalt und Stimme gehabt, dieses: „Dein Glaube hat dir geholfen!“

Damit war noch etwas anderes gemeint, als nur ihr Vertrauen, ihre Hingabe und die Last, an der sie trug; es war mehr als guter Wille und Gehorsam, Gesetzestreue und die Schuldlosigkeit, die jeder von sich glauben wollte. Es war ein spürbar Gegenwärtiges eingetreten, das nicht allein aus ihrer Kraft entsprungen war, um zu Hilfe zu kommen, wo sich ein Mensch nicht mehr selber helfen konnte.

Den Frieden, den er ihr mitgegeben hatte, den hatte sie mit sich genommen und war gegangen. Den Frieden hatte sie mit sich genommen. Leere war geblieben .

Wissen hielt sich um eine Gegenwärtigkeit an Kraft und Lebendigkeit, an der sie alle hätten teilhaben können und die nun auch vergangen war. Es blieb nur das Wissen um die Nichterfüllung ihrer Erwartungen. Sie gehörten zu denen, die ‚wenig lieben’. Ihnen hat er nicht mehr gesagt: „Geht hin in Frieden!“ Er hat auch nicht mehr darauf gewartet, daß ihm jemand von ihnen gesagt hätte, ganz nach der Form, ganz nach Brauch und Sitte: ‚Friede sei mit dir!’ ‚Gehe hin! In Frieden!’

Er hat die Frau auf den Weg geschickt, als sei er in Verbindung mit dem Engel, der die Wege behütet und die, die darauf gehen. (2. Mose 23,20) Sie hatten nichts dazu getan, ihn zu unterstützen oder ihm zu helfen, auf seinem Wege. Aber auch da galt sein Wort, dass die Kinder die Weisheit rechtfertigen müssen.

Einer unter ihnen jedoch muss geglaubt haben, daß die Frau, die alle zu kennen glaubten, als eines dieser ‚Kinder’ ihren Weg weiter gegangen ist.

Die Beiden hatten aneinander kein Ärgernis genommen. Vielleicht war die Frau jetzt selig. Für einen Augenblick lang war auch er selig gewesen.

+

Durch Dörfer und Städte ging er. Über Land ging er. Die Zwölf waren mit ihm und einige Frauen. Aus den Städten kamen sie zu ihm. Die, die mit ihm gingen, hätten Geschichten erzählen können, von ihren Begegnungen und Erfahrungen. Er ging als Träger einer Botschaft. Eine Geschichte erzählt er, aber schon die Geschichte ist etwas von dem Samen, den er ausstreut: <Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen!>

Es ist ein armes Land, über das er geht. Aber auch das arme Land wartet, daß sich einer aufmacht, um seinen Samen in es einzubringen. Einen Teil von dem, was aus ihm gewachsen ist, wird eingebracht, damit es wieder wachsen lasse, damit Brot werden kann.

Ein Bild stellt er vor sie hin. Er spricht davon, als gäbe es ein Leuchten über jedem Säemann in dem Himmel, der über aller Erde ist. Vielleicht ist auch dort einmal ein Säemann gegangen und hat seinen Samen ausgestreut.

Es sind viele, welche diese Arbeit tun. Und ihr Land nährt sie nicht immer. Ein Säemann streut aus einem Vorrat aus, der erschöpflich ist.

‚Ein Säemann zog aus!' hat er gesagt. Vielleicht hatte der einen Vorrat, der nicht zu erschöpfen war. Von einem ‚vollen, gedrückten, gerüttelten und überfließenden ‚Vorrat' hat er gesprochen (Kap 6). Die Zeit ist wiedergekommen daß ein Säemann ausgeht. Er streut aus auf das Land. Niemand macht dem einzelnen kleinen Korn eine Kuhle, um es darin zu betten. Niemand kann sehen, wo ein einzelnes Korn hinfällt und sich bettet, damit das Leben darin aufgehen kann. Die Erde ist fest getreten, es gibt nicht genug Erde, wo der Fels zutage tritt, die Dornen wachsen schneller als die Saat, die zu Korn werden soll.

Auch andere nähren sich von dem, was da ausgestreut worden ist. Die Körner fallen auch auf gutes Land und tragen Frucht.

Und als er das gesagt hatte, rief er. <Wer Ohren hat zu hören, der höre!> Er rief es laut, sie haben es behalten. Sein lautes Rufen galt den Ohren, die nicht hören konnten. Es lag Erbitterung in seinem lauten Rufen.

Ein Säemann sät, um zu ernten, wo er gesät hat. Die Erde empfängt, was aus ihr gewachsen ist und gibt zurück. Dünn liegt die Erde über dem Gestein, mager ist die Krume.

Auch anderes muss wachsen und kämpft sich nach oben, nimmt anderem Licht und hindert sein Wachsen. Ackern und Säen und Ernten ist eine mühsam errungene Tätigkeit.

Der Himmel regnet nicht, die Ernte verdorrt auf dem Halm. Es ist aufgewachsen und es verkommt, bevor es reif geworden ist. Vernichtung geht darüber hin, oder es ist niemand mehr da, der die Ernte einbringen könnte. Über Menschen kommt die Dürre, die Vernichtung fällt über sie, der Krieg, der Tod; wer gesät hat, erblickt oft nicht mehr, was daraus erwachsen ist.

Viele Samen tragen die Gräser, die Büsche, die Bäume und werfen sie hinaus und achten nicht mehr, wohin sie treiben, wohin sie fallen. Vieles davon verdirbt und anderes wächst heran. Sein Erzählen rührt an das Geschehen der Schöpfungswirklichkeit.

Kinder wachsen heran und einige tragen Frucht und andere vergehen, bevor sie das Leben weitergeben können. Verletzlich ist das alles und angewiesen auf einen Grund, aus dem es aufwachsen kann, wenn es erst Wurzeln geschlagen hat.

Einmal hatte ein Prophet ein Gotteswort gebracht. *<Ich will den Himmel erhören, und der Himmel soll die Erde erhören, und die Erde soll Korn, Wein und Öl erhören, und diese sollen Jesreel erhören. Und ich will ihn mir in das*

Land einsäen und mich erbarmen!> (Hos 2,23.24) Ein andermal war durch einen Propheten gesagt worden: *<Pflüget ein Neues!>* Gewarnt wurde: *<Säet nicht unter die Dornen!>* (Jer 4,3) Verheißung und Warnung vor Vergeudung ergänzten sich. Korn unter Dornen waren die gewesen, die in das Land eingesät worden waren und aufwuchsen über einem Grund, der nicht alles wachsen ließ, was auf ihn gesät wurde. Der Blick geht über die Grenzen hinaus, auf Felder und Äcker der Welt, welche die Völker tragen. Zur Aufmerksamkeit waren sie gerufen worden: *<Der Verderber der Völker hat sich aufgemacht!>*

Wenn jetzt ein Halm zur Frucht bestimmt aufwächst, dann ist nur zu hoffen, daß der Halm nicht überwuchert wird, wenn die Dornen aufstehen oder der Verderber der Völker über alles hinwegzieht, daß nur noch Dornen übrig bleiben. ‚Zertreten', ‚aufgefressen', ‚verdorrt', ‚erstickt', was zum Aufgehen und Fruchtbringen bestimmt war.

Es war so vieles, was verloren gegangen ist.

Jesus sah in die Geschichte des Volkes. Die Angst vor dem ‚Verderber der Völker' ist lebendig unter ihnen.

*

Ein junger Mann erzählte seinen Traum: *<Wir banden Garben auf dem Felde, und meine Garbe richtete sich auf und stand, aber eure Garben stellten sich ringsumher und neigten sich vor meiner Garbe!>* (Gen 37) Seine Brüder waren ihm feind geworden um seines Traumes und seiner Worte willen, damals.

‚Aber eure Garben!' hatte sie aufgebracht gegen den Bruder. In ihren Augen wollte er gleich zum König werden, dem sie als Knechte dienen sollten. Sie hatten schon die Angst vor dem, was kommen sollte, in sich. Aber sie belasteten mit ihren Ängsten einen, der nie ein König werden konnte, und erstickten, was wachsen mußte. Es wuchs

trotzdem empor, was verletzlich war und nicht verletzt werden konnte. Die Frucht davon wurde ihnen später gebracht. Und sie hatten davon gezehrt und der Sohn, den sie fast getötet hätten, ins Elend gestoßen hatten, der kam zu seinem Vater zurück, ganz zuletzt.

*

Es gab schon einige, die ihnen die Hand reichen wollten und „Handreichung taten von ihrer Habe." Es war der Anfang eines Beieinanders von Menschen, die sich gegenseitig geben konnten, was jeder hatte aus seinem Haben.

Aber vorher war da einiges geschehen, als er „gesund gemacht hatte von bösen Geistern und Krankheiten!"

An Menschen waren die Einbrüche und Zusammenbrüche sichtbar, welche beeinträchtigten, kränkten, verdunkelten, umnachteten, das Fruchtbringen unmöglich machten und aus denen heraus es doch antwortete mit einer Bereitwilligkeit, die ein Wachstum wieder zuließ. Wie die Garben auf jenem Felde, von dem Joseph träumte, standen sie im Kreis um Jesus, der in ihrer Mitte wie in einer heiligen Handlung aufgerichtet als fruchttragende Garbe aufgerichtet stand.

Ein Kraftfeld kam zum Tragen, das alle umfasste, die in seinen Kreis eintraten. Was er ausstreute, war verletzlich, wehrlos, angewiesen darauf, angenommen zu werden, damit es aufwuchs. Ein Engel hätte da sein müssen, der das Wachsen behütete.

<Es soll nicht durch Heer oder Gewalt, sondern durch meinen Geist geschehen!> lautete einmal die Verheißung und wollte als Samenwort begriffen werden. (Sach 4,6) Scheinbar Einfaches sollte geschehen: <Zu *derselben Zeit wird einer den andern einladen!>* Es gibt wieder Menschen, die das Zeichen begreifen und einlösen wollen.

Sie folgen auf ihre Weise der Verheißung: *<Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und feuchtet die*

Erde und macht sie fruchtbar und läßt wachsen, daß sie gibt Samen, zu säen und Brot zu essen, so soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch sein: Es wird ihm gelingen, wozu ich es sende!> (Jes 55, lo,11)

Lange hat das Land gebraucht, bis aus ihm Erde wurde, um wachsen zu lassen, damit gesät werden konnte. Die Erde kann auch wieder zur Wüste werden.

Lange braucht ein Mensch, um des Wüstegewordenseins innezuwerden in einem leergewordenen Dasein, das nichts mehr hervorbringt, das nichts mehr aus sich heraus wachsen lassen kann, dessen Feld seinen Sinn verloren hat: Ein Menschsein, dem der Tod nicht nur unvermeidlich, sondern fast als erwünscht erscheinen muss, überträgt die von Drohgebärden überlagerte Geringschätzung seiner selbst auf andere, damit anderes Leben vernichtet werden kann, damit wenigstens noch das Gefühl bleibt, daß man selber am Leben ist.

Ein Säemann zog aus, anders, als es einen die Männer sehen lassen, die über Land ziehen, um Länder und Menschen zu nehmen, weil ein Reich sich andere einverleiben muss, um sich aufzubauen, um sein Bleiben zu sichern, sondern als ein Gehilfe im Dienste des Lebensquelles, im Dienste des Fruchtbarwerdens. Und dann sagt er zu ihnen: <’Euch ist’s gegeben, zu wissen die Geheimnisse des Reiches Gottes!’>

*

‚Euch ist’s gegeben, zu wissen!’ hat er gesagt. Sie wurden nicht erst gefragt, sodass sie ihr zögerndes ‚Nein’ hätten ausdrücken können. Vieles ist auf unfruchtbaren Boden gefallen, wurde verschlungen, erstickt, wurde zertreten. Bei ihnen wächst die Frucht des Wachstums auf als das Wissen um die Geheimnisse Gottes. Jetzt sind ihnen die Augen geöffnet und ihr Geist ist angerührt vom Geist Gottes. <In einem feinen, guten Herzen> wächst ihr Antworten ihm entgegen.

Nie mehr würde einer Israel verfluchen und Jakob verdammen, der zum Hörer der ‚göttlichen Rede' wird. Nicht mehr Zeichenworte, Bilder, Gleichnisse brauchen sie; Wissen tragen sie und Erkenntnis.

Auf einem guten Boden wächst auf, was ihnen bestimmt ist. Zuversicht spricht aus den Worten Jesu. ‚Euch ist's gegeben.'

Und sieht die Menschen gehen: <unter den Sorgen, Reichtum und Freuden des Lebens>, und es sind nicht nur die Sorgen, sondern auch der Reichtum und ihre Freuden des Lebens, unter denen ihr Wachstum erstickt. Da entfaltet sich nur seitens einer auf die Erfahrungen eines Höhepunktes zu und zur Teilnahme an einer ‚Hoch-Zeit' hin, die alle Mühen seines Weges lohnen und erfüllen würde, wo vorher Mangel war.

Aber schon das natürliche Geschehen wie auch das gesellschaftliche Geschehen entzieht sich dem Ausdruck im Wort, weil sich das, was wirklich geschieht, stumm vollzieht, auch wenn es des Wortes bedarf. Der geschichtliche Boden, aus dem wir alle wuchsen, hat Wachstum getragen und Gewachsenes und Frucht auch verschlungen.

Deswegen sagte er: <Euch ist's gegeben - den andern aber in Gleichnissen, auf daß sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören!> Darin war kein Verdammen, kein Verurteilen oder Verachten in seinem Reden über ‚die Andern'. Da sprach nur die Erfahrung, daß wirkliches Erkennen und Beteiligtsein durch die Vermittlung der Worte allein nicht möglich ist.

Einmal wurde der Prophet angerufen: *<Der Engel weckte mich abermals auf, wie man vom Schlaf erweckt wird: ‚Was siehst du?'>* (Sach 4.1) Er sagte, was er sehen konnte und der Engel fragte. ‚Weißt du nicht, was das ist?' Der Seher aber mußte bekennen: ‚Nein'. Seine Augen sahen, aber sein

Geist begriff nicht, was er sehen konnte. Auch Menschen andrer Zeiten sahen, aber haben nicht begreifen können.

Selbst das Sehen des Lichtes ist nur ein Gleichnis, wenn davon geredet werden muss.

Doch wachsen auch die Worte aus einem Grund, der ihnen Leben verleiht. Noch die verkümmerte Frucht trägt das Bild ihres Wachstums in sich. Das Gestein, nur von geringer Erde überdeckt, ist unempfindlich gegen das verdorrende Korn.

Auch das gehört zum Wissen um die Geheimnisse Gottes, daß die Dornen ihren eigenen Grund haben, aus dem sie aufwachsen und anderes verzehren müssen, was sein Recht zu wachsen aus einem anderen Grund hernimmt.

Das Korn, das zur Frucht gereift ist, bringt sich selber dar ohne davon belastet zu sein, daß viele Halme verdarben. Alles, was keine Frucht tragen konnte, wird nie Wissen und das Erkennen tragen, daß versagt geblieben ist, was hätte zur Reife kommen sollen. Erst das Korn, das voll Reife auf dem Feld steht, trägt ein Wissen davon, was allem, was verkommen mußte, für immer verborgen bleiben wird.

Wenn keine Reife folgt, begreift das Leben nicht, was versagt blieb und verkommen ist.

Oder bleibt auch da ein Hungern und Dürsten erhalten nach dem Wissen und Erkennen, was die Geheimnisse Gottes sein können? Neigten sich, die selber Frucht geworden sind, vor der einen Garbe, in der sie sich erkennen können? Das Korn ist nur ein Gleichnis. Aus der Fülle der Erscheinungen, von denen sie umgeben sind, ist eine Gestaltwerdung aus der Lebenswirklichkeit vor sie hingetreten. In der Bildwerdung hatte sich ihnen ein Wissensfeld geöffnet, das hinter allen Erscheinungen wirkt und zu dem selten ein Zugang wird.

Sie haben ein Bild vor sich, aber nur Wenige sehen, was wirklich geschieht. Durch Jahrtausende ist jede

Tätigkeit aufgeladen worden durch fortwährendes Tun. Aber nur Wenigen hat sich das wirkliche Geschehen in den Bildern geöffnet, die sie vor sich hatten.

Jesus hat laut herausgerufen: <Wer Ohren hat zu hören, der höre!> Auch das Hören gehört zu den vorbereiteten Beziehungen der Welt und zu deren Erfordernissen. Aber ein Säemann spricht nicht das Hören an und gibt nichts von sich, was einer hören kann. Sein Tun ist nicht dafür gemacht. Er hat fortgegeben, was er hatte. Dann wirkt eine andere Kraft. Im Samen selber ruht der Trieb und macht sich auf, wenn die Erde das Ihre dazu tut, der Same nicht vorher gefressen oder zertreten wird.

Die Schöpfungswirklichkeit liegt unter den ihr gegebenen Verhüllungen, unter allen Verkörperungen. Ein Hören und Sehen wird verlangt, das Menschen gegeben wird, wenn sich ihnen die Geheimnisse Gottes öffnen. In einem Bild, in einem Gleichnis für ‚die Anderen' sehen sie etwas von dem Reich Gottes und seiner Wirklichkeit.

+

Vom Licht den Lebens 8/16 -

Erst in einem Licht, das nicht die Menschen sich machen, werden die Geheimnisse Gottes offenbar. Deshalb sollte sich niemand ein Bild, ein Gleichnis Gottes machen.

Deshalb sprach er vom ‚Licht', weil alle damit umgehen, weil Licht eine vorbereitete Beziehung des Lebendigen überhaupt ist. Niemand zündet erst ein Licht an, um dann zu verhindern, daß sich sein Schein ausbreitet. Niemand verfährt unsinnig mit dem Licht in der Alltagswirklichkeit.

Er macht aus dem, was jeder tut, ohne nachdenken zu müssen: ein Gleichnis. Jeden Menschen verlangt es nach Licht. Im Dunkel muss ein Licht leuchten. <Niemand zündet

ein Licht an und bedeckt es.> Das Wissen davon ist jedem mitgegeben. Auch das ist eine Gabe, die niemand verweigern kann.

Bilder erschafft sich das Auge, nach Licht hungert es das Leben, in Gleichnissen wird die Welt erfasst.

Das Licht, das jedem leuchtet, hat vor allem Leben auf der Erde geleuchtet. Die Bilder machen die Menschen sich selber und erkennen darin, was ohne Bild ist und nur als Bild erkannt wird. Die Welt antwortet, wenn das Wissen ihr entgegenkommt, das gegeben wurde, bevor einer nur wissen und erkennen konnte.

Mein Lebenslicht! sagen die Menschen. Für sie ist es ein Gleichnis für die Lebendigkeit, von der sie ihr Leben haben. Beidem gilt die Angst, daß das Lebenslicht einem genommen wird und Angst haben sie ums Licht, das alles wachsen läßt und den kleinen Teil der Weit erhellt, in dem ein Leben sein zuhause hat. Dunkel steigt in einem auf, und Sorge ums Bleiben, wenn vor einem das letzte Licht des Tages versinkt. Dann ist das Erkennen einem nahe, das in dem Untergehen des letzten Lichtes ein Gleichnis enthalten ist. Das Dunkel ist wirklich wie die Angst vor dem Dunkel, in dem kein Licht mehr leuchtet, das Bilder sichtbar werden läßt, die von den Augen als Bild und Licht aufgenommen werden, damit sie hineinfallen in den Menschen, in den inwendigen Menschen.

Immer wieder hat er gesagt: Siehe! Seht! und hat dann nur gesprochen, Wörter gegeben, als können die Wörter ein Sehen bewirken, aus ihnen die Bilder hervorrufen, aus denen auch die Worte kommen.

Die Worte nutzen nichts, auch wenn sie aus dem Sehen herkommen, wenn sie von Menschen gehört werden, welche keine Bilder erwecken können und auch in einem einfachen Wort und Bild nicht erkennen können, was wirklich geschieht. ‚Hör mir zu!’ ist auch die Bitte, daß ein

anderer teilnimmt an den Bildern und Erfahrungen, mit denen der Redende umgehen muss.

Jesus hatte nach einem Hören gerufen bei denen, die seine Worte hörten und aufgehen lassen sollten, was in sie hineingefallen war. Eine ungeheure Anstrengung erwartete er von ihnen, damit der Samen aufgeht in ihnen und Frucht trägt. Aber die ungeheure Anstrengung und Kraftentfaltung leistet in Wirklichkeit der Same, der sich zu seinem Recht durchringt. ‚Der Same ist das Wort Gottes!' nannte er es, was da ausgestreut wurde auf eine Erde, die auch andere Samen aufgenommen hatte.

Und alle kämpfen ums Aufgehen, streben nach Aufwachsen und Überleben, um Raum, um Licht. Die Schöpfungswirklichkeit fordert es so.

Es gehört zur Eifersucht des Säemanns, daß er von seinem Acker die Frucht ernten will, um deretwillen er säte. Jedes menschlich Seelische trägt davon ein Bild in sich. Davon nährt sich das Wissen, daß sich alles Erkennen der Wahrheit auf der Grundlage der Liebe bildet. Wirkliches Erkennen braucht die Liebe zu dem, was es zu erkennen gilt.

Als Wahrnehmende sind sie gefordert, die Handlungsbilder in sich nachzuschaffen, die der ihnen erschuf, der ihnen in Worten die Wirklichkeit entstehen ließ.

Jeder will, daß sein Licht vor den anderen leuchtet und gesehen wird. Auch Jesus will, daß das Licht, von dem er spricht, gesehen wird.

„Selig ist, der nicht Ärgernis nimmt an mir!" hatte er gesagt.

Auf den Feldern der Menschheit wächst nicht nur Korn. Den Feldern des Wissens, die in ihrer Erfahrung vorkommen, bleibt oft nicht die Zeit, zu ihrer Reife und bis zur Ernte aufzuwachsen. Dem Begreifen und Erkennen, was als gute

Frucht auf den Feldern der Menschheit gewachsen ist, setzt sich der Widerstand anderen Wachstums entgegen.

Für den Augenblick ihres Ergriffenseins sind sie in sein Wissens- und Erfahrungsfeld hineingenommen und tragen Frucht. Der Reichtum, der für das Leben erhofft wird, und ‚die Freuden des Lebens' schienen nicht mehr das einzige Ziel der Sehnsucht zu sein. Aber was würde sein, wenn sie auseinandergehen mussten, jeder in sein Leben mit Sorgen, in Armut, oder im Reichtum belastet und nicht entschädigt durch die Freuden des Lebens? Deshalb hat er gesagt: <Niemand zündet ein Licht an und - !>

Jeder geht so mit dem Licht um, das den engen Bereich seines Daseins erleuchtet. Aber mit dem Licht, das für sie leuchten soll, werden sie anders umgehen. Er sagte das so bedeutungsvoll und zugleich wie nebensächlich: <...auf daß, wer hineingeht, das Licht sieht!>

Es ist vielleicht auch ein Stück ihrer Sorge, daß es schädlich sein kann, wenn jeder, der bei ihnen hineingeht, gleich das Licht sieht, das ihnen leuchtet. Verheimlichen muss ein Menschen vor Menschen, daß er ein Licht hat, das ihm leuchtet.

Es wird manches Leben ein Licht am Scheinen hindern, damit nicht erkennbar wird, was im Dunkel bleiben muss, damit nicht sichtbar wird, was dem Licht nicht ausgesetzt werden darf.

<Denn es ist nichts verborgen>, sagte der, der auch Sünde vergeben konnte, <was nicht offenbar werde>. Eine Verheißung für die einen sprach daraus, für andere entstand eine Bedrohung: <Denn es ist nichts Heimliches, was nicht kund werde und an den Tag komme!> Nichts bleibt für immer verborgen; es wächst auf, drängt ins Licht, trägt Frucht. Noch nicht einmal die Sorge und die Freude des Lebens kann hindern oder ersticken, was zum Offenbarwerden getrieben wird.

In dem Licht, das gerade angefangen hat auszustrahlen, fangen sie an zu sehen - und werden angewiesen, auf ihr Zuhören zu sehen. <So s e h e t nun darauf, wie ihr zuhöret!> Angeregt durch die Gegenwart eines sprechenden Menschen, der zugleich ein Hörer und ein sehender Mensch ist, muss jeder merken, daß dem aufmerksamen Hören der Reichtum einer aus dem Kraftfeld der Seelen erwachsenden Bilderwelt zugesprochen wird. Jesus verlangt, von dem Hören ein besonderes und entwickeltes Können. Ein Hören, dem das Sehen zugehört, nimmt anders auf als ein Hören, das nur die gewohnten Signale des alltäglichen Dasein erhört und aufnimmt und darauf antwortet.

Das Hören, dem das ‚Darauf-Sehen' eignet, lädt den Mitmenschen dazu ein, sich einzulassen auf eine Begegnung, „auf daß er das Licht sehe!" Eine Ereigniswelt öffnet sich zwischen zwei Menschen - oder zwischen den Vielen, die ihre Gemeinsamkeit zum Tragen bringen.

Das Wort soll begriffen werden, übergehen in das Innere der Hörer, die das Wort nacherschaffen nach den im Inneren gegebenen Möglichkeiten.

Ein Raum bildet sich für das, was die Stimme einbringt. ‚Sprich doch zu mir!' hat mancher Mensch erbeten von dem Dunkel, das sich um ihn gelegt hatte. Es muss eine Stimme sprechen, damit die Dunkelheit im eigenen, im fremden eigenen Inneren licht wird. Sie sind bei sich angekommen, sie sind bei ihm und mit ihm, der zu ihnen spricht, zu jedem spricht, solange die Stille anhält, in der sie ihrem Zuhören zusehen. Eine Stimme weckt das Antworten der Bilder im eigenen Inneren, weckt das Antworten im Sprechen.

<Wer da hat, dem wird gegeben!> sagt die Stimme. Jeder bringt einen Vorrat an schöpferischer Kraft mit, um sich ein Bild der Welt erschaffen zu können und um ihre Möglichkeiten zu wissen. So viele Zeiten liegen vor jedem

Leben und Erfahrungen auch. Im Augenblick des Hörens wird das Antworten erschaffen. Ihr Teil am Werden der inneren Welt läßt die Ernte erkennen, die schon auf den Feldern der Welt heranwächst.

Schon einmal wurde zugesprochen: *<Von nun an lasse ich dich Neues hören und Verborgenes, das du nicht wußtest. Jetzt ist es geschaffen. Du hörtest und wußtest es nicht, und dein Ohr war damals nicht geöffnet!>* (Jes 48)

Vom Haben spricht Jesus, als seien Hören und Sehen eine Möglichkeit, ein Stück der Welt für sich haben zu können. <Denn wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er meint zu haben.> Das war vorausschauend gesprochen über alles Haben an den Anteilen der Welt, mit denen Lebensberechtigungen zugeteilt werden. Ein Haben ist angesprochen, das ein seiner Wirklichkeit bewusster Mensch sein eigen nennt, selbst wenn er nicht besitzt, was die Welt an Haben und Besitz verteilt. Unerkannt, unsichtbar für andere, hat der hörende und sehende Mensch Anteil an einem Reichtum der Welt, zu dem der besitzende Mensch keinen Zutritt mehr hat.

Ein anderes Haben ist zugesagt worden, für das alles wie zu einem Gleichnis wird, was die Welt ausmacht, wenn Gott zuspricht: *<Das Wort, das aus meinem Munde geht: ihm wird gelingen, wozu ich es sende!>* (Jes 55, 10.11)

Wenn Jesus in Gleichnissen redete, dann war er da, wo andere vor ihm Hörer waren: *< Ich habe mein Wort in deinen Mund gelegt und habe dich unter dem Schatten meiner Hände geborgen, auf daß ich den Himmel von neuem ausbreite und die Erde gründe und zu Zion spreche: ‚Du bist mein Volk!'>* (Jes 51,16)

In Jesu Worten klingen Worte nach, die älter sind als die eigenen: *<Gott hat mir das Ohr geöffnet – und ich hin nicht ungehorsam und ich weiche nicht zurück!>* (Jes 50,4.5) Die, welche das Licht sehen, das ihn erleuchtet, sind

gewiss, daß Jesus es ernst meint: ‚Und ich weiche nicht zurück! Ich auch nicht!’

+

Mutter, Bruder, Schwester 8/19 -

‚Ich höre, wie Jünger hören!’ konnte er von sich sagen. Aber auch er gehörte zu Menschen, auf die er hat hören müssen und an deren Leben er Anteil hatte, wie sie an seinem Leben ihren Anteil hatten und immer wieder einforderten. <Sie wollen dich sehen!> hat man ihm gesagt. ‚Deine Mutter, deine Brüder und Schwestern sind draußen.’ Sie konnten ihn nur rufen lassen, wo sie doch ihn zu sehen gekommen waren.

Sie haben einen Anspruch auf ihn, sie gehören zu seiner Vergangenheit, sie wollen ihn wissen lassen, daß er immer noch zu ihnen gehört. Es geht so viel an Druck und Einspruch und Beanspruchung von ihnen allen aus, die auch was zu sagen haben. Jesus ist sicher, daß dem, der hat, auch noch gegeben wird, als er dann sagt: <Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören - und tun!> ‚Diese, die Gottes Wort hören und t u n ! ‚.

Eine Regel ist aufgestellt worden, nach der sich ihr Umgang bestimmen soll, als Menschen, die trotzdem ihre Mutter haben, Brüder und Schwestern. Väter auch!

Aus einem verborgenen Grunde spricht er nicht von einem Vater, obwohl er wissen mußte, daß nach einem Vater zuerst gesucht werden würde, einfach, weil sie Menschen sind.

Eine andere Art von Verwandtschaft und Zugehörigkeit wird gesucht, für die alle Verbindungen unter Menschen nur wie Gleichnisse sein sollen. Aus denen, die das Wort hören und tun, muss eine Gemeinsamkeit erwachsen, die verbindet und trägt, und wo das Wissen der Geheimnisse Gottes allen gemeinsam ist.

Nicht, weil sie ihn getragen hat, bleibt sie seine Mutter, nicht weil er ihnen als Bruder vorangegangen war, bleibt er ihnen der Bruder. Der Ernst befremdet, mit dem das ausgesagt wird. Die Vorstellung läßt zaudern, daß die natürlichen bewährten Familienverbände und Geschlechterverbände abgelöst werden könnten durch Verbände, deren Bewährung noch aussteht.

Seitdem darf einer danach fragen, welche Brüder und Schwestern und Mütter mitreden, wenn in einer Muttersprache von Jesus und seinen Worten gesprochen wird oder auch vom Wort Gottes.

Menschen tragen in sich die Mühen und Verletzungen und dunklen Geschichten von ihren Vätern und Müttern her, die Gutes hatten weitergeben wollen. Vieles an Dunklem hat jeder an seine Kinder weitergeben müssen und trug dann an der Schuld, daß so viel von dem Licht verdunkelt geblieben ist, was ihnen hätte leuchten sollen.

Jeder hat zu einer Zeit des Lebens danach Ausschau gehalten, ob es nicht Brüder und Schwestern geben könnte, bei denen eine tiefere Gemeinsamkeit wächst, als sie die Familie gewährt. Jeder hat einmal eine Gemeinsamkeit ersehnt, die mütterlich trägt und nährt, unter alle gerecht und wissend verteilt und gütig ist.
Er hatte nichts von seinem Vater gesagt.

‚Euch ist’s gegeben!’ hat er nur gesagt, als seien sie es, die den Samen empfingen, der Wurzeln schlagen und aufwachsen sollte. Es ist ihnen gegeben, was nun Wissen und Erkennen ausmacht. Und doch mussten sie fragen. Vielleicht war es noch zu früh, nach der Frucht zu sehen, die erst noch wachsen muß und von Anfang an bedroht ist.

Selbst das Korn, das nicht aufwachsen konnte, sondern vorher schon verkam, hat einen Auftrag gehabt, der auch mit dem Zugrundegehen nicht zunichte gemacht worden ist, es

aufwachsen zu lassen bis zur hundertfältigen Frucht oder zu einem <feinen, guten Herzen> und zur <Geduld>.

‚Meine Mutter!' hat er gesagt. Sie mußte durch andre den Sohn bitten lassen, weil sie nicht zu ihm gelangte. Die anderen, die um ihn waren, hinderten sie. Andere waren ihm Mutter, Brüder und Schwestern geworden. Auf diese Menschen wollte er sich einlassen und hat dafür Mutter und Geschwister verlassen.

Er hatte viel mehr verlassen, seit die Stimme seines Vaters ihn erreicht hatte. Deshalb sprach er auch nicht von einem Vater. Seine Zuhörer hätten das nicht in ihr Leben hineinnehmen können. Sie hätten nur die Bilder, die sie von ihren Vätern hatten, den ihnen eigenen und denen, die davor waren, auf ihn übertragen wollen.

Die Brüder des Joseph wurden böse wegen seines Erzählens. Sie hatten keine Kraft übrig zum Träumen. Aber ihr Bruder hatte keine Mutter mehr und hing an dem Vater. Was von Joseph kommen sollte, war noch verborgen. Da gab es ein heimliches Hassen. Es half ihm nichts, daß er ein Bruder war und sie alle einen Vater hatten. Ihr Vater Jakob hatte nur gefragt: *<Soll ich und deine Mutter und deine Brüder kommen und vor dir niederfallen?'>* (Gen 37) Aber der, der sein Licht nicht verborgen halten wollte, und an einer unsichtbaren und noch verborgenen Last trug, der wollte dem Vater nicht die Brüder entfremden und auch nicht der Feind für sie sein.

Es sollte nicht verdunkelt werden. Sie hörten Worte, die sie etwas sehen lassen wollten. Einige von ihnen sollten erfahren, wie sich die Wirklichkeit dem Worte beugen kann.

+

Dem Sturm ausgesetzt 8/22 -

Er hat gesagt: <Lasst uns über den See fahren!> Sie handhabten das Boot, während er schlief. Auf einmal war er

nur noch der ‚Meister', der angerufen wurde, weil ihnen. Verderben drohte. ‚Komm, wach auf!' , Es ist so weit, es ist vorbei, wir gehen unter!' Ins Verderben waren sie gefahren.

Es hat sich mancher vor dem drohenden Untergang gefragt. *<Warum gibt Gott das Licht dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen?>* (Hiob 3) Was sie gefürchtet hatten, war über sie gekommen und wovor ihnen graute, hat sie getroffen. Wie einen Fremden riefen sie ihn: ‚Meister!' Und meinten: ‚Wir verderben!'

Reste werden treiben, der Himmel wird wieder hell werden und Stille wird sein. Alles wird wieder sein wie es vorher gewesen ist. Aber der Sturm hat das Leben und das Boot vernichtet.

Er ist aufgewacht, ist aufgestanden und Stille war, als er dem Wind und den Wellen sein Wort gegeben hat. Sie haben es geschafft. Sie hatten jemanden bei sich, der dem Sturm, dem Wasser gebieten konnte. Wo ist euer Glaube?> hat er nur gesagt. Da erst merkten sie, welche Angst in ihnen war.

Niemand kann so etwas tun, wenn der Sturm kommt, wenn Mächte sich aufbauen, ungeheure Mächte, die über die Erde und alles Leben hereinbrechen: <Und es ließ ab und ward eine Stille!> werden dann nur Wenige erzählen können, weil niemand mit ihnen war, der aufgestanden wäre und das Wort gesagt haben würde, das dem Wüten Einhalt geboten hätte.

‚Und es ließ ab und ward eine Stille!' haben sie mitgebracht. Erstaunen lag in ihrem Erzählen. ‚Es war so still gewesen wie noch nie!'

Vorher noch hatte er gesagt, daß niemand von ihnen ein Licht anzündet, um es dann zu verbergen. Aber auf dem Wasser, angesichts des Verderbens unter dem Unwetter hatte er etwas mit dem Wort gemacht, sodass abließ, was sie zu verschlingen drohte.

Die Erfahrung ließ sich nur weitergeben in Wortbildern, im Berichten und Erzählen davon. Das Erzählen begegnete dem Wundern und einer heimlichen Abwehr, hinter der sich Furcht verbarg. Welche Worte jedoch dem Verderben entgegengesetzt wurden, zu was, zu wem er in Wirklichkeit dabei gesprochen hatte, oder gesungen, das hatten sie nicht verstanden und sie hatten es auch nicht begreifen können.

+

Der Mensch aus den Totenhöhlen 8/26 -

‚Er hat uns gerettet, wir kommen nach Hause!' war das Gefühl, als der Sturm abgelassen hatte und die Stille sich von ihnen gelöst hatte. Sie landeten auf der anderen Seite des Sees, gingen dort an Land, <Galiläa gegenüber>. Ein Mann <aus der Stadt> kam ihnen entgegen. Er war nicht mehr zu erkennen als Mann aus der Stadt. Er hat von sich geworfen, was ihn als Mitglied einer städtischen Gemeinschaft ausgezeichnet hatte. Er war ausgestiegen aus dem geordneten Verbund des Daseins. Er hatte sich aus den Bindungen des Alltages gelöst. Er war losgegangen wie einer, der fliehen mußte. <Der hatte von langer Zeit her keine Kleider an und blieb in keinem Hause.>

Mit seinen Kleidern hatte er die Lasten und die Wohltaten des alltäglichen Daseins abgeworfen und trug nicht mehr, was man gewohnt war zu tragen, um im Stande zu bleiben, seinen Platz im Leben zu behaupten. Er hatte den Glauben verloren, ein Mensch unter Menschen sein zu können.

Ein Unwetter war über sein Land gefahren, in dem er bisher wurzelte. Ein anderes hatte von ihm Besitz ergriffen. Ein Sturm war durch ihn hindurchgefahren, der ihn nicht wohnen ließ in Häusern und hatte ihn fortgeführt aus Besitz, Arbeit und Pflichten. Es riss ihn auf einen Weg, wo es keine Hoffnung mehr gab, irgendwo ankommen zu können. Die Gewohnheiten des Wohnens waren von ihm abgefallen, wie seine Kleider abgefallen waren.

In den Augen seiner Mitmenschen im Land war er immer noch der ‚Mann aus der Stadt', der aber keinen Anteil mehr nahm an allem, was Menschen bewegte, umtrieb, ausrichtete auf Ziele, die zusammenhielten. Deren Belohnungen, Hoffnungen, Anerkennungen waren ihm nichts mehr wert wie auch die Verrichtungen eines Glaubens, der sie zusammenhielt.

Die Kleider vom Leib gerissen, zeigte er sich den Anderen nackt, zeigte ihnen seinen Hass, hasste sich selber.

Schrie dann nicht mehr, sondern suchte für sich einen Ort in den Höhlen. Unter Toten, in ihrer Gegenwart hatte er sein Leben. Die Anderen wollten ihn festhalten, taten, was sie vermochten, damit er nicht hinausfiel aus ihrer Gemeinschaft. Sie ahnten, daß das Misslingen eines einzigen Lebens das Gelingen ihres gemeinsamen Lebens zerstören konnte.

In ihrer Furcht, in ihrer Hilflosigkeit ihm gegenüber und seinem Leiden und in der Angst, die sie durch ihn ansprang, hatten sie ihn, der kein Mensch mehr sein wollte, mit Ketten gebunden und gefangen gehalten. Aber er ‚zerriss seine Bande und war getrieben von dem bösen Geist in die Einöde.'

Niemand war da, der ihm hätte helfen können. Er war verrückt, er war wahnsinnig, er war wie ein Ertrinkender, der, schon ohne Bewusstsein, einen Retter, dessen Hände er noch fühlen konnte, umklammerte, mit so viel Kraft, daß dagegen die Kraft des Retters nicht mehr ankommen konnte. Er hatte alle Fesseln gesprengt, nichts hielt ihn, weil der ‚böse Geist' ihn fortriss in Welten, wo es kein von den Göttern geschütztes Hausen mehr gab. Auch kein Schiff, in dem das Leben sich hielt gegen die Gewalten, die über es kamen und unter ihm aufstiegen.

Das Lebensschiff war zerbrochen und hielt nicht mehr zusammen, was in der Lebenszeit zusammengehalten werden mußte.

Zerrissen war das Band, das seine Gaben und Kräfte hielt. Herausgerissen aus der Erde, die ihn getragen hatte, war sein Ich den Gewalten und Mächten ausgesetzt, vor denen es kein Wachsen, kein Reifwerden und Fruchttragen mehr gab.

Versunken, verschlungen war sein Geist, ausgesetzt der Körper der Qual, kein Mensch mehr sein zu können. Zersprungen war das Gefäß, in dem er Wissen und Erkenntnis, Willen und Glauben zu bewahren hatte.

Einer kam ihm entgegen, der war in einem Boot gekommen. Über den See war die Wetterwolke hingezogen, ein Boot war hervorgekommen. Das Wasser war still wie ein Spiegel geworden. Im Spiegel des Wassers stand noch ein Himmel und lag noch ein Boot. Es kam aus einem anderen Land. Es waren Menschen darin. Ein Mensch war in dem Boot, der zu ihm wollte. Das Bild des anderen Menschen drang in ihn ein, löste Entsetzen aus, rief die älteste Angst an, daß das, was an Lebendem einem erscheint und einem gegenübertritt, als Gestalt erkannt wird, die nach einem greifen wird, fassen, als Beute zerreißen, als Fraß verschlingen wird.

Seit der böse Geist in seine Grenzen eingebrochen war, erschüttert hatte, was bisher sein Eigenes gewesen war, vermochte sein Inneres sich nicht mehr zu schützen gegen den Einbruch der Bilder und wählte nicht mehr aus, fand nicht mehr aus den Gestalten, die ihm gegenübertraten, die für ihn Richtige. Er hat den Maßstab aufgegeben, nach dem gemessen wird, was ein richtiger Mensch und ein falscher Mensch war, was ein wirklicher Mensch ist und ein Mensch aus einem Spiegel über einer schimmernden und trügerischen Oberfläche, unter der sich die Tiefe birgt.

Aber weit entfernt von dem Maße, mit dem alle messen, erkennt sein Inneres den vollkommenen Menschen, dessen Inneres, seine Ergriffenheit, sein Ausstrahlen, und begreift auch das Erkennen, das den Verlorenen umfasst.

Da schreit er auf, da fällt er nieder, da ruft er laut. Sein Bitten bricht aus ihm heraus, verborgen bis zu diesem Augenblick, in dem er sich erkannt sieht und Erkennen in ihm aufsteigt.

Heimliches Bitten und verborgenes Wünschen war in ihm gewesen, seit die Mutter ihn in ihrem Leibe getragen hatte. Erwarten und Bedürfen waren in den Untergründen verborgen geblieben. Kein Tageslicht gelangte dort hin. Aber heimlich und doch spürbar hatte es immer mitgeredet und war in seinem Flehen gewesen als einem Kundtun von Not, der gegenüber sich jeder andre Mensch versagt hatte. Die Bilder, die andren das Heil und Sicherheit versprachen, hatten für ihn ihren Glanz und ihre Macht verloren, waren zerbrochen in seinen Augen, waren eingefallen und lagen wie beraubt und ausgeleert. Ihre Verheißungen und Versprechungen waren mit ihnen versunken.

Sie sagten seiner Seele nichts mehr. Er hatte irgendwann einmal aufgehört damit, Menschen und Götter zu bitten und hatte auch sein eigenes Leben verworfen. Da war das Feuer in seinem Hause erloschen, da leuchtete auch kein Licht des Lebens mehr, da brauchte er auch die Kleidung nicht mehr, weil sein Leben kein Ansehen mehr forderte.

Das Dasein war zur Qual geworden. In den Höhlen, unter dem Zergehenden, was einmal Leben hatte, bei den schon Vergangenen war ihm das Bitten geblieben, das selbst noch von den Resten ausging, die sie hinterlassen hatten, ihren Wohnungen, ihren Tempeln, ihren Herdfeuern, ihren Worten: ‚Gib! Gott gib!'

‚Noch einmal! Gib Leben! Richte auf gegen das Vergehen deine Kraft und halte dein Wort der Finsternis und dem Tod

entgegen!’ Bitten konnte er, weil er immer darauf hinsehen mußte, wofür einer bitten mußte, weil es zerstört wurde, weil es gequält, verdorben wurde und leiden mußte. Bitten konnte er, weil immer das Bitten in ihm gewesen war: ‚Bitte! Nicht quälen!’

Er findet die Worte wieder, die er Jesus entgegenbringt: <Ich bitte dich, du wollest mich nicht quälen!> Jetzt ist es wieder still geworden. Einer hat Jesus ‚Bitte!’ entgegengebracht.

Es ist genug an Qual, die von den Mächten ausgeht, die sein Inneres beherrschen. Qual tritt aus seinem Inneren hervor. Ihm kann er es sagen, das mit dem ‚Nicht-Quälen’.

Ein Mensch sprach, der alles begriffen hat, das Dunkel, das über allem Menschenleben liegt und auch die Finsternis und ihre Furchtbarkeit, in die alles versinkt, was einmal gelebt hat. Bei den Toten hatte er gewohnt und das Bitten war der Rest gewesen, den er aus dem Leben bei den Anderen behalten hatte.

Fast nicht mehr im Leben war er eine Stimme und ein Atmen unter denen, die tot waren.

Da war wenigstens noch eine Stimme in den Grabhöhlen. Für die, die ihm begegneten, war er ein Gespenst geworden, das sie scheuten. Sie hatten sich selber zu schützen, sie hatten versucht, ihn bei sich anzubinden, als ob es einen Ort für ihn gegeben hätte, wo er hätte bleiben können, der schon so weit fort von ihnen allen war. Die Gestalten, die sich ihm öffneten, duldeten keine Bindungen mehr, verwehrten alles Zuhausesein, duldeten nicht mehr das Vertrautsein mit einer heimatlichen Welt. Die Verkleidungen hatten ihr Gelten verloren, er mußte alles von sich reißen, nackt mußte er sein, ohne Scham, ausgesetzt allen Blicken. Aber kein Paradies umgab ihn mehr.

In den Höhlen einer Zeit, die selber schon lange vergangen war, hauste das Erstorbene, das ums Leben

Gebrachte. Das Dunkel, das in ihn hineingekrochen war und in ihm war, hatte das Bild zerstört, das er von sich als einem Menschen gehabt hatte.

Andere Gestalten zeichneten sich ab, die nach ihm griffen, weil immer noch etwas da war an Leben, das sich zu ergreifen lohnte und das in seinem Fürchten noch antwortete. Die Ungeheuer hatten mehr Kraft und mehr Macht als die Menschen haben.

Es gibt eine Brücke zwischen den beiden Menschen, auf der sie sich erreichen, jeder in des Anderen Inneres sehen kann. Der Gequälte fühlt mit seinem Bitten zu dem hin, der ihn erkennen kann.

Er bittet, dass der Andere ihm nicht mit Quälen antwortet. Aber das ist nur möglich bei einem, der nicht erst gebeten werden muss, dem nicht erst abgebettelt werden muss, der das Quälen nicht braucht, bei sich selber nicht, bei anderen nicht mehr.

Dann spricht Jesus ihn an, redet zu ihm wie zu einem Kind: <’Wie heißt du?’> Ein Name! Ein Name muss doch geblieben sein, er muss sich erinnern, er soll sich erinnern, wie einmal nach ihm gerufen worden war als noch jemand glaubte, nach ihm rufen zu können und sein Antworten zu erhalten: ‚Ja, hier bin ich!’ ‚Ja, gleich, ich komme ja schon!’ Die Stimme tut ihm nicht weh. Es hatte gut getan, gerufen zu werden, bis er merkte, daß sein Name im Mund der Anderen einen anderen Klang angenommen hat als in seinem Inneren. Alle haben Namen, werden genannt und gerufen, es sind furchtbar Viele.

Furchtbar Viele sind schon vergangen, alle schon untergegangen, schon verworfen, zertreten, auch die Hoffnungen, die vielen Leben, nach denen niemand mehr fragte.

Aus welchen Gründen haben sie nach ihm gefragt, seinen Namen gerufen! Der hier fragt nach seinem Namen, weil er

nach ihm rufen will. Einen Namen muss er haben, weil es einen danach verlangt, nach ihm zu sehen, nach allem, was in ihm und mit ihm ist.

Da formen seine Lippen ein Wort, ein fremdes Wort, und seine Augen starren in eine ferne Welt: ‚Legion'! sagt er. Seine Hände streichen über das Land hin, als sammelte sich das Leben darauf, von dem er sagen will: ‚Wir sind Legion!' ‚Viele sind wir und gezählt!'

Die Geister, die ihn beseelten, hatten keine Namen, es waren viele. Aber alles hat seine Zahl wie Tropfen im Meer; wie die Heere der Menschen, alle ins Verderben gegangen, alle verkommen. Gebeten hatte er, gebeten hat die Angst in ihm. Es waren zu viele Teufel, als daß ein Mensch sie hätte tragen können.

Aber auch die Teufel baten darum, <daß er sie nicht hieße in die Hölle fahren!>

Die bösen Geister baten ihn, die Teufel baten darum, weil sie auch die Angst haben, unterzugehen, von den Tiefen verschluckt zu werden, von den Höllen verschlungen zu werden.

Ein Mensch ist ihm gegenüber, der ihn nicht weiter quälen lassen will, der ihn nicht in die Hölle fahren läßt. Für diesen hat er wieder ein Gesicht und einen Namen.

Legion würden sie aber weiter sein, die ohne Namen, ohne Gesicht, ohne durch ihr Menschsein geschützt zu sein, fielen, fallen müssen ins Bodenlose, verdorben durch andere Menschen, die der bösen Geister nicht Herr werden.

Böse Geister toben auch in denen, die andere Menschen zur Hölle fahren lassen.
Gottes Sohn steht ihm gegenüber, der ihn verderben und zur Hölle schicken müsste. Sein zerstörtes Menschenbild hatte immer nach Ergänzung, nach Heilung gesucht, obwohl es verdammt, gerichtet, verurteilt werden muss, weil es so

nicht bleiben darf, eine Anfechtung für den Sohn des Höchsten.

Der Andere hat ihn gefragt, wollte hören, wollte ihn erhören.

Es ist nur noch ein Mensch da, ein Leidender, ein Verlorener, ein Hingegebener an die Höllen der Menschen und ihrer Welt.

‚Nicht noch mehr quälen' hat er zu Jesus sagen können. Es ist ein Bitten von tausend Stimmen, die um ihn herum flüstern, schreien: ‚Nicht in die Hölle!'

Sie erwarten das Verdammen und flehen: ‚Tu nicht, was du tun musst, Sohn Gottes, wenn du uns siehst in unserem Elend, in unserer Nacht, in fortwährendem Entsetzen!', verzweifelt, weil sie einen Menschen brauchten, um in ihm ein Zuhause zu finden und ihn zerstören müssen, weil sie von ihm zehren müssen, weil sie eine Stätte brauchen, eine Hülle, um ein Bleiben zu finden, wo sie sich austoben können, bis sie vergehen.

‚Sitzend, bekleidet, vernünftig' fanden seine Leute ihn neben dem fremden Mann, der aus dem Land ‚Gegenüber' gekommen war.

Als sie seiner ansichtig wurden und ihn erkannten, den sie anders kannten, packte sie der Schrecken.

Nicht nur ein zerstörtes Ich hat um Hilfe gebeten, die Geister selber haben gerufen, gebettelt.

Er war bei sich und hatte etwas von der Stille an sich, die um Jesus war. Die Geister haben ihn in Frieden gelassen und Jesus hat ihm den Frieden gegeben. Er trug Kleidung und besaß Vernunft, war wieder ein Mensch unter Menschen, einer mit einem richtigen Namen.

Der Fremde aber blieb der Fremde, obwohl er Gutes getan hatte an einem, der zu ihnen gehörte. Ihm gegenüber fühlten sich die Leute nicht mehr unsicher und verwirrt; aber sie mussten den Blick des Andren meiden. Etwas von dem

Ungeheuerlichen war noch in der Nähe. Es flüsterten noch Stimmen um sie, als seien sie der Nachhall der Stimmen, die vorher geredet hatten. Jesus hat sie nicht in die Hölle zurückgeschickt, weil sie darum gebeten haben, nicht in die Hölle fahren zu müssen.

Aber ein ‚Wohin' mußte es auch für sie geben, obwohl sie nicht unterzubringen waren im Haus eines Menschen. <Es bat ihn die ganze Menge, daß er von ihnen ginge!> Sie mussten ausgrenzen, was zwischen zwei Menschen geschehen war. Jesus durfte nicht bleiben, böse Geister hatten zu ihm gesprochen und die Teufel wollten etwas von ihm. Es durfte kein Dulden geben solcher Einbruchsstellen, aus denen heraus fremde verborgene Welten um sich griffen. Jesus kehrte zurück dahin, wo ihn seine Leute aufnahmen ‚mit Freuden, als er wiederkam.'

Der Mann war zurückgeblieben. Jesus hatte, ihn zu seinen Mitmenschen zurückgeschickt, weil er der Sprache wieder mächtig war und seine Sinne ihm gehorchten. Er sollte sagen, welche ‚Dinge ihm Gott getan hatte.' Er hatte erlebt, wie das Wort gegen das wortlose, verborgene und wirksame fremde Mächtige aufstehen konnte. Ein Wort hatte die Welle des Verderbens aufgehalten, die über eine Seele hereingebrochen war. Ein Anderer hatte vollbracht, in seine entsetzliche innere Welt einzugehen. Ein Leib war wieder ein Gefäß, in das sich die Kräfte und Mächte sammeln ließen.

Es war nur ein Angerührtwerden, es war ein Hauch, ein Laut, eine Berührung, ein Erkennen bis auf den Grund, ohne daß die vermittelnden Dinge nötig waren. Das Grauen war geschwunden. Wenn er davon reden soll, dann muss die Erinnerung daran erhalten bleiben. Seine Leute hatten ihn gescheut, als sie ihn nicht mehr festhalten konnten, als es keine Rückkehr mehr gab. Sein Lebenshaus war von den Gründen her erschüttert worden und war aus den Trümmern zu

einem neuen Lebensgefüge wieder zusammengefügt worden. Solange er davon redete, würde Fremdheit um ihn sein und das Dasein mit den Anderen für ihn schwierig machen.

Aber Kräfte vergehen nicht einfach, sondern folgen ihren Regeln. Die bösen Geister hatten nichts, wohin sie hätten sich bewegen können, wenn sie nicht in die Hölle fahren wollten.

Wie Vögel ihren Flug ändern, ein ganzer Schwarm auf einen Befehl hin, gelenkt wie von einer Hand oder einer unhörbaren Stimme folgend, in eine andere Richtung fliegt, anderen Zielen sich zuwendend, eine Herde einem nicht erkennbaren Auftrag zu folgen scheint, so kam Bewegung in die Schweine. Sie spürten die überschießende Kraft, setzten sich in Bewegung und folgten dem Zug zum Wasser des Sees, in dem sie untergingen. Eine Brücke war entstanden zwischen den Tieren der Menschen und den Geistern, die das Innere eines Menschen bevölkert und besetzt gehabt hatten. Der Mensch war nicht untergegangen, aber die Tiere ertranken an seiner Stelle.

Vielleicht mochten die Menschen in dem Land gegenüber darüber lächeln, weil es die Schweine waren, die sie verabscheuten. Eine ganze Herde davon war den Anderen verloren gegangen. Sie nahmen ihn mit Freude wieder auf, als er zurückkam. Aber sie waren auch nicht beteiligt gewesen, als Jesus dem Entblößten, Nackten, dem Tobenden und Wütenden gegenüber gestanden hatte und zu ihm hindurchgedrungen war in die Welt seines Inneren, in dem kein Licht ihm leuchten konnte. Er hatte seine Gegenwart ertragen und das lösende Wort gekannt und seine Kraft an das Leben des Andren gewandt.

Der von ihm ins Leben Zurückgerufene jedoch würde sein ganzes Leben daran zu tragen haben, wenn er an seiner Erfahrung festhalten wollte.

Das Wort des Fremden aus dem anderen Land holte sein Leben aus den Gräberhöhlen und der Todesnähe zurück. Die Gewalten, die sein Ich bewegt und überschwemmt hatten, waren geschwunden. Es konnte alles so sein, wie es scheinbar vorher auch gewesen war. An dem Wahnsinn, der die Schweine ergriffen hatte, würde sich ihre Erinnerung festhalten.

Seitdem war das Bitten und Flehen der ‚bösen Geister' nur noch selten hörbar. Aber sie konnten auch keinen Ort mehr finden, an dem sie sich hätten entladen können, ohne die menschlichen Zusammenhänge zu zerreißen. Sie werden keine Herde mehr finden, in der sie sich austoben können, sondern werden dort ihr Wesen treiben, wo die Mengen von Menschen zu Legionen ihnen ausgeliefert sind, um mit ihnen in die Tiefe gerissen zu werden.

Viele werden die ‚Geister' zur Hölle schicken wollen und die Menschen mit ihnen, die nicht zerstört werden sollten, wenn schon die ‚bösen Geister' nicht zur Hölle fahren wollen. Die ‚bösen Geister' fahren dann in die Menschen, welche die Anderen, die den bösen Geist haben, in die Hölle schicken. Legionen von Menschen werden untergehen müssen.

‚Gekleidet und vernünftig' erscheint manches Menschliche, das nur verhüllte Hölle ist, aus der die bösen Geister hervorbrechen können.

Damals wurde ein Mensch erlöst von den Geistern, wenn auch auf Kosten der Schweine.

‚Was willst du von mir, Jesus, du Sohn Gottes?' hatte er fragen können. Sein Inneres wußte noch im Zustand des versunkenen Lichtes, was der Sohn Gottes von ihm wollte. Aus der Bedrängnis und aus der Not heraus hatte jener Mann fragen können. Er hatte einen Heilenden sich gegenüber, der alle Kraft erhalten hatte und gesammelt für seinen Mitmenschen einsetzen wollte. Auch das war zu einem starken

inneren Bild geworden, daß ein Retter einem zu Hilfe kommt. Die Herzen verehrten die Bilder vom Retter, der Feinde, Drachen und Teufel tötete.

Aber wenn die Teufel ausfuhren, fuhren sie vielleicht auf der Suche nach Schweinen in die Menschen oder in einen Menschen, der dann die Teufel aushalten mußte oder der von den bösen Geistern in die Tiefe gerissen wurde.

Der Heiler und Retter konnte in den Augen der Andren auch zum Verlierer werden und zum Opfer. Eine Wunde blieb dem Mann, der gerettet worden war und ein ganzes volles Lebendigsein erhalten hatte. Ihm war ein Geheimnis aufgedeckt worden, das den Andren verhüllt und verdeckt bleiben mußte, die ihm ohnmächtig, mit Furcht und Grauen gegenüberstanden. Denen war er unbrauchbar erschienen. Nur ihm war in seiner Finsternis einer erschienen, der ihn zu erkennen und anzurufen die Kraft hatte.

„Die einzig und allein der Nacht gegebenen Fähigkeit, das Licht gleichsam zu gebären", Kerényi: Er XI 23), konnte mit der Hilfe eines heilenden Menschen erfahren werden; nach der Begegnung verlor die Erfahrung sich nie mehr aus der Erinnerung, das Gedächtnis bewahrte das Wissen, daß „das Dasein des Gewesenen, das die Seele als ihren eigensten Schatz birgt," sich wirksam und mächtig zeigte.

Er konnte wissen, was die Mysterien, die zu kennen den Jüngern verheißen worden war, in ihrer Wirkung vermochten.

Als Jesus ihn von sich geschickt hatte, war ihm eine neue Last auferlegt worden mit dem Auftrag: <Sage, wie große Dinge dir Gott getan hat!>

In die Tiefe, in die Schwärze, in ein Meer des Ungeheuren war sein Leben gesunken, der Tod hatte nach ihm gegriffen und hatte ihn schon umfangen. Er wußte nun, daß Stimmen einen bedrängen konnten, denen ein schwaches Ich ausgeliefert ist wie ein Boot ausgeliefert sein kann ungeheuren Stürmen, wußte noch, daß ungeheure Bilder einen

überschütteten, denen die ordnende Fähigkeit eines Verstandes nicht standhalten wollte.

Verloren war er geirrt in den vielen Möglichkeiten der Wirklichkeiten, in denen sich Lebendiges zu orientieren gezwungen ist, seit es die Handlungs- und Erfahrungsbilder eines menschlichen Inneren gibt und sich in den Lebensgestalten ausdrücken muss. ‚Sage! Erzähle!' trug er als Auftrag aus seiner Erfahrung mit sich. Aber zum Sagen und Erzählen gehörten die Hörer, welche sein Erzählen aufnahmen und das Geschehen sehen wollten, worauf die Worte hinwiesen.

In unserer Zeit hat Jemand geschrieben: „Das Wort muss wie eine tiefe Meeresströmung zur Oberfläche aufsteigen!" (H. Miller) Da wußte auch jemand, aus welchen Tiefen die Worte kommen können, die einen erreichen oder auf Unbehagen stoßen, auf Widerstand treffen, weil alles, was unter der schimmernden Oberfläche des Daseins liegt, die Furcht vor der Tiefe, die Angst vor den Höhlen, in denen das Unheimliche lauert und die Angst vor der Finsternis anspricht, gegen die das Licht im eigenen Inneren nicht ankommt.

Die Höhlen hatten für Menschen der frühen Zeit das Geheimnis des Lebens geborgen, das es zu finden galt, um der Flamme ansichtig zu werden, die das Lebendige im Leben hält. Die Flamme sollte so viel an Licht geben, daß zu erkennen war, wohin die Gestorbenen zurückkehren, wenn sie zurückgetragen werden in die Nacht, aus der sie einmal gekommen waren.

Diesen Menschen hatten Mächte umstellt, Kräfte ihn eingenommen, die Gestalt und Stimmen annahmen, von denen Entsetzen und Angst ausging. Verbergen wollte er sich, weil sie das Bild erdrückten und zunichte machten, das ihm mitgegeben war für seinen Weg. Aber auch dabei hatte etwas

in ihm, ein unverlierbarer Schatz in seinem Inneren, nicht vergessen können, daß ein Lebewesen um Hilfe rufen konnte.

Er hatte sich sehen können in einem Spiegel, der ihm nicht das Gespenst eines verzerrten und verstörten Bildes seiner Selbst zurückwarf, sondern aus dem ihm eine andere Gestalt entgegenkam, die ihm alles zurückgab, was er verloren hatte, was ihm schon versunken war.

Nur er selber ahnte, daß die Teufel darum gebeten hatten, in die Schweine fahren zu dürfen, weil es ihn auch so gepackt hatte, das Gefühl der vielen kleinen Schweine, die sich an die vielen Brüste drängten, die alle um die Mutter kämpften und sich säugen ließen von den Brüsten, die für sie alle das Leben waren. Die Sehnsucht danach konnte auch zum Sog werden, der die Lebenskraft in sich hinunterzog in die Tiefe.

‚Sohn Gottes!' hatte sein Leben geschrien, bar aller Vernunft und fern allen Rücksichten. Nicht ‚Vater', nicht ‚Mutter!' war ihm das Bild, das ihn herausgerissen hatte, als er geschrien hatte, wie ein Kind schreien konnte.

Nach der Frucht rief er, nach dem Spross, dem die mütterliche Sorge galt, der im menschlichen Leibe aufgehenden Sonne, dem Grund aller Lebensentstehung. Nach dem ‚Sohn' hatte er gerufen, nach einem Menschen, der daraus geworden war, der nicht mehr den Tod verbreitet, sondern von der Fruchtbarkeit gesprochen hatte, in einem Gleichnis, die aus der Quelle des Lebens kommt und den Keim erwachsen sehen will, aus dem ein Leben aufwachsen soll, das aussagen kann, was Gott an ihm tut.
Nach dem Kind Gottes rief er.

+

Steh auf! Kind! 8/40 -

<Und! Siehe!> Ein Oberster der Synagoge warf sich hin vor ihn; erniedrigte sich, weil er auch nur ein Vater war. Ein Schatten war über ein Kind gefallen. Sein Kind, seine

Tochter war gerade zwölf Jahre alt geworden. Sie war über eine Grenze gegangen, als sie die Kindheit hinter sich ließ. Sie legte sich hin, um nicht wieder aufzustehen. Ein Mann bat für sein Kind.

Freudlose Kälte war eingebrochen über sein Leben. Jetzt war es an ihm, die Bitterkeit der Erkenntnis zu empfinden: *<Gott hat keine Freude an der Stärke des Rosses, kein Gefallen an den Schenkeln des Mannes!>* (Ps 147)

Jetzt war alles vorbei, was einmal schön gewesen war und einem Kind zum Leben verholfen hat. Jetzt war es schwer geworden zu glauben: *<Gott macht fest die Riegel deiner Tore und segnet die Kinder in deiner Mitte!>* Jedoch die Bitterkeit sprach anderes. Sicher und unbedacht war der Vater gewesen, wenn er dem Kind vorsprach oder sang: *<Gott gibt Schnee wie Wolle, er streut Reif wie Asche, wirft seine Schloßen herab wie Brocken; wer kann bleiben vor seinem Frost? Gott sendet sein Wort, da schmilzt der Schnee; er läßt seinen Wind wehen, da taut es. Er verkündet Jakob sein Wort, Israel seine Gebote und sein Recht. So hat er an keinem Volk getan! > (Ps* 147)

Nun war der Schnee auf sein Kind gefallen, er konnte das Kind nicht warmhalten gegen die Kälte, die sein Kind ergriffen hat. Es war einmal gewesen, daß Gott sein Wort gesandt hat.

‚Gerechtigkeit!' wollte der Mann verlangen. ‚Ein Wort nur!'

<Sende ein Wort!> sprachen die Gebete: *<Erwecke deine Kraft!>:* Es mußte noch die Gerechtigkeit geben, die verheißen worden war, denn die kleine Tochter war doch auch ein Kind, in dessen Geschichte die Namen eingeschrieben sind, die ihre Geschichte tragen.

*

Es waren so viele Menschen um sie herum. Sie standen und sahen zu, wie sich ein Bittender vor Jesus hinwarf. Die Frau mußte nur die Scheu überwinden, einen anderen anzurühren. Eine unsichtbare Grenze trennt die Menschen voneinander. Kleidung ist auch eine Abgrenzung, verhüllt und grenzt ab.

Sie sagte zu sich selbst: ‚Wenn ich nur sein Gewand berühren könnte, nur meine Hand auf sein Kleid legen könnte, einmal nur!' Nur ein einziges Mal müsste sie es tun und ihr wäre, als würde sie ihn selber berühren.

Sehnsucht spricht so, das Bedürfen, einen anderen zu berühren, etwas von ihm zu haben, nur durch die Berührung. Wenigstens etwas von ihm anfassen, worin er gegenwärtig ist für das begehrende und schlichte Anrühren. Wenigstens für einen einzigen Augenblick den Saum seines Gewandes, nur das, was ohnehin über die Erde streift, berühren. Ihr wäre wohl, wenn nun ihre Hand ihn erreichen dürfte. Ein kranker Mensch auch sie, und aus ihr spricht es doch, zusammen mit allem, was keine Sprache hat und doch ein Leben hat und wächst, sich öffnen will und blühen und strahlen: *<Du bist schön und prächtig geschmückt! Licht ist dein Kleid, das du anhast!>* (Ps 104)

Sie war nur ein Mensch unter den anderen und ihr Kranksein ließ sie den Anderen fern sein und trennte sie von allen.

Aber deswegen konnte sie dennoch sehen, daß es wahr war: *<Licht ist dein Kleid, das du anhast!>* Zwölf Jahre lang hat sie gelitten, war unter der Menge der Menschen vereinsamt. Für Menschen wie sie galt: *<Wenn aber eine Frau den Blutfluß eine lange Zeit hat, über die gewöhnliche Zeit hinaus, so wird sie unrein. Wer davon etwas anrührt, wird unrein.>* (3. Mose 12. 15,25)

Wenn ein solcher Mensch einen anderen anrührt, dann geschieht etwas, dann -. Aber es geschah ganz ohne ihr

Zutun, weil der Wunsch und das Bedürfen so stark waren. Er hätte es auch gar nicht zu merken brauchen.
Jesus hielt inne, stand ganz still.
Schrecken legte sich über die Frau.

<Wer hat mich angerührt?> sagte seine Stimme. Jemand hat ihn angerührt, wo er sich gerade von der Bitte des Vaters eines sterbenden Kindes anrühren ließ.

Sie denkt, es können doch die Anderen alle gewesen sein. Aber sie fühlt auch, daß alle auf sie hinsehen. Er hätte nicht gefragt, wenn es ein anderer gewesen wäre. Jetzt glaubt sie, daß sich alle Augen auf sie richten. Niemand wird sie anrühren. ‚Wer etwas davon anrührt, der wird unrein!' Zwölf Jahre lang hat sie daran getragen.

<Jemand hat mich angerührt. Denn ich fühlte, daß eine Kraft von mir gegangen ist.> Jemand berührte ihn, mit einem anderen Berühren, als die gewöhnlichen Berührungen sind.

Die Anderen haben ihn nicht angerührt, nicht so, daß etwas von ihm in sie hätte übergehen können. Es war etwas anderes, mit dem er in Berührung gekommen war.

*

Vor zwölf Jahren war das Kind, das im Hinübergehen ist in ein anderes Lebensalter mit dem erwachenden Wissen vom Leben, für das nun ein Vater bitten muss, ein Oberster der Synagoge, sich auf die Erde wirft, über die aller Füße gehen, achtlos, nicht wissend, was diese Erde schon alles getragen hat, die vielen Leben, die über sie gegangen sind, die Stimmen, die in vielen Sprachen über sie hin gesprochen haben und deren Laute schon verklungen sind: vor zwölf Jahren war das Kind noch geborgen im Leib seiner Mutter. Vor zwölf Jahren war das Kind noch in einer Welt, die rein war und nichts wußte vom Staub der Erde, von den vielen Wegen und von den Geschichten aller Menschen.

Jene Welt wußte aber auch schon alles, in was sie ein Kind hineintrug. Alle Kinder bringen davon ein Wissen mit,

da sie in eine Welt hineinwachsen müssen, welche die Ihre sein soll.

<Der künstlich und fein dich bereitet!> hieß es davon.

Gott mußte wissen, wohin er die Menschen entließ, wenn sie einmal geboren waren. Sah Gott nur auf ein Kind hin, über das er seine Hand halten wollte, während die anderen schon alle aus seinen Augen entschwunden waren?

Alle waren doch ‚künstlich und fein bereitet!' Ihre Wohnstätten sind schon vergangen, ihre Namen wie auch ihre Geschichten sind wie nie gewesen. Von Vielem ist die Erde, ist dieser Staub angerührt worden, ist unrein geworden, ist Schmutz, ist Dreck geworden und ist immer wieder rein gewesen für neue Jahre, für neue Zeiten, für neue Geschlechter und für neue Menschenkinder.

<Künstlich und fein bereitet, der dir Gesundheit verliehen!> hat der Glaube für jedes Leben gesprochen. <Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!> ist jedem Leben zugesprochen worden.

*

Die Frau hat doch in allem Leiden nicht vergessen, was ihr Gutes getan worden ist. *<- der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen ->* hat sie auch für sich geglaubt und hat daran festhalten wollen. Aber ihre Gebrechen sind nicht geheilt worden. Seitdem hat es ihr Mühe gemacht, wenn sie daran denken sollte, was ihr Gutes getan worden ist. ‚Unrein' schrie alles um sie her ihr zu. Aus allen Stimmen und den Blicken glaubte sie: 'Unrein!' zu vernehmen. Unrein war sie unter den anderen, unrein unter den Menschen des Volkes Gottes.

Zwölf Jahre ist das nun her. Aber sie hat gehört, wie der Mann, den sie hätte scheuen müssen als einen Obersten der Synagoge, für ein Kind bitten mußte, damit ‚sein Mund wieder fröhlich wird!'

<Dein Kind ist gestorben!> hat sie einen sagen hören. <Bemühe den Meister nicht!> Alle Mühe ist vergeblich, jedes Bitten kommt zu spät, es ist alles umsonst. Ins Leere ist seine Erniedrigung gegangen. Er kann den Staub von seinem Gewand klopfen. Er kann nur in ein Totenhaus zurückkehren. Auch sein Mund wird nicht wieder fröhlich sein. *<Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich ->* könnte er noch sagen.

Wer erbarmt sich nun des Vaters, aus dessen Erbarmen sein Kind fortgenommen worden ist? Jetzt kann ihm nur noch gesagt werden: *<Gott weiß, was für ein Gebilde wir sind; er denkt daran, daß wir Staub sind>.*

Der Vater wollte nicht mehr von dem Mann, der den Stürmen Einhalt gebot und den Teufeln einen Weg weisen konnte, als daß er daran denken und sich erbarmen sollte, weil sie alle nur Staub sind und für eine kleine Weile ihr Leben haben. Die Traurigkeit der Worte rührt ihn an: *<...eine Blume auf dem Felde ... wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da ... ihre Stätte kennt sie nicht mehr ...>*

Der Wind ist über das Kind hingegangen. Nun hat er viel Zeit, um zu singen in der Erinnerung an sein Kind: *<...und du wieder jung wirst...wie ein Adler...> Sie* wird immer so jung bleiben für ihn, wie sie war, als er fortging, um Hilfe zu erbitten.

Ein junges Mädchen war fortgegangen, bevor es so weit war, daß sie hätte begreifen können, was das sein sollte: *<...seine Gerechtigkeit auf Kindeskind und...>*

Es war nur eine Berührung gewesen, flüchtig, verlegen, ganz ungewusst, daß sie die Hand ausstreckte. Kraft war in sie übergegangen, hatte sie erfüllt, war in ihr aufgestiegen und hatte sich entfaltet. Deshalb leidet sie, weil eine Stimme gesagt hat: <Dein Kind ist gestorben!> Das Kind ist nun dort, wo ein anderes Gewand sie umhüllt.

<Sein Reich herrscht über alles...> war auch ihr gesagt worden. Aber da, wo nun Dunkel war und Tod und kein Licht mehr leuchtete, konnte das Reich nicht sein. Oder es war ein Reich, das keinen Reichtum mehr kannte, in das sie alle zu gehen hatten, die hinüber gehen mussten, so viele, immerfort, zu allen Zeiten. Die ‚Stimme seines Wortes' erreichte sie nicht mehr, die selber keine Stimme mehr hatten, um zu rufen.

Einmal hatte die Stimme gesprochen zu dem hin, der sie empfangen und verstehen konnte: <Du sollst dir keine Frau nehmen und weder Söhne noch Töchter zeugen an diesem Orte. Denn so spricht der Herr von den Söhnen und Töchtern, die an diesem Ort geboren werden, und von ihren Müttern die sie gebären, und von ihren Vätern, die sie zeugen in diesem Lande: ‚Sie sollen an bösen Krankheiten sterben und nicht beklagt noch begraben werden, durch Schwert und Hunger sollen sie umkommen'> (Jer 16)

Der hatte leben müssen mit diesem Wissen, der Mann damals.

Und hatte mit seinem Gehorsam den Worten gegenüber zu leben. Er hatte an den Worten getragen. Seine Kraft hat es ertragen müssen. Aber es war etwas, was kein Mensch tragen konnte, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele, an seinem Leben. Es war furchtbar gewesen, das Geheiß: *<Du sollst in kein Trauerhaus gehen, weder um zu klagen noch um zu trösten; denn ich habe meinen Frieden von diesem Volk weggenommen, die Gnade und die Barmherzigkeit!>*

Finsternis war über eine Welt hergefallen, Finsternis muss über diesen Menschen gefallen sein, mußte ausgelöscht haben, was ein Leben hell machte, wenn er so seine Mitmenschen ansehen mußte: die Erwachsenen, die mit ihm groß geworden waren und die Kleinen, die ihre Kinder waren. Denn, das wußte er von ihnen: *<Große und Kleine sollen sterben in diesem Lande!>*

Die Frau sieht ihm nach, wie er hingeht zu dem Haus, wo das Mädchen liegt, ein Kind des Volkes, über dem die Schatten dieser Worte liegen. Jetzt weinen sie und klagen, wie die Frauen immer weinen und klagen. Er geht durch sie hindurch, geht durch ihr Weinen und Klagen und Schreien. <Weinet nicht!> spricht er ihnen zu. Er braucht die Stille, vielleicht braucht er auch ihre Kraft, die sich im Weinen und in Tränen auflöst.

‚Weinet nicht!' möchte sie ihnen zurufen: , *<Ihr! Seine Engel! Ihr starken Helden, die ihr seinen Befehl ausrichtet!>*' möchte sie mit aller Kraft rufen, die Engel erreichen mit ihrer Stimme, in diesem Augenblick, wo ihr die Krankheit genommen worden ist und das Licht sie erfüllte. Sie ruft die Engel, die Boten an, damit sie seinen Willen tun, damit sie tun an dem Kind, wie sie es getan sehen möchte. Große und Kleine sollen nicht sterben in diesem Lande.

Still ist es um sie her, rein ist sie geworden und rein betet sie in ihrem Inneren, gewiss des Willens, der nun an diesem fremden Mädchen geschieht.

Seine Hand legt sich auf die Hand des Kindes, umgreift diese Hand, die einmal, ganz am Anfang, nach der Hand eines Menschen gegriffen hatte, zum allerersten Male. Eine Stimme hatte zu ihr gesprochen, als ihre Augen aufsahen zu den Augen, die über ihr waren und auf sie hingesehen hatten. Ihr war, als riefe sie, die Stimme, wie eine Stimme oft gerufen hat, wenn die Nacht vorbei war und das Schlafen und die Versunkenheit: <Kind! Stehe auf!> ‚Komm, steh auf, es ist Zeit!' ‚Wach auf! Steh auf!' Und immer hat sie gehorcht, war der Stimme gefolgt, war aufgewacht.
Auch diesmal ‚kam ihr Geist wieder.'

Eine Hand hielt ihre Hand und es war gut, daß da eine Hand war. Denn sie mußte noch immer das Andere sehen und die Worte hören, die Worte, die von dem Dunkeln und

Finsteren sprachen, das über sie alle kommen mußte: *<Gebt acht! Und bestellt Klageweiber, daß sie kommen und schickt nach denen, die klagen können, daß sie herbeieilen und um uns klagen!>*

Sie hatte es gehört und die Bilder davon sehen müssen, als sei es auch für sie gesprochen: <Lehrt eure Töchter klagen und eine lehre die andere dies Klagelied: ‚Der Tod ist in unsere Fenster hereingestiegen und in unsere Häuser gekommen. Er würgt die Kinder auf der Gasse und die jungen Männer auf den Plätzen!> (Jer 9)

Das Geheul der Klageweiber ist noch in ihren Ohren, das Heulen und das Geschrei. Der Tod ist in die Fenster gestiegen und hat eine der Töchter angerührt. Der Tod war in sie eingedrungen, lange, bevor es Zeit sein konnte dafür. Es war von draußen gekommen, das Grauen, das Furchtbare und hatte alle Kraft genommen, die sie hatte, die sie als Kind hatte. Sie wollte bleiben wie ein Kind, das nicht angerührt werden kann von allem Leid und Missgeschick, von aller Traurigkeit, die über die Menschen kommt. Sie wollte nicht die Kinder sehen, die auf der Straße gewürgt werden. Sie wollte nicht die jungen Männer sehen, die auf den Plätzen liegen, nicht die Häuser mit den leeren Höhlen ihrer Fenster und den Rauch nicht riechen, der über den Wohnstätten hängt, und nicht den Geruch riechen, der über alles kriecht.

Ihre Augen erwachen zum Sehen und sie sehen auf Jesus, der auf sie hinsieht und ihre Hand in seiner hält. Er läßt ihre Hand und befiehlt, daß sie ihr zu essen geben sollen.

‚Ein weiter Weg liegt vor dir!’ sagt ihr sein Blick. ‚Ein weiter Weg!’ ‚Am Ende dieses Weges...’ - wird dann noch immer sein Blick auf ihr ruhen? Wird sie dann eine Tochter haben, auf der ihr Blick ruhen kann, unter Tränen vielleicht?

Oder wird ihr Sohn dann einer sein von denen, die auf der Straße liegen? Aber es ist genug für diesen Tag, für dieses Erwachen. ‚Steh auf!' hat er gesagt und sie ist aufgestanden. Aber Essen, Trinken! Essen und Trinken werden es nicht schaffen, daß einer das ertragen kann, was kommen wird.

Es ist genug für diesen Tag, für dieses Erwachen. Ihrem Vater, ihrer Mutter wird sie wieder die Tochter sein. Und einmal wird sie eine alte Frau sein dürfen, die auf die Kinder hinsieht, die dann gerufen werden müssen, damit sie erwachen und aufstehen, in ihr Leben, in ihren Tag -.

Oder dorthin, wo die Engel sie einhüllen werden in ein leuchtendes Gewand.

<'Fürchte dich nicht! Glaube nur! So wird sie leben!'> hatte die Frau Jesus sagen hören zu dem Vater. ‚Nicht fürchten! Glauben! So wird sie leben!' hatte sie behalten und für einen Augenblick war sie ganz ohne Furcht, hatte den Glauben wie ein Geschenk in ihrem Herzen.

War sie nun in ihrem Leibe gewesen, oder war sie außer ihrem Leib gewesen, so wußte sie es nicht mehr, da sie zurückgekommen war und sah und sprach. Aber daß er gesagt hatte: ‚Sie ist nicht tot - sie schläft!' - das war ihr geblieben, das hatte sie tief innen gehört und aufgenommen, weil es über sie gesagt worden war. Danach hatte er nach ihr gerufen.

Aber Menschen sprachen manchmal so, wie in Gleichnissen, mit ihren Sprachbildern, wenn es Abend wurde, wenn die Nacht kam, vom Schlafen - und vom Tode, in den sie alle hineinstarben. Auch da würde jemand rufen und sie würden folgen. Aber Jesus stand da, nahm ihre Hand und sie hörte Worte, die Menschen nicht sagen können, bis die Stimme nach ihr gerufen hatte: ‚Steh auf!' Alle Kraft, die ihm geblieben war, lag in diesem: ‚Wach auf!' ‚Steh auf!'

*

In der ‚Ordnung für die Priester' hieß es einmal: *<Sie sollen zu keinem Toten gehen, und sich unrein machen, nur zu Vater und Mutter, Sohn, Tochter, Bruder oder Schwester ->.* (Hes 44) Ein Priester war Jesus, so wie er gehandelt hatte. ‚Er sendet sein Wort!' stand hinter ihm. Und er war vor ihnen im Recht dessen, der ein Bruder ist für seine Schwester.

+

Gebot und Handlungsmacht 9/1 -

Er nahm ein Mädchen bei der Hand und rief: Das Mädchen erwachte. ‚Er aber rief die Zwölf zusammen und gab ihnen: ‚Dynamis!'

Endlich war es so weit. Er rief Menschen zusammen, um ihnen einen Auftrag zu erteilen; und vorher wollte er ihnen etwas geben, das sie brauchen würden. Sie erhielten Wirkungskraft und Vollmacht. Und wurden ausgesandt.

*

Sie waren Zeugen geworden von Wirkungen, als Kraft und Vollmacht angewendet wurden. Jesus holte sie zusammen und sandte sie aus, <zu predigen und zu heilen!> Er bestimmte damit das Tun und die Wirkung der Macht und der Kraft, die ihnen gegeben wurde. Sie sollten Boten sein und Künder, Erzähler und Menschen, die die Worte in ihrer Gewalt haben sollen. Und Gewalt haben sollten sie über die ‚Geister'. Sie sollten über die Kraft verfügen zu heilen. Im selben Augenblick erhielten sie ihr Sollen, die Bedingungen, unter denen sie Kraft und Vollmacht einsetzen sollten: <Und sprach zu ihnen: ‚Ihr sollt!'>

‚Ihr sollt!' hat immer etwas von einem kalten und harten Gesetz an sich, das mit diesem ‚Sollen' und ‚Müssen' nichts zu tun haben konnte. Es konnte wieder nach den Menschengeboten klingen, die notwendig scheinen, weil der Grund, aus dem sie kommen, nicht genügend Frucht aufwachsen lassen kann.

Noch bestand die Möglichkeit, daß daraus keine Gebote und Verbote, Gesetzlichkeiten und Vorschriften kommen würden, von denen nicht mehr zurückgeschlossen werden konnte auf den, der: ‚Ihr sollt!' gesagt hatte und das als seinen Auftrag an sie verstanden wissen wollte.

Hinter ihren Worten, ihrem Erzählen und Sagen, sollte die ‚Gewalt und Vollmacht über alle bösen Geister' stehen und ihren Worten Nachdruck vermitteln. Darauf sollten sie sich berufen, wenn den bloßen Worten und dem Erzählen kein Glaube entgegenkam.

Dann folgte sie Auslegung des Sollens. Er wollte, daß sie auf einem Weg gingen, der verlangte: <Ihr sollt nichts mit euch nehmen auf den Weg!> Von einem Weg war die Rede, auf den niemand etwas mitnehmen konnte, außer seinen Worten und der Vollmacht. Ein schweres Sollen wurde auferlegt. Nichts sollten sie mit sich nehmen, <weder Stab noch Tasche noch Brot noch Geld!>

Auf dem Weg sollten sie sein und das Geringste nicht haben, was man brauchen würde unterwegs. Noch nicht einmal einen Stab. Wovon soll sich einer nähren, wenn weder Tasche noch Brot und Geld mitgenommen werden dürfen? Wovon seinen Lebensunterhalt bestreiten, wie sein Leben schützen!

Jesus ging so seinen Weg, hat sie so gerufen, als einer, der das alles nicht hatte: nur seine Worte, seine Vollmacht und seine Kraft. Und die Vollmacht hatte, sie zu rufen. Und die Kraft, dasselbe auch von ihnen zu verlangen. Aber noch sind es nur Worte. Der Weg soll gerade beginnen. Worte sollen sich gegen eine Welt behaupten, die voller Gebote und Gesetze ist, die so tief verankert sind, daß sie von bloßen Worten nicht umgestaltet werden.

*

Was dann kam als Gesetz und Gebot, war so voller Gewalttätigkeit, daß die Anweisungen des: , Ihr sollt!' keine Macht mehr hatten und die bloßen Worte ohnmächtig

wurden. Daran muss er auch gedacht haben, als er ihnen sein Sollen mit auf den Weg gab.

Noch konnte er selbst seinen Worten Nachdruck verleihen, obwohl er nicht über die Macht verfügte, die von den Geboten und Gesetzen der Machthaber ausgeht und um der Macht und der Gewalt willen gehalten werden. Er war auf einem Weg, wo auch andere unterwegs waren und vielleicht einen Stab, aber doch kein Brot, eine Tasche vielleicht, aber doch kein Geld besaßen und sich aus eigener Kraft durchschlagen mussten. Aber sie begreifen das Sollen, das aus ihm spricht und ihnen zum Auftrag wird.

Nur als Mensch unter Menschen wird jeder gehen, angewiesen darauf, als einer der Ihren aufgenommen zu werden. Davon war schon einmal die Rede gegangen: *<Fürchtet euch nicht, wenn euch die Leute schmähen und entsetzt euch nicht, wenn sie euch verhöhnen!>* (Jes 51) Gott hat gesprochen. Jesus hat die Worte nachgesprochen. Auch der Sprecher der Gottesworte wußte von dem Entsetzen wenn sie verhöhnten. Nicht nur die fremdgewordenen Mitmenschen werden gehöhnt, sondern auch die Geschichten, die sie mitbringen. Den Erfahrungen und dem Wissen, was daraus erwuchs, begegnet der Hohn und die Ablehnung. Die Erkenntnisse eines ganzen Lebens werden zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Nach einer langen Geschichte, die ihre Höhepunkte hatte und ihre tiefen Einbrüche, konnte jeder Einzelne begreifen, was die Worte hervorrufen wollen: *<Hört mir zu, die ihr die Gerechtigkeit kennt, du Volk, in dessen Herzen mein Gesetz ist.>*

Es war angerufen, was ein Antworten hätte hervorrufen müssen. Aber am Anderen höhnt jeder das Wissen des eigenen Herzens und verunstaltet das Bild des Glaubens, den jeder in sich trägt. Viele Lebensgeschichten haben sich verwirrt,

weil dem Hohn und dem Schmähen ausgewichen werden mußte, auch wenn dabei das eigene Herz verraten wurde.

<Soll auch einer nicht zwei Röcke haben!> erging die Weisung. Und er forderte auf: <Und wenn ihr in ein Haus geht, da bleibet, bis ihr von dannen weiterzieht.> Er befahl ihnen: <Und wenn sie euch nicht aufnehmen, so gehet aus derselben Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen

Nicht einmal den Staub an ihren Füßen sollen sie mit fortnehmen, damit sie nichts schuldig bleiben, was ihnen zum Vorwurf gemacht werden könnte. Wer nicht aufnehmen und zu geben in der Lage ist, dem soll auch der Staub nicht genommen werden; ihm soll bleiben, was er hat. Nichts wird weggenommen.

Und jemand sieht ihnen nach und begreift, daß sie weitergezogen sind, von denen vielleicht zu erhalten gewesen wäre, was Sinn vermittelt hätte und wird nie erfahren, wovon sie wussten und Kenntnis hatten. Ein Retter ist vorbeigegangen, weil eine Türe nicht aufgetan wurde, um aufzunehmen, was nun anderen zuteil wird.

Es gibt viele Häuser, an denen der Weg vorbeiführt. Die Häuser stehen abweisend, abwehrend, feindselig und ihre Bewohner laden nicht ein zum Bleiben. Es gibt die Angst, daß die Fremden als Gäste bleiben könnten, obwohl die ihrem Gebot folgen und ‚von dannen weiterziehen' müssen.

Auch Häuser können Gesichter haben, auf denen die Abweisung steht gegenüber denen, die noch nicht mal einen Stab haben, wie ihn Wandernde haben, sich darauf zu stützen, sich zu schützen und zu wehren - oder als Zeichen für Würde und Herrentum. Noch nicht einmal zwei Röcke haben sie. <Sie gingen hinaus!> wurde berichtet. Sie nahmen sein Gebot auf sich.

*

Gerüchte und Geschichten wurden dem König zugetragen. Hinter diesem: <Es kam aber vor Herodes!> lauerte eine Wahrheit, die Unruhe bewirkte. Er merkte, daß hinter diesem Jesus, von dem die Rede ging, noch andere Gestalten wirkten. ‚Sollte Elia wieder erschienen sein?' Die Handlungen des Jesus erschienen ihm wie Zeichen, die darauf hindeuteten, dass Johannes von den Toten wiederkam. Er konnte nur hoffen, daß nur einer der üblichen Propheten wiedergekehrt war, mit denen die Könige im Amt schon immer ihre Schwierigkeiten gehabt hatten.

Er konnte sicher sein: ‚Johannes habe ich enthauptet!' Niemand sollte behaupten, er habe ihn umbringen lassen, weil er ein Prophet gewesen ist. Die Leute mussten glauben, daß es ihm aus ganz anderen Gründen ans Leben ging.

Die verwirrende Frage trieb ihn um: ‚Wer war der Andere?'

Die Unruhe, die ihn erfasste, hatte tiefere Gründe, als er sich eingestehen wollte. Wenn einer getötet war und ein anderer war doch noch da, dann konnte die Bedrohung viel größer sein, als daß es sich auf den Streit zwischen einem König und seinem Widersacher beschränken ließe, was da auf das Volk und seinen König zukam.

‚Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterland!' Für die Wirkung eines Propheten hatte es bisher immer eine Grenze gegeben. Diese Menschen meinten fortwährend, sie würden zu wenig gelten oder nichts, und zugleich glaubten sie, ihnen müsste Geltung zukommen für das, was sie zu verkünden hatten. Aber dazugehören wollten sie nicht, nicht in den Häusern leben und alles haben, was ihr Vaterland zu geben hatte, wenn sie ihm nur dienen wollten. Aber jeder von ihnen hatte so getan, als gäbe es für ihn ein anderes Vaterland, das einen eigenen Anspruch hatte und sie in den Widerstand trieb gegen die Ordnung, gegen den König, gegen alle Völkerväter. Ein Prophet kann nicht zurückkehren,

niemand kann von den Toten zurückkommen. Dennoch bleibt die Unruhe. Er hat nur gehört von ihm und merkt doch schon seine Gegenwart. Eine fremde Macht hat ihre Boten auf die Straßen und Wege seines Landes geschickt.

Er hat Angst. Er hat töten lassen. Aber er begehrt, den Anderen zu sehen. Auch ein König will seinem Widersacher begegnen.

Der Andere steht nicht vor seinem Hause und bittet nicht um Einlaß und erwartet keine Gastfreundschaft. Nicht mehr wird ein Prophet zu einem König gehen, um vor ihm zu stehen zur Rede und Gegenrede.

Der Tod des einen Propheten hatte einen Schatten geworfen, der ihn schaudern ließ. Schon einmal hatte es gesprochen: <Gebt eurem Gott die Ehre, ehe es denn finster wird und ehe eure Füße sich an den dunklen Bergen stoßen und ihr auf das Licht wartet! Sage dem König und der Königinmutter: ,Setzt euch ganz nach unten! Denn die Krone der Herrlichkeit ist euch vom Haupt gefallen!> (Jer 13)

Es hat Zeichen gegeben, die nicht am Himmel geschahen, sondern unten unter den Menschen seines Volkes. Er fühlte das Muss, wie es ihn bedrängte. Deshalb begehrte er, ihn zu sehen! Er möchte ihm Rede und Antwort stehen, einmal wenigstens fragen dürfen, hören können und ihn sehen dürfen. Nach allem, was geschehen ist oder vielleicht zum letzten Male geschieht: Ein Prophet spricht zu seinem König! Ein König steht vor seinem Propheten!

Ein Geheimnis ist um ihn, das ihn seinem Zugriff entzieht und das ihn anzieht.

+

Große Dinge tun und kein Brot schaffen 9/10 -

Wo ein König nicht hinsehen kann, geschieht es schon, daß die Ausgesandten wieder kommen und erzählen, was sie erlebten: Von ihren Begegnungen, von ihren Erfolgen und

Enttäuschungen erzählen sie, vom Gelingen ihres Tuns mit: ‚Es war ...! ...da waren... und dann -!'

Wie große Dinge s i e haben tun können, denen er Vollmacht und die Gewalt gab, das muss berichtet werden, davon sind sie angefüllt. Sie haben wirken können an den Menschen, zu denen er sie schickte.

+

Das Reden vom Reich Gottes und die Speisung 9/12 -

<Aber der Tag fing an, sich zu neigen.> Vom Tag galt, daß er sie an sich herankommen lassen konnte und ihnen vom <Reich Gottes sagte.>

Sie waren Jesus zu einem Ort gefolgt, der nicht besetzt war von fremden Stimmen, nicht bestimmt durch Streit, gewohntes Handeln und ganz ohne Alltäglichkeit. Aber auch wenn der Tag erfüllt gewesen ist, so brauchte es doch Nahrung. Von Herberge und Speise redeten die Jünger. <Lass das Volk von dir!> sagten sie, wussten, daß er die Leute nicht bei sich behalten durfte. Die Nacht kam heran. <Wir sind hier in der Einöde!> sagten die Menschen, die mit ihm gehen wollten. Zur Öde war geworden, wo den Tag über das Sagen vom Reich Gottes das Dasein bestimmte. Öde, bar allen Menschenwerkes, war das Land, über dem das Wollen wuchs, das Sagen vom Reich Gottes zu wecken. Zweifel sprach mit in dem vorsichtigen Hinweis.

Es schien, daß er den Leuten zu wenig gab, daß er sie mit Worten abspeiste und es nun an der Zeit war, daß sie aßen und schlafen gingen, wie alle anderen Menschen. Es mochte für Jesus richtig sein, wenn er manche Nacht alleine in der Einöde zubrachte; er durfte das seinen Mitmenschen nicht zumuten. Aber Jesus wollte sie bei sich behalten.

Er war den ganzen Tag im Sagen vom Reich Gottes gewesen. Der Tag neigte sich. Aber das Sagen vom Reich Gottes war noch nicht zu einem Ende gekommen. Vor kurzem noch hatten sie berichtet, wie große Dinge sie getan

hatten. Jetzt, wo das Dunkel heraufzog, wollten sie, daß er die Leute fortschickte.
Aber von ihm kam nur: ‚Gebt ihr ihnen doch, was sie brauchen!' Sie sollten ihnen geben, wenn sie glaubten, daß sie essen und schlafen mussten in Geborgenheit. Sie hörten aus seinen Worten, die wie nebenbei gesprochen waren, was in ihnen sagen wollte: ‚Es genügt doch nicht, was du mit ihnen machst, was haben sie davon!' Wenn es nicht genügen sollte, was er mit ihnen machte, dann kam es an sie, etwas zu tun. <Gebt ihr ihnen zu essen!>

In seinem Sagen war ein Antworten gewesen auf die Stimme, die einmal sprach: <Man wird klagen um den Acker meines Volkes, auf dem Dornen und Hecken wachsen, um alle Häuser voll Freude in der fröhlichen Stadt - so lange, bis über uns ausgegossen wird der G e i s t a u s d e r H ö h e ->

Da der Tag sich neigte, sollte die Zusicherung wahr werden: <- dann wird die Wüste zum fruchtbaren Land - und das Recht wird in der Wüste wohnen.> (Jes 32)

Er vermochte zu geben, wonach die Menschen auf die Suche gegangen waren, die vielen Leute, denen schon einmal gesagt worden war: *<Die Elenden und Armen suchen Wasser - ich will sie erhören, ich will sie nicht verlassen. Ich will Wasserbäche öffnen und Quellen mitten auf dem Feld und will das dürre Land zu Wasserquellen machen!>* (Jes 41)
Im Sagen vom Reich Gottes war das alles enthalten und sein Glauben war sicher: *<Am Wege werden sie weiden und auf allen kahlen Höhen ihre Weide haben. Sie werden weder hungern noch dürsten.>* (Jes 49,9)

Nicht mehr Hunger haben und keinen Durst mehr: das wollte einer glauben. Aber der Abend fiel über die Einöde und über die Menschen, die dort draußen waren, und sie mussten Hunger haben und sich nach Geborgenheit sehnen.

Aber in ihm war der Nachklang mächtig von der Anrede, auf die er hören wollte: <Hebe deine Augen und sieh umher: Diese alle sind versammelt - und kommen zu dir!'>

*

Vielleicht hat der Tag nicht genug gebracht. Es blieben, die hungrig sind. Sie sollen sehen, wie die Quellen Wasser geben und Brot und Fisch den Hunger stillen.

‚Was ihr geben könnt, das gebt! Was ich zu geben habe, das will ich geben!' haben sie verstanden, die Jünger, als er zu ihnen hinsah und zu ihnen sagte: ‚Gebt i h r ihnen zu essen!'

Das Sagen vom Reich Gottes hat seine Zeit und danach ist es wieder Zeit für die Bedürftigkeiten des Lebens, wenn der Tag sich geneigt hat.

Er hat ihnen gezeigt, wie es ist, wenn der Säemann ausgeht, um seinen Samen zu säen. Es ist ein weiter Weg vom Samen zur Frucht und weiter bis zum Brot. Er hat sich gezeigt als einer, der auch Brot geben und sattmachen kann. Sie haben daran teil genommen und haben Brot reichen können. Sie haben es denen gegeben, von denen sie wussten, daß sie essen mussten. Sie haben nur getan, auf was sie gewiesen waren.

Vorbilder sind zur Wirkung erweckt, als sie auf sein Wort hin und für einen Augenblick - die hundertfältig tragende Ähre sahen.

Die Nacht war eingefallen. Es war Geborgenheit über alle gekommen, die zusammen gehört und gegessen hatten und gesehen hatten, wie viel an Resten noch übrig blieb.

Eine Gegenströmung drängte sich auf, die wissen ließ, daß alles nicht möglich war und daß das Vertrauen darauf unsinnig bleiben müsse. Viel Zorn, viel Hass und Bitterkeit trifft das Bild im eigenen Inneren oder andere, in denen einem dieses Bild entgegentritt.

*

Es war auch ein Sagen: <Da kam der Herr hernieder in der Wolke und redete mit ihm, nahm von dem Geist, der auf ihm war, und legte ihn auf die siebzig Ältesten. Und als der Geist auf ihnen ruhte, gerieten sie in Verzückung wie Propheten, und hörten nicht auf.> Damals schon wurde gewünscht: <Wollte Gott, daß alle im Volk des Herrn Propheten wären und der Herr seinen Geist über sie kommen ließ.> (4. Mose 11,24.29

Jesus hätte auch sagen können: ‚Ich will, daß alle im Volk Gottes Propheten sind und Gott seinen Geist über sie kommen läßt.'

Es war, als habe einer in seinem Sagen vom Reich Gottes auch gesagt: ‚Ich will es und kann es auch bewirken!'

Jesus war dahin gegangen, wo er alleine sein konnte. ‚Eine Kraft hatte ihn verlassen!' hätte da auch einer sagen können, nachdem sich alle wieder aufgemacht hatten. Auch das Geben des Brotes kostete Kraft.

+

Was sagt Ihr? 9/18 -

Er brauchte Stille. Er war auch einer, der erwartete und von Herzen bitten konnte, damit er empfinge. <Da er allein war und betete - > heißt es einfach. Was da geschah, wurde nicht gesagt. Es waren ‚nur' seine Jünger bei ihm. Wie aus einer Ferne, aus großer Tiefe und Schweigen kamen die Worte: <Wer sagen die Leute, daß ich sei?> Er fragte nach den Leuten, obwohl er wissen konnte, was sie über ihn erzählten. Es war, als spräche er woanders hin, als müsse er antworten auf eine Frage, die unhörbar gestellt wurde und ihn selber nach einer Antwort suchen ließ. Er fragte und sie antworteten ihm.

Er fragte nicht wie ein Richter oder wie ein König, bei denen sich die Leute mit ihrem Urteilen nur selber das Urteil sprechen.

Aber sie glaubten, daß einer auferstanden sein konnte, daß einer nicht in die Geschichte gegangen und darin vergangen war, sondern mit der Vollmacht, die er in seinem Leben gesammelt hat, auch auf ihre Geschichte ausstrahlte. Jesus wandte sich ihnen voll zu: <Wer saget ihr aber, daß ich sei?> Jetzt sind sie selber *ge*fragt.

Unter seinen Augen sagen zu müssen, was er für sie ist, welchen Raum er in ihren Gedanken einnimmt, das fordert ihre ganze Aufmerksamkeit. Und ihre ganze Wahrhaftigkeit, denn es soll ohne Heuchelei vor dem Denken im Herzen, ohne Wichtigtun vor den Anderen und vor ihm, in Worte gebracht werden, was bisher verborgen bleiben konnte.

Es war nur in diesem Augenblick, der ihnen gemeinsam war, daß einer für sie sagte, was seinem Erkennen entsprach, an diesem Tag, als die Kraft ihn trug und die Gemeinsamkeit mit den anderen und sich seine wahre Gestalt ihrem Blick und ihrem Erkennen öffnete: <Du bist der Christus Gottes.>

Er mußte wissen, was die Menschen, mit denen er ging, in ihrem Mitsein mit ihm erfahren haben. Er hat fragen müssen und hat Antworten erhalten.

Jesus hat eine Grenze gezogen mit seinem Gebot, daß sie niemandem das sagen sollten. Es war keine Sache des Sagens und Erzählens. Die Antwort mußte aus der Anteilnahme des eigenen Lebens kommen, wenn sich jemand im Beten dem Christus gegenüber fand. Darüber sollte nicht geredet werden.

Sie empfanden den Ernst, mit dem er ihnen das auferlegte, als ein Drohen. Er drohte, weil sich eine andere Möglichkeit verdichtete. Es öffnete sich dem Sehen und Hören, was geschehen sollte: <Des Menschen Sohn muss viel leiden und verworfen werden.> Es brach etwas mit Gewalt in ihr Erkennen und Begreifen ein, was die Möglichkeiten ihres Begreifens und Ertragens überschritt.

Es kostete Mühe, dem Erkennen standzuhalten, was als Last auferlegt wurde.

Ein Wort haben sie gebraucht, in das ein Bild eingegangen ist, in dem der Gesalbte Gottes einem nahe kommt. Ein Gesalbter, denken die Leute, muß ein Unverletzlicher sein, ein Geborgener unter der Hand Gottes. Aber 'leiden und verworfen werden': das machte ihn gemein mit den vielen Menschen aus der Geschichte der Welt, die leiden mussten und verworfen wurden und keine Namen haben bei den Menschen.

Es sollte nicht kommen, wie es schon einmal gekommen war, daß einer 'keine Gestalt noch Hoheit' hatte und 'keine Gestalt, die uns gefallen hätte' und für den galt: *<Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.>* (Jes 53)

Das Kommende würde nicht aus dem freien Willen der Leute herrühren. Es ging von den Ältesten aus, welche die Überlieferungen, das Brauchtum wahren und Erfahrungen gesammelt haben, die den Nachkommenden wichtig sind. Es sollte kommen von dem Amt her, das an der Spitze war, ihnen gegenüber Gott vertrat, in dem ein Mensch Gott gegenüber tritt und alle vertritt, der Hohe Priester. Der ‚Hohe Priester' genießt Achtung, weil so dargestellt wird, daß ein Mensch vor Gott stehen kann und Botschaft erhält und zurückkehrt zu den Leuten, wie einer, der aus dem Himmel zurückkehrt in die Welt der Entbehrenden.

Von einem muß geglaubt werden können, daß zwischen Menschen und Gott das ist, wovon einer zu sagen vermochte: *<Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen. Nun hat mein Auge dich gesehen!>* (Jes 42,5)

Ein Schriftgelehrter konnte nicht gering achten, worum er sich sein ganzes Leben lang mühte, daß er *<nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder noch sitzt, wo die Spötter sitzen.>* Von ihm mußte

geglaubt werden, daß er die *<Lust am Gesetz des Herrn>* kennt und *<sinnt über seinem Gesetz Tag und Nacht.>* (Ps 1) *<Der Herr kennt den Weg der Gerechten!>* hieß es. Nun hatten sie selber zu erkennen, wie der Weg der Gerechten aussah und was es bedeuten konnte, wenn Gott den Weg der Gerechten kennt.

Er hat nach den Leuten gefragt, weil er wissen mußte, worauf er sich verlassen konnte, es mußte ein Grund vorhanden sein, auf dem sich sein Sagen aufbauen ließ.

Das Machen von Worten kann den Anspruch haben, die gültige Wahrheit auszudrücken. Aber keine Rede und keine Schrift vermag wiederzugeben, was mit dem Wort in Wirklichkeit gemeint ist. Er hat die Zeugen seines Betens angewiesen, über das, woran sie teilgenommen hatten, keine Worte zu verlieren. Die erfahrene Wirklichkeit ließ sich nicht in Rede darstellen. Darüber waren keine Worte zu machen, darüber mußte Schweigen erhalten bleiben.

+

Ich aber sage 9/23 -

Mit <Ich aber sage euch!> (v 27) erhebt er einen Anspruch, der weit über den der Propheten, von Elia und Johannes, hinausgeht. Mit: <Wer mir folgen will!> greift er nach dem Willen und der Bereitschaft von allen, die bereit und fähig sind, sich aufzumachen.

Jesus ordnet an, wie der Weg anzufangen hat: <Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich> <Folgt mir nach!> ordnet er an und fordert zur Leugnung eines Dasein auf, das bisher Anspruch auf Wirklichkeit besaß.

Gemeinsames Dasein besitzt eigene Ordnungen und Regeln, die fordern, daß alles, was nicht in diese Ordnungen und Regeln gehört, geleugnet wird. Ihre Geschichten sind voll davon, wie ihre Wirklichkeit den

Anspruch verneinte, der durch den Mund der Propheten erging.

Jesus hatte sein Licht für einen Augenblick nicht verborgen. Damit eine andere Wahrheit als Lebendigkeit erfahren wird, muß die angenommene Gestalt des bisherigen Lebens mit ihren Zwängen, ihren Vorteilen und Belohnungen als heuchlerisch durchschaut und geleugnet werden, damit Raum wird für Neues.

Es sind die alten Erinnerungen vom Abbrechen und Aufbrechen, vom Weitertragen der Lasten täglich zu Orten hin, an denen es auch kein Bleiben gibt.

Er war es, der geleugnet hat, daß das Mädchen gestorben war. Er hat auch geleugnet, daß die Menschen, die ihm nachgezogen waren, notwendig Essen und Schlaf brauchten, wie die Jünger dachten. Er hatte Zutritt gefunden zu der verborgenen inneren Welt eines von den bösen Geistern Besessenen, dessen innere Welt zerstört war und der seine angestammte äußere Welt geleugnet hatte.

Als sie zu seinem inneren Bereich Zutritt fanden, war ihnen sichtbar geworden, daß des ‚Menschen Sohn' Wusste, wovon er redete und weshalb er Anweisungen gab, denen schwer zu folgen war. Als er auf der Höhe des Berges stand und, alles sehend, verleugnete er selber seine Anspruch auf die Macht und die Herrlichkeit, die er hätte erhalten können. Alle Reiche der ganzen Welt hätten sein werden können. Aber es gab auch da ein: ‚Wenn!' Er hatte die Berechtigung dieser Bedingung verneint, um nun seine Bedingung auszusprechen.

Sich selbst verleugnen klingt, als könne das Herkommen aus diesem Dorf, aus jener Stadt geleugnet, Verwandtschaft und die Landschaft, die Sprache, Herkommen und Geschichte verneint, Sitte, Brauch und Glaube abgelegt werden - nur um ihm nachzufolgen, um in eine andere Geschichte zu gehen, um

in der Geschichte eines andren zu leben und um dann sich selbst als einen Anderen zu erleben.

Hinter jedem Wort, das sie hören und selber sprechen, sind die Worte, die Tausende vor ihnen gesprochen, mit Bedeutungen, mit Sinn erfüllt hatten. Es ist ein vielfältiges Leben, mit dem jeder durch unzählbare Fäden verbunden ist. Es kann niemand sich lossagen von dem Grunde, der sein Leben trägt. Erinnerungen halten sich an mütterliche und väterliche Menschen, die sich einem Kind zuneigten, ihm ihre Zuneigung zeigten, und sich manchmal selbst verleugneten, wenn sie für den kleinen Menschen da sein wollten.

Als sie Jesus im Beten erlebten, sprach es einer als ihr Sprecher aus: ‚Du bist der Christus Gottes!' In seiner Hingabe ließ er alles hinter sich - leugnete seine Verhaftung in bloß alltäglichem Dasein, leugnete vergangenen Zweifel und Kleinmut - leugnete drohende Schwäche und Unglaube. Für einen Augenblick waren sie aus dem Zusammenhang mit den Anderen entlassen, entbunden von dem Ich, das sie bis dahin getragen hatten und frei genug, sich in der Vollkommenheit dieses Miteinanders selber zu finden.

<... und nehme sein Kreuz auf sich täglich!> hat er deshalb leise gesagt, zu allen, die ihm nachfolgen wollen. Er sah sich selber dabei, wie er unter ihnen durch die Tage ging und sah auf sie, die bei aller Nachfolge ihre Tage lebten in aller Alltäglichkeit und doch nicht mehr solche Menschen sein konnten, wie sie es vorher gewesen waren.

Manches mal hatte einer die Gegenwart und ihre Erfahrungen zu verleugnen, damit die Verheißungen aus der Vergangenheit nicht geleugnet werden mussten und mußte sich selber dabei verleugnen, damit der Glaube aufrechterhalten werden konnte.

<Pflüget ein Neues - und säet nicht unter die Dornen!> (Jer 4)

war einmal angeraten worden. Es war danach, wie es immer gewesen ist: Es wurde weiterhin gesät und die Dornen wuchsen auf. Aber noch niemand hatte verlangt, ein Nein zu sich selber zu sagen.

*

Hiob sah keinen Grund, sich selbst zu verleugnen, wenn er fragte: *„Hab ich das Gold zu meiner Zuversicht gemacht? Hab ich mich gefreut, daß ich großes Gut besaß'? ‚Hab ich das Licht angesehen, wenn es hell leuchtete, und den Mond, wenn er herrlich dahinzog? Hab ich mich gefreut, wenn's meinem Feinde übel ging'? Keinen gab es, der ‚nicht satt geworden ist, kein Fremder durfte draußen bleiben zur Nacht'.* Er hat seine Übertretungen nicht zugedeckt, nur weil er sich grauen ließ vor der großen Menge. (Hiob 31).

Dann war er darüber hinaus, wo nur galt, was einer darstellte in der Mitte der Andren. Es hat ihn hinaus auf einen Weg gerissen, den er von sich selber her nie gegangen wäre.

Was gut und wichtig war ein Leben lang, war verworfen worden. Er hatte auch „Weizen gesät, aber Dornen geerntet!" (Jer 12) Aber hatte dafür auf den Anruf gehört: *<Tretet hin an die Wege und schauet und fragt nach den Wegen der Vorzeit!>* (Jer 6) Ein altes Ich-Selbst war verloren gegangen und ein neu herausgewachsenes Ich-Selbst konnte aus der Erfahrung ihm zugekommener Einsicht und Erkenntnis von sich selber sagen: *<Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. So werde ich doch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen.>* (Hiob 19)

Das verleugnete ‚ich selbst' greift allem Verleugnen durch die Mitmenschen voraus, weil die Aufmerksamkeit, das allem Leben eigene Begehren und Verlangen, sich dann darauf richtet, vor Gott nicht verworfen zu werden. Dann spricht

es im Inneren: *Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!>* (Ps 51)

<Ich aber sage euch - > ist Menschen zugesprochen, deren Ich die Kraft hat, nicht in der Alltäglichkeit zu verwurzelt zu glauben. <'Es sind etliche von denen, die hier stehen, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie das Reich Gottes sehen!'> spricht er in ihre Gegenwart. Niemand braucht mehr auf die Anderen zu sehen, um herauszufinden, was hinter deren Stirnen vor sich gehen mag, was die stillen Gesichter verbergen, die Jesus zugewandten. Jetzt nicht dem eigenen Ich erlauben, sich einzumischen, nicht sich einbringen in den Strom der Worte, um sie zu prüfen, nicht die Stille stören, die wie ein Friede durch einen hindurchzieht und Geist und Leib erfüllt.

Da muß jeder die Augen schließen, um mit ganzer Hingabe aufnehmen zu können - ohne Widerstand, ohne Bitterkeit und ohne die fälschenden Erinnerungen und Zweifel eigner Lebenserfahrung.

<Wer sich aber mein und meiner Worte schämt - !> sagt er in ihr Schweigen, als wisse er schon, daß sich kein ‚Ich' verleugnen kann, wenn die Alltäglichkeit mit ihren Zwängen erst wiederkommt. Der Druck von seiten der Mitmenschen ist stark und zwingt zu leugnen, vor den Andren und vor sich selber vielleicht, in Jesu Gegenwart von seinen Worten erreicht und ergriffen worden zu sein und geglaubt zu haben, was er da gesprochen hat.

‚Ich wollte Weizen säen - und ich habe Dornen geerntet!' hat sich mancher eingestanden, wenn ein der eigenen Geschichte nachdenkender Verstand sich eingestehen mußte, einer Geschichte gefolgt zu sein, die ein anderer lebte und in sie hineingezogen hatte, die seinen Worten ihren Glauben, ihr ganzes Vertrauen schenkten, ohne daran zu denken, daß es nicht die eigene Geschichte sein konnte.

Einer Geschichte wurde nachgelebt, die dann doch zur eigenen Geschichte wurde.

Es ist eine zu schwere Last, wenn jemand aus sich selber zwei Geschichten leben möchte.

*

Selbst das Erzählen der Geschichten kann begleitet sein von einem Gefühl leiser Beschämung, Worte wiederholen zu müssen, die schon oft ausgesprochen und gelernt worden sind. Worte wurden weitergereicht als ein Vermächtnis dessen, der gesagt hat, ganz bei sich selber und als schäme er sich, daß er das auch noch sagen mußte: <Wer sich aber mein und meiner Worte schämt, des wird sich des Menschen Sohn auch schämen.>

Jesus redete, hat mehr Worte gehabt, als sie aufzunehmen und zu behalten in der Lage waren. Es ist erhalten geblieben, was sich einprägen konnte ins Gedächtnis. Aber das Gefäß, das die Erinnerungen aufnimmt, reichte nicht ganz, die Vollkommenheit der Erfahrungen aus dem Mitgeteilten zu fassen.

Von einem ‚feinen, guten Herzen' hat er gesprochen und von einer ‚Frucht', die ‚in Geduld' zu bringen sei. Einige von ihnen begriffen, was ein ‚Leben erhalten' ist, auch unter den Bedingungen eines ‚Sich-Selbst-Verleugnens': <Denn welchen Nutzen hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewönne - und verlöre sich selbst.

Der Gewinn einer ganzen Welt soll nicht dafür entschädigen können, wenn einer sich selbst verliert.

Eindrücklich war es, wie er unter ihnen stand. Aber ein Stück der Welt zu gewinnen, fordert auch Rücksichtslosigkeit gegen das eigene Selbst. Und der Gewinn, den die Welt einem verspricht, der sich ihrer unter Einsatz seines ganzen Selbst bemächtigt, ist wohl mehr als genug an Entschädigung für die Verluste, für die Schäden an sich selbst.

‚Aber ich!' sagte er und er hat sicher noch viel mehr darüber gesagt; es sind die Leitsätze erhalten geblieben. ‚Aber ich sage!' wollte sich auch einen Platz behaupten in der Welt, die nur zu gewinnen und zu besitzen ist mit diesem: Schaden nehmen an sich selbst. Und da sind die Vielen, die keine Welt zu gewinnen haben würden und doch Schaden nehmen müssen an sich selbst oder sich selbst ganz verlieren werden.

Ein tiefes Wissen ließ ihn sagen: ‚Der wird das Leben erhalten'. Ein Leben ist zu erhalten, wenn es verloren gegeben wird um seinetwillen. Für einen Augenblick sahen sie, was er sah, als er sich aufrichtete und zum Himmel sah, weit über sie alle hinweg zu etwas hin, was ihn dann aussprechen ließ: <Des Menschen Sohn, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und der heiligen Engel -.> Sie sahen, daß ihre Wege nicht verborgen waren vor Gott und daß sie ‚auffahren mit Flügeln wie Adler'.

*

Jeder muß für sich selbst mit der Erinnerung an die Wirklichkeit der Wahrnehmung wieder eintauchen in die Alltäglichkeit und seinen Teil zum gemeinsamen Dasein beitragen. Manchem bleibt nur der Rest eines verborgenen Wissens, dessen Wahrheit das eigene Ich zurückzuweisen hat, wenn dieses Ich nicht seine Bindung an die ihm gültige und werte Welt verlieren will.

Als man glaubte, auf festem Grund angekommen zu sein und für Gott ein Haus bauen wollte, weil die eigenen Häuser standen, ließ Gott sagen: *<'Habe ich doch in keinem Hause gewohnt! Sondern ich bin umhergezogen in einem Zelt als Wohnung! Habe ich die ganze Zeit, als ich mit den Kindern Israel umherzog, je geredet zu einem der Richter Israels, denen ich befohlen hatte, mein Volk Israel zu weiden, und gesagt: ‚Warum baut ihr mir nicht ein Zedernhaus?'>* (2.Sam 7,6)

Gott brauchte kein Haus. Was einmal galt, kann auch wieder gelten. Menschen wollen nicht für immer ohne Haus bleiben. Aber Gott wollte auch sein Gesetz in ihre Herzen schreiben.

‚Den Tod nicht schmecken bis sie das Reich Gottes sehen!' stand schon hinter seinen Handlungen und den Worten, mit denen er seinen Handlungen Gewicht gab.

Die bösen Gedanken lauerten schon, daß sie sich schämen müssen, wenn andre Menschen auf sie hinsehen mit Argwohn und sie ihren Fragen und Einwendungen standhalten sollen. Aber er hat auch manchmal geraten, daß es niemandem erzählt werden sollte, was geschehen war.

+

Auf der Höhe - die Wandlung 9,28 -

<Und es begab sich nach diesen Reden bei acht Tagen ->: nach dem Tag, dem sein Reden gehörte, waren, fast acht Tage vergangen. Es war ein geheiligter Tag gewesen, als sie bei ihm waren und er im Beten war. Und nach sieben Tagen ging noch einmal der Nachklang davon durch sie hin und dann war er mit ihnen aufgebrochen in seinen nächsten Tag: <- und ging auf einen Berg, zu beten.> Er war gegangen; sie waren mitgegangen, damit sie seinem Beten nahe sein konnten.

Er war schon einmal ‚hinauf' gegangen, auf die Höhe. Jesus nahm nur drei von seinen Jüngern mit, führte sie hinauf auf einen Berg.

Leise Böen künden den Wind an, der als Sturm über einen herfällt. Tau, der vom Himmel fällt des Nachts, zeugt von einem schönen Tag. Ein Schauder geht über einen Körper und das Leben weiß, daß es einem Geheimnisvollen und Fremden gegenübersteht. Kein Gedanke, keine Erinnerung, keine Bewegung darf die Stille stören, wenn ein Hauch des Geistes anrührt und erzittern läßt, was an Leben sich bereit hält. Glauben ist jetzt das Antworten.

Niemand ist ihnen gefolgt, niemand ist auf der Höhe zu Hause. Keines Menschen Auge sieht sie, vor niemandem müssen sie sich schützen.

Das <Aussehen seines Angesichtes> wird <anders.> Vertrautes schwindet hin.- Aus einem fremdgewordenen Angesicht spricht fremde Welt.

Andere Erfahrungen prägen sich aus, ein anderes Gesicht sieht auf sie. Einen Anderen glauben sie zu sehen. Und haben die Worte noch in sich vom Sehen des Reiches Gottes, schließen nicht die Augen vor allem, was sie sehen. Angst und Furcht verderben nicht die Wahrnehmung, stören nicht den Strom des Gefühles, das zu ihm hinzieht. Eine andere Kraft und ein anderer Lebensfluss greifen in sie ein.

Gegenwart ist.

Da sehen sie, wie seinem Gewand alle Farbe schwindet und weiß wird und in einem Licht erstrahlt, das nicht das Licht der Sonne sein kann. <Und siehe!> versuchen sie später davon zu sagen, um ihre Hörer hineinzuziehen in das Sehen, das sich ihnen offenbarte. Aus dem Licht brechen hervor, die ihnen schon lange vergangen scheinen: Mose und Elia sind für Jesus da, ihre Klarheit läßt sie gegenwärtig sein. Vergangenes ist nicht vergangen, Lebendigkeit ist nicht verloren gegangen, sie sind nicht im Tod geblieben.

Da liegt es vor ihren Augen, das ganze Land und die Heilige Stadt und das, was geschehen soll, wenn er angekommen ist. Jesus wird seinen Ausgang erfüllen, in Jerusalem - der Tag Gottes wird über der Stadt anbrechen und in seinem Licht werden sie seinen Ausgang erleben. Empfänger seines Offenbarwerdens sind sie und Zeugen seiner Bestimmung.

Die Stimme Gottes ist über ihnen, Licht geht von ihm aus und hüllt sie ein. Worte dringen an sie heran und enthüllen, was werden soll. Als Gefährten machten sie sich

mit Jesus auf den Weg, brachen mit allem, was sie hielt, um mit ihm hinaufzugehen. Das Sehen des Reiches Gottes gewinnen sie.

Vergangenheit ist nicht vergangen, Zukünftiges ist gegenwärtig. Menschen, die dem Bilde ähnlich geworden waren, das Gott in seine Menschheit gegeben hatte, sind nicht verborgen geblieben, sind gegenwärtig und stehen mit Jesus zusammen, der vor ihren Augen anders geworden ist, anders, als sie ihn gekannt haben bisher und in einer Klarheit erscheint, die sie nicht kennen. Mit Gottes Sohn sind sie auf der Höhe.

Nicht die Reiche der ganzen Welt und ihre Herrlichkeit konnte er ihnen zeigen, aber die Wege des Reiches Gottes kann er sie sehen lassen. Sie können sie die Stimme nicht hören können, die in diesen Augenblicken nicht mit menschlicher Sprache spricht.

Aber wie Quellen in einem Land, das bisher dürr geblieben war, springen Worte in ihnen auf, gespeist von einem Wasser, das vom Himmel kommt, der anders ist als der Himmel, unter dem sie bisher ihr Leben hatten. Umgeben von diesem Himmel wird ihnen das Erkennen gegeben, daß „des Menschen Sohn muß leiden und verworfen werden und getötet werden!“ Keine Furcht, kein Erschrecken ist dabei, sie sehen in die Wahrheit der Worte und tragen schon mit an ihrer Wirklichkeit.

Für Mose und Elia hat es einen ‚dritten Tag’ gegeben.

Viele Stimmen hatten zu ihnen gesprochen, viele Stimmen hatten sich in ihnen Gehör verschafft, bis sie auf die eine Stimme hören konnten, die nach ihnen rief und sie löste aus ihren Verhängnissen.

Schlaf, ein tiefer Schlaf ließ sie versinken, nahm sie auf, barg sie und gab ihnen Ruhen und Friede. Ein Schlafen ließ sie zurücksinken in den Schoß, aus dem sie gekommen waren und ohne dessen Berührung in den Nächten der Mensch

nicht zu seinen Tagen erwachen kann - jeder Tag ein mühsames Aufrichten gegen den Sog, der aus der Tiefe kommt und sie eines Tages zurücksinken läßt in den Grund, aus dem sie aufwuchsen.

Dann versinkt auch alles an Schuld, an Sünde, an dem sich das Leben geschleppt hatte, zurück in den Grund, aus dem dann andres wachsen muß. Versagen, Traurigkeit, Ermüdung, das Tragen an den Lasten und Freuden des Lebens findet Aufnahme in den Schlaf, gibt Ruhe und Vergessen vor den Tagen.

"Als sie aber aufwachten, sahen sie!"

Da wollten sie bleiben, für immer in diesem Sehen bleiben. Petrus redete von Hütten und von einem Zelt; er konnte nicht wissen, was er redete, weil dieses Zelt nicht von Menschenhänden gemacht werden kann.

Schatten fällt über den Berg, eine Wolke zieht über sie her. In der Stille, die über allem liegt, hören sie nur noch hin auf die Stimme, von der die Worte ihnen zukommen: „Dieser ist mein auserwählter Sohn, den sollt ihr hören!" Ihre Ohren sind aufgetan, ihre Augen geöffnet.

Gott öffnet sein Wort ihrem Hören und legt es in ihren Mund. Es waren Wolke und Schatten über sie hingezogen; das Licht schwand, in dessen Klarheit sie Jesus in seiner anderen Gestalt gesehen haben.

Wieder wachten sie auf. Da waren sie allein, waren wieder mit Jesus. Sie waren auf dem Berg. Weit weg waren die Menschen, weit fort ihre ganze Welt. Der Tag war vergangen, die Nacht war um sie, als sie auf der Höhe waren und mit Jesus im Beten blieben.

Danach blieben nur Schweigen und Stillesein. Das konnte nicht in Worte eingehen. Das konnte nur mitgenommen werden, als sie auch von der Höhe wieder aufbrechen mussten und nichts dort oben zurückließen, was als Zeugnis hätte bleiben können, kein Zeichen, das sie wiederfinden konnten,

um sich zu vergewissern, daß das alles geschehen war, was nun in ihrer Erinnerung einen Platz gefunden hat.

*

Schlaf war über sie gekommen. Sie waren erwacht aus ihrem Schlafen und sie hatten gesehen und gehört, was nachher wie eine Wolke und wie ihre Schatten weitergezogen war. Sie waren nicht zurückgesunken in den Schlaf, sie waren bei ihrem Erwachen geblieben. Ein Wissen um das Erwachen und Aufstehen auch an seinem dritten Tag war ihnen geblieben und die Kraft, die sich in ihm aufrichtete, war an sie herangetreten.

*

Jetzt hat die Erfahrung gezeigt, wohin Jesus ging zu suchen und zu finden, wenn er seine Menschen verließ, um in der Einöde zu beten und woran er trug, wenn er zu ihnen zurückkehrte.

Zum ersten Male haben sie gesehen, wie sich der Himmel öffnete und klar wurde - vielleicht werden sie noch einmal auf einem hohen Berge stehen, an die Grenze des Himmels treten: Menschen werden dort stehen, die ihren Weg gingen, ihrem Ankommen entgegenwarten und rufen: ‚Jetzt kommen sie!' ‚SIE KOMMEN!' Und die Freude der Wartenden wird überspringen auf die, die ihren Weg auch gegangen sind. Freude würde sein.

<So werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens sein!> (Ps 126) Dann wird gefragt: ‚Zeigt her, was ihr bereitet habt! Lasst sehen, wozu das alles gut gewesen ist.' Es kann nicht vergeblich gewesen sein das Trösten und Locken: *<Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten!>*

Nicht mit einem leergebliebenen Leben, nicht mit ungetrösteter Seele kommen sie, wenn sie über die Grenze von Erde und Himmel treten, wenn unter ihnen die Tiefe ist, bringen mit, was sie ernten konnten, legen nieder mit

Freuden ihre Garben. Heiligen Boden werden ihre Füße betreten, einen Tisch werden sie finden, der gedeckt ist und wo sich ein Angesicht ihnen entgegenhebt, das ihnen freundlich ist.

*

Jetzt kam es ihnen vor, als kehrten sie arm zurück, als hätten sie etwas von ihrem Leben da oben gelassen, auf dem Berg. Mit der Wolke und dem Schatten, den sie geworfen hatte, war es weitergezogen. Zurückgekehrt in die Vergangenheit war es:

<- und wird auf diesem Berge ein Mahl machen und er wird auf diesem Berge die Hülle wegnehmen, mit der alle Völker verhüllt sind. Und die Dunkelheit, mit der alle Heiden zugedeckt sind. Er wird den Tod verschlingen - und wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen.> (Jes 25) Vergangenes war nicht vergeblich und ohne Frucht gewesen.

Auf eine ganz menschliche Weise sind sie lebendig, als sie mit Jesus vom Berg herab auf die Wege zurückkehren in ihr Land, zu ihren Leuten. Und mancher hat nach ihnen hingesehen, wie sie da zurückkamen. Und mancher konnte fragen, wo sie gewesen sind, was sie gemacht haben, daß so deutlich mit ihnen etwas ist, was zu spüren ist.

Sie sahen nicht danach aus, als ob sie sich schämten für etwas, was ihnen heimlich widerfahren war. Eher geben sie einem, der ihnen nachsieht, das Gefühl, sich selber für etwas schämen zu sollen, von dem man doch gar nicht wissen kann, was es sein sollte. Es geht von ihnen etwas aus, was einem sagt: ‚Komm mit! Folge uns!' Als sei da etwas, was auffordert: ‚Komm mit uns und sieh!'

*

Abstieg und Zuwendung 9/37 -

Menschen sind um sie und einer tritt ihnen entgegen mit seinem: ‚Ich bitte dich, Meister! Sieh nach meinem Sohn

-! Sieh nach ihm!’ Er ist sein Einziger. Ein Vater hat keinen Grund, den Leuten zu sagen: ‚Seht! Mein Kind!’

Zu oft haben sie wegsehen, weghören müssen, wenn das Kind aufschrie in seinem Entsetzen, wenn es herankam, die ersten Böen, das Zittern, die Spannung, die Leere, um dann hereinzubrechen, und an dem schwachen Lebenshaus zu reißen und zu zerrütten bis auf den Grund. Da wollte sich dem keuchenden Leib nur Gestammel entringen, vergebliches Fliehn und Wut und Entsetzen und Angst, die nicht mehr menschlich war.

‚Ich habe deine Jünger gebeten’, sagt der Mann. Er schämt sich, daß er seinem Kind keine besseren Gaben mitgegeben hat. Er fürchtet den Geist, der in seinem Kind tobt, er schämt sich, daß er an die Leute des Jesus herangetreten ist und sie beschämen mußte, weil sie sich nicht zu helfen wussten. Und weil sie seinem Sohn nicht helfen konnten. Ein Mann ‚unter dem Volk’ hat keinen andren Grund, um sich Jesus in den Weg zu stellen und er weiß nicht ihn anzureden, außer mit dem üblichen: ‚Meister!’

‚Er weicht kaum mehr von ihm,’ sagt der Mann. Es macht das Kind hin, das, was aus dem Dunkel, aus dem Unsichtbaren auf diesen kleinen Menschen hinstürzt.

Sie spüren sein Zögern; eben war er noch woanders gewesen. Es ist erst einen Tag her, daß die Drei ihn auch als einen Sohn erlebten, als den Sohn seines Vaters.

Dies hier ist so anders wieder. Ein Vater unter den Vätern des Volkes bittet um seinen Sohn, dessen Leben überschattet und bedroht ist von einer Wolke des Verderbens.

Die Jünger konnten nicht helfen, der Vater konnte es nur ertragen. Von einer Mutter ist nicht die Rede.

Aus dieser Wolke wird kein Licht kommen, aus einer solchen Wolke kann am Ende nur ein Blitz kommen, der das kleine Leben auflohen und verglühen lassen wird. Zögern ist

bei Jesus und Müdigkeit und in seiner Rede ist dann Bitterkeit: Ein ‚verkehrtes, ein ungläubiges Geschlecht'.

Um: ‚Wie lange noch?' und um seinen ‚Ausgang' war es oben auf der Höhe gegangen. Wie der Ausgang des Mose gewesen war, ist in ihren Überlieferungen festgehalten; wie der Ausgang des Elia gewesen ist, davon wird noch immer im Volk erzählt. Es war nur einer dabei gewesen, der es wissen konnte. Auch da hatte einer aufgeschrien, als ein Leben an seinem Ausgang und Enden aufbrannte in einer Flamme, die wie mit feurigen Pferden den Lebenswagen mit sich riss und damit zum Himmel fuhr in einer ungeheuren Entfaltung von Kraft.

Elia blieb allein zurück, ein geschädigter Mann, von dem Bedrohung für die Kinder ausging.

‚Meister', sagt der Mann und ist verlegen, weil er das nicht wollte und es auch nicht versteht. Oder er erträgt es nicht, daß das Leiden seines Kindes nur ein weiteres Zeichen sein soll für das verkehrte und ungläubige Geschlecht der Kinder Abrahams. <Wie lange soll ich bei euch sein und euch dulden!' sagt der Mann, auf den alle hinsehen.

‚Dulden!' hat er gesagt, flüsterte einer dem andren zu, als hätte er es eilig, von ihnen allen wegzukommen. Vielleicht war es ihm nur noch nicht wieder gelungen, unter die Menschen einzutauchen. Vielleicht war er einfach zu weit fort gewesen. Aber das Seufzen des gequälten Lebens in einem Kind, das dulden muß, war für ihn zu erkennen.

Es war für ihn zu hören, das Seufzen aus der Hölle eines Lebens, das auch den Anspruch hatte, auf die Höhe mit hinaufgenommen zu werden, damit die Wolke licht wurde, die dunkel über dem Kind lag und sich offenbaren sollte mit der Klarheit, die hinter ihr verborgen war.

Für eine kurze Zeit war ein Ekel zu spüren, eine Ungeduld mit dem ‚verkehrten Volk'; dann ist das Dunkel

schon aufgehalten, sich anbahnender Zorn entlädt sich in: <Bring deinen Sohn her!> Schon sieht er auf diesen Menschen hin, der ihn braucht.

Die Leute sehen nur, wie er den Jungen seinem Vater wieder gibt, nachdem er ihn - eine Wolke war auch dabei um sie gewesen - aus den Netzen seiner Bedrohungen herausriss.

Entsetzt haben die Leute sich auch vorher, wenn der Junge von den Mächten ergriffen hin- und hergerissen schäumte und sich wälzte unter ihrem Ansturm. Auch jetzt beschlich sie ein heimliches Grauen und Entsetzen.

+

In die Hände der Menschen 9/44 -

Dann sagte er nur zu seinen Leuten: <Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in der Menschen Hände!> Wie ein Geheimnis war das Wort verborgen, was sie zu hören bekamen. ‚In der Menschen Hände' sagte er. Und er hatte doch gerade gezeigt, wie es ist, wenn ein Kind einem Menschen in die Hände gelegt wird.

Er bewirke, was die Menschen, denen er Kraft und Macht gegeben hatte, nicht machen konnten.

Aber das mit ‚in der Menschen Hände' sollten die nicht vergessen, die ihr Leben an sein Leben hängten. Was die Mächte mit einem kleinen Menschen machen konnten, war ihnen gerade gezeigt worden. Was es war mit ‚in der Menschen Hände überantwortet werden', das blieb noch verborgen und sie waren noch fern dem Begreifen.

*

Wer ist der Größte? 9/46 -

Aber dafür kam der Gedanke unter sie, welcher unter ihnen der Größte wäre. Das war der ‚Gedanke ihres Herzens', nachdem Jesus von dem Berg zurückgekommen war, nachdem er sich dem kleinen Menschen zugewandt hatte, nachdem sie einsehen mussten, daß sie es nicht schafften mit ihrem Können, um etwas im fremden Leben zu erreichen.

Aber in der Bedrohung durch ein Kommendes war gefragt, ob sie sich als Kleine begriffen, die in die Hände der Menschen fallen würden, wenn schon ‚des Menschen Sohn' ihnen überantwortet werden muß.

Kraft sich zu wehren, sich zu flüchten vor der Übermacht, oder Kraft, selber zum Angriff überzugehen, ist gefragt; in der Gefahr ist gefragt, wer der Stärkste, der Größte sein kann. Seine Worte selber bewirkten, daß sie sich fragen, wer sie unter den Menschen in Wirklichkeit sind.

Noch einmal nimmt Jesus ein Kind und stellt es neben sich. Voller Ernst sieht er sie an, die mit ihrer Frage umgingen: ‚Wer ist denn nun der Größte von uns?'

Jeder fragte sich heimlich: ‚Bin ich es? Werde ich es sein?' Er hatte selber gesagt, daß der Kleinste im Himmelreich größer sein würde als Johannes, der der Größte in seinen Augen war unter allen Menschen, die über die Erde gehen.

<'Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen!'> sagt er mit allem Ernst, als frage er zugleich, wer von ihnen bereit und fähig ist, sich des Kindes anzunehmen , das er neben sich stehen hat.

Dieses Bild ist geblieben; als ging es nur darum: ‚Wer dies Kind aufnimmt - in meinem Namen!' Die Frage bleibt durch alle Zeiten die gleiche, in allen Sprachen der Völker, unter allen Himmeln: ‚Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf!' Nie mehr würde ein Kind sein, das verloren gehen muß, immer werden Menschen sein, welche die Größe haben, sich neben das Kind zu stellen, die Hand auf es zu legen, im Guten, für sein Gutes und genug Größe und Kraft haben, die Hand gegen die Andren aufzuheben, welche einem Kind ans Leben wollen.

Im Erinnern daran sagt er: <Und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.> Er hat gesagt: <Denn

wer der Kleinste ist unter euch allen, der ist groß.> Da stand das Kind neben ihm.

<Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen: der nimmt mich auf!> Das ist das Kennzeichen eines Menschen, der groß ist vor allen.

Wer von jetzt an zu seiner ihm bestimmten Größe aufwächst, der steht zu einem Kind, das zu ihm aufsehen kann und dessen Wachsen der Große hütet. Die Aufforderung bleibt: ‚Sieh nach dem Kind, das neben dir wartet! Das Kind weiß sich erkannt und angesehen; der Kleinste unter ihnen allen sieht sich in ihren Augen als der Größte.

+

Im Namen Jesu 9/49 -

Da -! hob Johannes an, suchte nach Ausdruck für die Unruhe, die in ihm, die unter ihnen war: ‚Meister!’ mußte er sagen, um sich selber festzuhalten, seinen Einspruch in ein Wort zu verkleiden, das noch Anrede sein konnte und forderte, daß er ihnen Recht gab: ‚Wir sahen einen -!’

Ein Fremder hat sich das Recht genommen, Jesu Namen zu benutzen. Böse Geister hat er ausgetrieben. Sie waren ihm natürlich entgegengetreten, hatten ihm alles Recht am Namen des Jesus abgesprochen, denn er folgte nicht ‚ihm’ mit ihnen zusammen.

Und Jesus - in diesem Augenblick -: sprach zu ihm! Aber in Wirklichkeit sprach er zu allen, zu jedem, der jemals seinen Namen benutzen wird und über das, was zusammengehört, urteilen will. Einem Fremden wollen sie wehren mit ihrem: ‚Dieser dort! - Und wir hier! Wir sind auf deiner Seite, wir sprechen für dich!’ Jesus sagt nur: ‚Wehret ihm nicht!’ Bitte ist das: ‚Niemand soll ihm etwas antun. Er soll tun, was er tun kann, wenn er sich beruft!’ Befehl ist es schon: ‚Ihr habt ihm nichts zu wehren! I h r alle! Nicht ihm wehren!’

Wusste er da schon, wie es um den ‚Größten' und den ‚Kleinsten' zu Auseinandersetzungen kommen würde? Wie einer dem Andren wehren würde, ihm vorhalten würde. ‚Du nicht - aber WIR!' ‚Im Namen Jesu! Wir!' ‚Du aber nicht!'

Darauf würde es ankommen müssen: ‚Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch!' ‚Wer nicht gegen euch ist!' ist eine bescheidene Formel, läßt aber erkennen, in welcher Weise sich die Menschen für sie unterscheiden sollen, ganz unscheinbar, wie für ein Kind sich die Welt teilt in die Menschen, die gegen es sind und in die Menschen unter ihnen, die sich auf seine Seite stellen.

‚Wer nicht gegen dich ist, der ist für dich!' hat einmal die Erfahrung und Einsicht geraten, als es losging mit dem eigenen Weg. Seit den Kindheitserfahrungen der ganzen Menschheit galt immer: ‚Ich bin euer Kind! Die anderen aber -!' Gerufen wurde und gebettelt. ‚Nimm mich! Lass mich dein Kind sein!' Sieh nicht nach den vielen andren, die nicht deine Kinder sind!'

In der Gefährdung erst geht dem Leben auf, was es bedeuten kann: ‚Wer nicht gegen dich ist, der ist für dich!' Wer so etwas wie Jesus sagt, muß ein deutliches Gefühl haben, worauf es für sein ‚am Leben bleiben' ankommt. Er hat für sich entschieden, auf wen er sich verlässt und wem er zu trauen vermag. Der Name Jesu wird das Böse, das Tödliche unter den Menschen zum Innehalten nötigen, solange es Menschen gibt, die nicht gegen ihn sind.

Aber das alles wird zu Geschichten, von denen das Ich nur noch undeutlich weiß, daß sie erzählt wurden auf der Grenze vom Tag zur Nacht, oder aufgenommen wurden wie ein Wort des Zaubers, wenn der Tag vergangen war und die Nacht heraufkam, schon auf der Grenze zwischen Schlafen und Träumen.

Jemand hat erzählt, hat: ‚Jesus' gesagt. Aus dem Schatten waren Menschen herausgetreten, die ‚für einen' waren.

Kindheitsdankbarkeit ist mitgegangen - Kindheitsschuld ist geblieben. Ein Mensch erhält sein Urteil und sein Gericht vor den Augen, mit denen die Kleinsten auf einen hinsehen und warten, ob einer groß sein will.

+

Jesus wird nicht aufgenommen 9/51 -

Eine Wende tritt auf ihrem Wege ein. Eine gute Strecke sind sie mit ihm gegangen. Eine andere Strecke liegt vor ihnen, die Schritt für Schritt gegangen werden muß. <Es begab sich aber, da die Zeit erfüllt war, daß er sollte von hinnen genommen werden.> Unscheinbar baut sich ein Widerstand auf. Er schickte Boten aus; niemandem geschieht etwas, sie nehmen ihn nur nicht auf; sie verweigern sich ihm, weil er nach Jerusalem ziehen will. Sie sind nur Leute aus einem Dorf, aber sie trauen einem nicht, der seine Bestimmung und Erfüllung in Jerusalem zu finden glaubt. Sie ahnen dumpf, daß einer bei ihnen unterkommen möchte, der ins Unheil geht. Die Bitten seiner Boten sind abgewiesen, niemand kommt Jesus entgegen. Nur weil Jesus nach Jerusalem wandert, erfahren seine Leute Ablehnung.

<Wer nicht wider euch ist, der ist für euch!> hat er gesagt. Schon ist jemand gegen sie, widersetzt sich einer schlichten Bitte um Unterkunft in einem Dorf. Gereizt, in Wut versetzt, schlägt die Flamme des Zorns aus ihnen.

Die Leute aus dem Dorf haben Grund gehabt, daß sie diesen Gästen nicht über den Weg trauten, das heimliche Drohen fürchteten, das von ihnen ausging. Zwei seiner Leute schlagen vor, was ihre Antwort wäre: Feuer soll vom Himmel fallen und diese Leute verzehren. Feuer soll sie fressen, Männer, Frauen, Kinder, Tiere und Wohnstätten, in denen für sie kein Platz ist. <Willst du, so wollen wir sagen:...>

Ihr Wollen wird gerade noch aufgehalten durch die Frage: „Willst du?“

Sie erwarten schon das ‚Ja!’ Sie sind bereit, sie brauchen nur noch seine Zustimmung, eine Rechtfertigung. Jesus wendet sich ihnen zu, aber er wendet sich auch gegen sie. Drohung geht nun auch von Jesus aus:
<Wisset ihr nicht?>

Auch eine Frage verdeckt nur mühsam den Vorwurf, läßt seinen Mitmenschen aber die Antwort frei.

Er schenkt ihnen die Zeit, sich bis zur Antwort, die nicht ausgesprochen werden muß, einfallen zu lassen, mit welchen Geistern sie verbunden sind.

‚Aber alle Menschen würden -?’ flüstern die Geister in ihnen. Sie sind doch alle auch nur Menschen und handeln wie Menschen; alle Menschenkinder kennen den Zorn, das Aufsteigen des Bösen. <Des Menschen Sohn!> sagt er gegen sie an, <ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.> Das ist sein Antworten. Das ist seine Wahrheit.

Die Kinder des Geistes werden begreifen müssen, was von ihnen verlangt wird. Sie können tun, wie es der Menschensohn von ihnen getan haben will. Sie können sich selbst verneinen, um ihn bejahen zu können. Sie werden begreifen, was in den Anderen an Furcht, an Ablehnung ist und empfinden es nicht als Kränkung, wenn ihr Kommen abgelehnt wird. Jesus wirft den Leuten des Dorfes nicht vor, daß ihnen der Gast nicht heilig ist und sie mit ihrer Gastfreundschaft geizen.

Sie gingen in ein anderes Dorf; sie gingen einen andren Weg.

*

Lass die Toten 9/57 -

Wo du hingehst!’ will der Mann versprechen, der mit ihnen gehen möchte. Alle Tiere haben ihren Bereich, die

Menschen tun es ihnen gleich. Des Menschen Sohn hat keinen Bereich, in dem er zu Hause ist und wo er geborgen und sicher schlafen kann. Ein Mensch kann sich vielleicht unter Tieren sicher fühlen, wenn er erst bei ihnen geschlafen hat. Die Menschen schlafen beieinander und glauben, den andren um sich herum trauen zu können. Auf einem ganz andren Weg geht der Menschensohn.
Der Andre weiß vielleicht nicht, wohin der Weg ihn führt.

<Lass!> sagt er dem Mann, der den Vater begraben muß. <Lass die Toten ihre Toten begraben! Du aber -!> weist er ihn an.
Herausgenommen aus der Pflicht eines Angehörigen, sollte einer tun, als schulde er das alles nicht mehr. ‚Du aber!' heißt es seitdem. ‚Du aber gehe und verkünde!'

Was im Leben war, das würde mit dem Vater gehen, bei seiner Mutter sein, wenn sie fortgenommen werden aus dem Leben der Menschen.

Es würde ein Ansehen haben bei dem Vater, der ‚ins Verborgene' sieht, da würde ein anderes Leben nach ihnen sehen und eine andere Stimme sprechen: *<Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.>* (4. Mose 6) Von diesem Frieden und von dem Leuchten des Angesichtes soll einer sprechen und es auch über sich wissen, wenn er nicht hinsieht auf das, was von einem Menschenleben geblieben ist und der Erde zurückgegeben wird, wenn alles zu Ende ist.

*

Elia warf seinen Mantel über einen, der ihm Nachfolger werden sollte; aber der mußte erst noch von seinen Eltern Abschied nehmen. *<Kehre wieder um, was habe ich denn an dir getan!>* hatte Elia nur gesagt. (1. Kön 19) Er handelte und ließ den Andren zurück. Aber die Wenigsten können einfach aufbrechen und hinter sich lassen, was ihnen

anhängt. Der Mann, der seine Hände auf den Pflug legt, vergisst von selber, was hinter ihm ist und sieht nach vorne, hingegeben an seine Arbeit. Aber er wird zurückkehren dahin, wenn die Arbeit getan ist und die Müdigkeit und der Abend ihn nach Hause bringen.

Es gibt keinen Weg, auf dem einer nicht innehält und ans Umkehren denkt. So stark ist keiner, daß er aufbrechen kann, wenn ihn der Ruf erreicht, so ungebunden, daß er nicht sagen müsste: ‚Ich will dir nachfolgen, aber...!'

+

Ausgesondert 10/1 -

<Danach sonderte Jesus andere siebzig aus und sandte sie ->: Andere hat er schon ausgeschickt und jetzt läßt er auch noch diese Anderen gehen, immer zu zweit, sich gegenseitig begleitend und sich innerlich im Gleichgewicht haltend. Sie werden zu den Mitmenschen geschickt. Wer zurücksieht, ist nicht geschickt worden, der hat auch nicht das Geschick für die Mitarbeit.

Sie werden ausgesandt und sind ausgesondert unter den Menschen. Er weiß es, er sagt es noch einmal deutlich: ‚Ich sende euch unter die Wölfe!' Es gibt keine Warnung mehr der Herde und ihrer Hirten vor den Wölfen.

Er schickt sie unter die Wölfe. Es ist ein hartes Wort über die Menschen, deren Sprache sie sprechen, mit denen sie ihr Herkommen teilen. Es ist eine belastende Aufgabe, unter Menschen gehen zu müssen, die eine fremde Sprache sprechen, deren Herkommen sich dem eigenen Herkommen widersetzt, die nichts von den Hintergründen wissen, die hinter der Botschaft liegen, die ausgerichtet werden soll. Er traut ihnen das Geschick zu, unter Wölfen am Leben zu bleiben und auszurichten, wozu sie gesandt sind.

Die Ernte ist groß. Unter Wölfen sollen sie gehen als Arbeiter, die zur Ernte gehen. Sie kommen, haben keinen Beutel oder Taschen, in denen sie etwas wegtragen könnten.

Sie bringen nur sich selber mit, haben nichts, womit sie sich schützen könnten, haben nichts, was sie verbergen müssten. Sie haben auch nichts, was die Wölfe auf Abstand hielte. Sie betreten die Wohnstätten und meinen es ernst, wenn sie sagen: ‚Friede sei diesem Hause!'

<Und wenn -> sagt Jesus. Wenn dann ein ‚Kind des Friedens' unter den Fremden ist, dann wird der Friede auf diesem ‚Kind des Friedens' sein.
Wenn Erkennen entgegenkommt, wärmendes Aufnahmen, dann teilen sie den Frieden fremden anderen Menschen.

Ein Gebot gibt er ihnen mit, das ihnen verwehren soll, sich zu stoßen an fremdem Brauch und fremder Sitte, mit denen sich Menschen schützen vor fremdem Zugriff und Einmischung. Daran, wie jemand isst und was er isst, wird seine Zugehörigkeit erkannt und sein Mitsein anerkannt oder seine Fremdheit und sein Für-sich-Sein erwiesen: <Esset und trinket, was man euch gibt!>

Die Anweisung ist einfach - das Gebot ist schlicht. Die Befolgung ist schwierig, verlangt zu viel an Selbstverleugnung. Wer am Tisch von Fremden einen Platz angeboten erhält, ist nur dann ein Kind des Friedens, wenn ihre Gewohnheiten des Essens und Trinkens und ihre Sitte keinen Widerstand und Ekel auslösen.

Von jetzt an gilt: <'Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch!' Von nun an müssen sie die Fähigkeit des Erkennens haben, mit der sie unterscheiden können, wer unter den vielen Menschen gegen sie und wer darunter für sie ist. Begegnen sie einem ‚Kind des Friedens', dann werden sie sich erkennen.

Darum sagt er: <‚Grüßt niemand unterwegs!'>

Solange sie unterwegs sind, sollen sie nicht grüßen und nicht die Aufmerksamkeit des Begrüßtwerdens auf sich ziehen. Wenn der Friede mitgeht, braucht das nicht den Austausch von höflichen Worten und entsprechenden

Handlungen, die aufeinander abgestimmt sind wie es dem Rang, dem Vermögen, der Macht des Andren angemessen ist. Für fremde unbeteiligte Augen mag es so aussehen, als gingen sie fremd und abweisend aneinander vorbei, als blickten sie nur auf ihren Weg.

Aber sie sehen dahin, wo die Menschen ihre Wege gehen und auf das, woran sie tragen und auf das, was sie zu verbergen trachten. Gruß und Wort, Ehrerbietung und höflich scheinende Anerkennung können sie denen überlassen, die sich misstrauisch beriechen, umkreisen und etwas ausstrahlen, was die Kinder des Friedens nicht haben können.

Der fremde Andere wird zu verstehen geben: ‚Kommt näher, kommt nahe - und bleibt für eine Zeit.'

Das ist dann ernst gemeint und braucht keine Vergewisserung und Absicherung. Ihr Friede, den sie mitbringen, stärkt und entfaltet Frieden, der im Andren wirkt. Es wären drei im Frieden beieinander, gleich, wie die Bedingungen umher aussehen würden. Er hat von einem ‚Kind des Friedens' gesprochen, als hätte der Friede auch seine Kinder, wie alles seine Kinder hat.

Menschen begegnen sich auf ihren Wegen, erkenn sich als Freund oder Feind, als Du oder Ich. Unter Vielen sind auch die ‚Kinder des Friedens' auf den Wegen der Welt unterwegs. Sie warten auf ein Antworten in den Augen des Fremden, ob ihnen Erkennen wird. Für einen Augenblick ist Freundschaft, tritt Friede ein.

‚Wenn: -!' hat Jesus wieder einmal gesagt: ‚Wenn ein Kind des Friedens da sein wird - dann!'

Aller falscher Schein von Miteinander, Benutzen, Ausnutzen und sich gegenseitig die Lebendigkeit des Lebens neiden, ist dann fern, wie hinter sich gelassen.

Und noch einmal sagt er: „Esset, trinkt, was man euch gibt!" Er selber hat so gelebt, hat nicht zurückgewiesen,

was Andre ihm abgeben wollten, ihm abgeben konnten von dem geringen Eigenen: <Da esst, was euch vorgesetzt wird!>

Aber auch seine Leute sind wie Kinder, die nur essen können, was sie kennen, was ihnen vertraut ist und fremdes Anderes verabscheuen.

Nicht Essen oder Nicht-Essen ist noch wichtig, sondern daß es gegeben wird, wenn es einem vorgesetzt wird: ‚Setz dich, iß!' Vertrautheit mit allen Menschen wird verlangt, solange sie nicht gegen einen sind, sondern einem geben von ihrem Eigenen und einen für eine Zeit bei sich behalten,

Er weist nicht zurück, was ihm von den Andren zukommt, von ihrem Essen, von ihren Ernten, von den Früchten ihrer Arbeit und von den Mühen ihres Daseins. Er nimmt es an, wie er die Menschen annehmen kann. Er wenigstens hat niemandem etwas weggenommen oder mit sich fortgetragen, um was es den Andren leid gewesen wäre. Er hat gegeben aus seinem Eigenen, wieder zurechtgebracht, geheilt, geholfen, berührt, wo Anrührung erwartet wurde.

Jeder kann um den andren wissen, ohne daß es besonderer Zeichen bedarf. Es braucht die vorgeschriebenen Regeln nicht, die unbedingt eingehalten werden müssen, weil ein ‚ich' sich nicht die Anerkennung verscherzen möchte, die das ‚Grüßen' im Anderen hervorrufen soll. Im Frieden wissen Menschen innerlich voneinander, sorgen sich umeinander, sind nicht: Herr! und ‚Du da!', nicht großes ICH und kleines ich. Nicht großes WIR und nur das kleine ‚wir', von dem es Legionen gibt. Und niemand muß mehr die Kraft aufbringen, mit der einer glaubt, daß die Stimmen ehrlich sind, wenn sie einen guten Tag wünschen oder: ‚Eine gute Nacht!': wenn nicht auch klar ist, was der Inhalt dieser Wünsche ist und was der Andre bereit ist zu tun, damit die Wünsche auch wahr werden.

Als Kinder haben wir alle geglaubt, daß es in Liebe gesprochen war, wenn es hieß: ‚Gute Nacht!' oder ‚Auf Wiedersehen!'

Ein kleines verlorenes ich wollte aus sich selber heraus glauben, daß das, was von den Großen ihm zukam, auch wirklich so gemeint gewesen ist, ernsthaft, verheißungsvoll und: ‚ganz für dich!' Einmal wurde von jedem geglaubt, was ihm zugesagt, versprochen, verheißen worden ist.

Jedoch: man wird sich auch weiterhin voneinander unterscheiden mit Essen und Trinken, in Kleidung und Hausen, in Verteilung von Nahrung und dem Vorenthalten von Nahrung und Raum und Teilnahme und Vorenthalten an den Möglichkeiten des Lebens, den Mühen, den Sorgen, aber auch den Freuden und den Reichtümern und den Herrlichkeiten. Die Kunst, am Leben zu bleiben und Teile der Welt für sich zu gewinnen, besteht gerade im Auswählen, im Zurückweisen von allem, was nicht das Eigne verstärkt. Es ist weder ratsam noch nützlich, einfach zu bleiben bei Fremden und zu essen, was vorgesetzt wird. Seine Mitmenschen haben allen Grund, seinen Anweisungen zu misstrauen.

<Da esst, was euch wird vorgesetzt!> Das ist das Gebot, das ist ein: ‚Ihr sollt!' Wer das nicht tun kann, ist nicht geschickt zum Reich Gottes. Wer nicht in ein Fremdes eingehen kann, ohne es zerstören zu müssen, wer nicht fähig ist, von ihnen aufgenommen zu werden, die doch Wölfe sind, der ist nicht geschickt.

Keinen Makel hat das, was vorgesetzt wird, kein Ekel, keine Schranke kann sich aufbauen und behindert das Eingehen in das Miteinander - die Fremden, die von draußen hereinkommen, bringen wenig mit, aber sie lassen den Anderen ihren Frieden. ‚Was euch wird vorgesetzt, das esst!' - so einfach spricht er davon, was so schwierig zu machen ist, da doch jeder dahin zurücksieht, woher er

kommt, woher er seine Gebräuche, seine Vorlieben und seine Zwänge mitbringt.

,Nistet euch nicht ein!' das gehört auch noch dazu: auch das Miteinander hat seine Zeit. <Heilet die Kranken!> werden sie angewiesen. Befasst mit den Leiden und Krankheiten, sollen sie zu diesen Menschen sagen: <Das Reich Gottes - ist nahe!> Und sind dabei selber aufmerksam, heilen Wunden und Krankheiten. Böse Geister hören auf ihre Worte. Sagt in das Leiden hinein: ,Das Reich Gottes ist nahe!' Nicht Ausrede, nicht verschleierndes Gerede vor der Wirklichkeit der Leidenden, sondern als Stimme tief eindringend in das dunkle, heimliche Innere eines fremden Menschen: ,Ist nahe! Dir!'

Das ,Reich Gottes' ist nicht das Fremde, Drohende, das Furchtbare, kommt nicht wie ein Wolf, der über das Leben herfällt. Es ist nicht im Menschen, der schlimmer ist als alle Wölfe dieser Erde.

Wenn der Tod auf die Straßen kommt, in die Fenster steigt, die Himmel rot sind vom Feuer, das Menschen über ein Land werfen, das dann dunkel ist vom Blut und vom Sterben und von dem vielen Tod, der über allem liegt, wo einmal zu Hause gewesen ist - dann soll immer noch die Stimme eines Menschen sagen: ,Das Reich Gottes - ist - nahe -.

Auch wenn es zuletzt ganz leise geflüstert werden muß und es doch noch einen Widerhall hat in den Seelen der Kinder des Friedens: ,- nahe -,.

Frömmigkeit meint, einem andren Leben so nahe sein können, daß eine Stimme die Botschaft tragen kann zu einem andren hin: ,Das Reich Gottes - ist nahe bei dir!' ,Nahe! - hörst du!' In der Stimme muß das Wissen mitschwingen, daß das Reich Gottes nahe ist. Vielleicht sterben die Stimmen, die davon sprechen. Vielleicht erlischt das Gehör dafür, wenn die Stimmen immer leiser werden. Etwas bleibt immer

übrig von dem Wissen, das er in sie hineinlegte: <Doch sollt ihr wissen, daß euch das Reich Gottes nahe gewesen ist!>

An jedes Ich geht die Aufforderung: ‚Doch sollt ihr wissen: euch ist das Reich Gottes nahe gewesen!' Seitdem muß ein Mensch öfter stille stehen und zurücksehen dorthin, wo das Reich Gottes einmal nahe gewesen ist.

+

Zu Himmel erhoben - zur Hölle verdammt 10/13 -

<Weh dir!> sagt seine Stimme noch: <Weh dir!>, als sei die Erinnerung an die Nähe, die einmal gewesen ist, nicht schon genug an Weh, das ein Leben verwundet und ein Wunde hinterlässt.

<Weh dir - wirst du bis zum Himmel erhoben!> Auf alle die Städte der Menschheit wird das hingesprochen, die bis zum Himmel erhoben werden. <In die Hölle wirst du hinuntergestoßen werden!>

Und du! Wirst du bis zum Himmel erhoben?.' ist die Frage, als seine Leute unter die Menschen gehen.

Sie haben nur mitbekommen: <Wer euch hört, der hört mich!> Es ist kein Trost, als er noch sagt: <Wer euch verachtet, der verachtet mich!> Da spricht Schmerz, da redet ein Leiden - ‚In die Hölle hinuntergestoßen.' Eine Stadt, ein ganzes Land kann den Frieden nicht halten; ein Leben kann den Frieden nicht behalten, der ihm nahe war. Ein Weh ist um ein Leben, bis zum Himmel erhoben, das begreifen muß, daß es verloren hat, was einmal nahe war.

‚Doch sollt ihr wissen!' geht nicht mehr verloren, das geht von da an immer mit: ‚Es war euch nahe !'

„Wären solche Taten, die bei Euch geschehen sind, unter anderen Menschen geschehen, s i e hätten längst Buße getan!" Bitterkeit spricht aus den Worten, Schmerz ist in dem Vorwurf: ‚Bei Euch!'

Bis zum Himmel wollen sie sich erhoben sehen, die sich mit seinem Namen und mit seinem Wirken groß tun wollen und sich erheben, aber zur Buße nicht fähig sind. In die Hölle werden sie sinken und Hölle wird von denen ausgehen, die den Namen Jesu und seine Taten benutzen, ohne seinen Worten nachzufolgen und damit ihm Aufnahme zu gewähren.

+

Auf dem Höhepunkt 10/17 -

‚Es sind uns auch die bösen Geister untertan!' bringen die Siebzig mit, als ein ‚aber' sich ihrem Freuen entgegensetzt: Er hat anderes erfahren: ‚Ich sah!' sagt er.

Sein Sagen hält auf, was sie ihm sagen möchten, wovon sie ihm Mitteilung machen könnten. Diesmal kommt von ihm: ‚Ich sah!'

Die Macht eines fremden Erlebens verlangt ihre Aufmerksamkeit und fordert ihre Wachheit. Das kleine Lebendige auf dieser Erde duckt sich, zittert, wenn das gleißende Licht über den Himmel fährt, für einen Augenblick das ganze Land in Helle aufleuchten läßt. Dann ist es auch schon vorüber, der Donner rollt.

Das Leben richtet sich wieder auf, ohne gewahren zu können, welche Kräfte sich aufbauten und in einem Zucken vergingen, das die Luft zerriss und zur Erde fuhr. Ein Mensch hat es gesehen und begriffen, was sich aus den Spannungen zwischen Himmel und Erde aufbauen mußte, um sich im Blitz zu entladen.

<'Ich sah den Satan vom Himmel fallen.'>

Es ist etwas in seinem Sagen, das ihnen das Vertraute und Unheimliche zugleich ihrer Welt und Erfahrung fremd werden läßt, als habe ein Fremder gesprochen, der mit geöffneten Augen in ihre Welt gekommen ist und noch sehen kann, was zwischen ihrer Erde und dem Himmel darüber geschieht, wenn die Kräfte sich entfalten und zur Erscheinung werden.

<Sehet!> sagt er, <ich habe euch Vollmacht gegeben zu treten auf Skorpione und Schlangen - nichts wird euch schaden.> Noch nicht einmal die <Gewalt des Feindes.>

‚Aber!' kommt von ihm her. ‚Wie einen Blitz!' hat er gesagt und von der ungeheuerlichsten Kraftentfaltung gesprochen, der kein Feuer auf Erden gleich kommen kann. Es war wie ein Blitz, als der Satan vom Himmel fiel und auf die Erde traf. Nichts an Kraft und Gewalt kommt dem nahe. Die Schöpfungsgewalt, welche die Erde ergriff, muß von dieser Gewalt und Macht gewesen sein. Alle ‚Heiligen Feuer' der Menschheit sind wie ein Gleichnis dafür. Es braucht keine Freude, wenn die Geister fügsam werden. Die Freude rührt daher, daß ‚Namen im Himmel geschrieben' sind.

‚Ich sah!' hat er davon gesagt. Er hat die Freude gesehen. Er hat auch das Andere gesehen. ‚Zur Hölle' war der Name gefahren der Stadt und ihrer vielen Menschen. Vom Himmel gefallen war der Name der Stadt. Irgendwann würde sie auch selber fallen.

‚Ich sah!' sagt er. Dann sieht er seine Freunde an: <Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind!> Für einen Augenblick taucht die Helligkeit des Blitzes, in dem der Satan vom Himmel auf die Erde fuhr, alles in sein Licht. In einem anderen Licht werden die Namen sichtbar, die im Himmel geschrieben sind.

Aber über der Erde stehen andere Namen, in gleißendes Licht getaucht. Ein anderes Gesetz ist mit ihnen geschrieben. In jedem Aufflackern und Verbrennen der Gewalt ist etwas von der blitzenden Kraft, die vom Himmel auf die Erde fällt.

Es wird nun immer ein: ‚Zu spät!' geben, es wird für immer gelten: ‚Es war einmal, daß der Friede vor euch stand, daß die ‚Kinder des Friedens' gingen, über Schlangen und Skorpionen, bedroht gingen von feindlichen Gewalten und nichts ihnen schaden konnte. Aber auf ihre Worte gab man

nichts und daß ihnen die Geister untertan waren, wollte man nicht sehen.

+

Jesus alleine kennt Gott als Vater 10/21 -

<Zu der Stunde!> hieß es. Das Licht schmückt ihn, macht alles voller Glanz um ihn herum und erfüllt ihn mit dem ‚heiligen Geist'. <Ich preise dich, Vater!> Seine Worte steigen auf zum Himmel und begreifen die Erde, die ihn trägt: <Gott des Himmels und der Erde!> In der Hingabe des Erkennens und Wissens steht ein Mensch in vollkommener Stille, in völligem Gleichgewicht der Kräfte und Mächte, die der ‚Herr des Himmels und der Erde' den Menschen um der Vollkommenheit willen gibt.

Auf den Höhepunkt seines Lebens gelangt er und ist ganz in der Freude, die dem Himmel und der Erde gewährt wird.

Da kommt dem Menschenleben die Kraft zu, daß es in aller seiner Kraft auszudrücken vermag, was ihm von dem ‚Herrn des Himmels und der Erde' zuteil wird und ihm zugeeignet wird zu seiner Zeit. Von den Namen, die im Himmel geschrieben sind, hat er gesprochen. Nun ist seine Stunde gekommen. Ohne jeden Vorbehalt gibt sich ein Mensch in die Wahrheit, mit aller Vollmacht, hingeneigt zu den Gründen, aus denen die Worte kommen. Aus verborgenen Gründen steigt das Erkennen um den Weg der Menschen auf, findet ein Gefäß, zum Aufnehmen des Offenbarten fähig und begabt zum Behalten.

Es sind nicht die Worte, in die alles gefasst werden kann, es ist die Kraft, die als Freude antwortet und trägt und erträgt.

Zeit vergeht, Glanz verlischt, eine Stunde ist dahin. <Ja, Vater, so war es wohlgefällig vor dir!> sagt er dann nur.

*

Den ‚Weisen' und ‚Klugen' bleibt verborgen, was Kindern offenbar ist. Die Kinder erleben die Welt als einen Raum, der sich ihrer Entfaltung und ihrem Wachsen öffnet. Nicht als Getäuschte, als Verbitterte, als Verlorene kommen sie, sondern um zum Erkennen zu gelangen, wenn die Stunde da ist und es Zeit wird, am Wissen teil zu haben. Im Urteil der Ämter, die das Wissen und die Klugheit der Zeit verwalten, erscheinen sie als Unmündige, als Menschen, die keine Stimme haben und klein zu bleiben haben. Jetzt denken sie daran, daß er nach einem Kind griff und es unter sie stellte.

Nichts hat er verloren von allem, was er als Kind mitgebracht hatte. Nichts hat er vergessen von allem, was ihm als Kind offenbar gewesen war. Er hat nicht vergessen müssen, woher er gekommen war: <Es ist mir alles übergeben von meinem Vater!> Diesmal sehen sie einen, der und ‚frohlockt' als einer, dem die Augen geöffnet sind, ein Hörer der Rede Gottes, ein Mensch in der Freude. Diesmal erreicht sie sein Sprechen, das für sie bestimmt ist oder in ganz andere Zeiten reichen soll, um in anderen Menschen weiterzuklingen: <Und niemand weiß, wer ist der Sohn!>

Das sagt einer von sich, der nicht mehr darauf angewiesen ist, daß die Welt und ihre Klugheit ihm glauben oder auch nur etwas von ihm wissen will. ‚Niemand weiß, wer ist der Sohn!' Als einen Unbekannten erlebt er sich, obwohl er auch eine Mutter hatte, die nach ihm sah.

Er aber spricht als einer, der seinen Vater kennt und ihm als Sohn zugehört. Ein Vater weiß, daß es ihn gibt.

Am Anfang hatten die Alten und Erfahrenen einen behütet, ihm zugestanden für eine Zeit, ‚in dem, was seines Vaters' ist zu sein. ‚So war es wohlgefällig vor dir!' spricht er, als gäbe es schon ein Zurücksehen auf den Weg und auf alles, was getan worden ist, sodass es wohlgefällig

war. Die Welt hat selten gesehen, was ‚wohlgefällig' war: vor Gott.

Es bedeutet ihnen viel, als er sich ihnen zuwendet und wieder der ist, als den sie ihn kennen, der mit ihnen ist.

„Nichts wird euch schaden!" ist seine Zusage. Zu seinen Jüngern wendet er sich: <Selig sind die Augen, die das sehen, was ihr sehet!>

In einem den Himmel zerreißenden Licht war der Satan vom Himmel zur Erde gestoßen. In einem anderen Leuchten soll die Erde sichtbar werden, und dieses Licht soll die Menschen umgeben, die nach Gottes Wohlgefallen gehen.

Klüger wäre es, natürlich, dafür Sorge zu tragen, daß ihre Namen auch bei Menschen gut angeschrieben sind. Auf andre Weise ist kein Einfluss zu erlangen, keine Wirkung auszuüben. Bei den Schicksals - und Menschheitsfragen werden die wirklich Klugen und Wissenden nicht gefragt - stehen am Rande und werden als Unmündige behandelt. Ihr Wissen wird nicht verhandelt.

Das Wissen der Weissagung aus einer Notzeit beschreibt auch weiterhin die Schicksale derer, die Erfahrung, Wissen und Botschaft tragen: *<Du sollst erniedrigt worden und von der Erde her reden und aus dem Staub mit deiner Rede murmeln, daß deine Stimme sei wie die eines Totengeistes aus der Erde –).* (Jes 29) Aus dem Staub flüstert die Rede - im Himmel sind Namen angeschrieben.

Nicht von oben herab, wie vom Himmel geredet, kommt das Reden. ‚Erhebt die Niedrigen', sang die Mutter.

Aber die Hocherhobenen, die Herrschaften sind und die Reiche der Welt unter sich teilen, finden nicht die Ruhe und Stille, um die Wirklichkeit der Menschen zu erkennen, die auf Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit aus sind. Nicht allen ist es gegeben, zu erkennen, was als Unheil über der Welt droht.

Und die Sprache der vielen Menschen, mit der sie sich verständigten, trägt nicht die Wahrheit, die sich in ihr ausdrücken sollte. *<Höret und versteht's nicht! Sehet! Und merket's nicht!>* hatte der Prophet zu sagen. Es war Bitterkeit in seinem Reden.

Er mußte auf das verzichten, was alle sehen wollten, was alle glaubten, worauf sich alle verlassen wollten. Ein Reden wird unnütz, wenn sich davor das Gehör verschließt und damit nur bewirkt wird, daß sich die Aufmerksamkeit abwendet.

Die *<Gedanken des Friedens und nicht das Leidens >* (Jer 29) fanden keinen Raum, in dem sie sich hätten entfalten können. ‚Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet!' ruft Jesus, weckt Gegenwärtigkeit.

Viel später erst begreifen manche Nachfolger, daß dies zu den Erinnerungen wurde, die das Leben ihnen zugedacht hat. Ein Gut wurde gegeben, das nicht vergänglich sein sollte bei allem Verlassen und Verlieren. Er hat sie zur Hingabe an die Gegenwart der Seligkeit gebracht. Auch davon gilt, daß die selig sind, die kein Ärgernis nehmen an denen, deren Wahrnehmen aufgetan ist.

+

Einspruch und Hinderung

Und ‚siehe!' steht da. Es ist ein Widerspruch da, Einspruch! Ein Schriftgelehrter steht auf und versucht ihn mit seinem: ‚Was muß ich tun?'

Jesus hat von keinem Tun geredet, welches von einem Ich getan werden kann, wenn es unter einem ‚Muss' steht. In der Hingabe an die Gegenwart der Erfüllung gibt es keine Einwendung, keinen Widerspruch, auch kein ‚Muss'.

Einer fragt; er ist ratlos, er weiß nicht weiter, er muß: ‚Bitte!' sagen. ‚Antworte!' Er braucht eine Antwort. Ein anderer fragt, weil er die Antwort schon weiß, die richtige Antwort. Er möchte nur beurteilen, welche Antwort

ihm von dem Anderen wird. Er muß die Antwort nicht haben, er braucht die Antwort nicht. Er will nur vom Anderen hören, daß die eigene Antwort die richtige ist und er mit seiner Frage alle Fragen, die an ihn selber gehen könnten, abwehren kann, solange der Andere sich fragen lassen muß.

Langsam dringt es in den Geist des Andren ein: ‚Er hat nicht geantwortet, er hat mich gefragt.' Vorsichtig ist der Frage begegnet worden, die sich so vertraulich an Jesus richtete. Mit der Frage: Was steht im Gesetz geschrieben? hat er sein Leben als Schriftgelehrter zugebracht. Sein Wissen und seine Klugheit müssen ihn jetzt eine Antwort finden lassen. Sie wird sein Gegenüber zwingen, darüber Auskunft zu geben, was Jesus denkt, daß er zu tun habe, um das ‚ewige Leben zu ererben'.

<'Wie liesest du?'> ermuntert ihn Jesus.

Da antwortet der Gefragte und in seinem Wiederholen des Geschriebenen klingt es, als spreche er zu seinem Gegenüber mit dem: ‚Du sollst!' der Schrift, als beauftrage er ihn mit der Erfüllung dieses Sollens.

„Lieben von ganzem Herzen" sagt sein Mund. Das, was geschrieben steht, wird zum Klang der Forderung, als sein Nachdenken an den Buchstaben der Schrift ihn sagen läßt: „Von ganzer Seele, von allen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst!"

Jesus hat darauf gewartet, daß der Andere schon lange unter einem Sollen und unter einem Muss stand, dem auch kluges Fragen und Antworten nicht mehr ausweichen kann.

‚Aber -!' will der Mann sagen.

‚Niemand kann - !' will seine Erfahrung einwenden.

<Tue das, so wirst du leben!> sagt die Stimme Jesu, ganz ihm alleine zugewandt. Genau das ist zu tun, obwohl keine Tätigkeit das vollbringen kann. „So wirst du leben!" verspricht ihm Jesus, als hielte er die Gabe seines Lebens

zurück, als hindere er selber sein Leben, wo ihm eben gesagt wird: ‚Tue das, so wirst du leben!'

Jetzt muß er wirklich anfangen zu fragen. Bisher hat er nie daran gezweifelt, daß er Gott liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte. Erst als er den Anderen vor sich hat und ihm mit diesem: ‚Du sollst!' einen Auftrag zu geben scheint, indem er nur die Worte der Schrift wiederholt, geht ihm auf, daß auch seinem Gegenüber die Erfüllung dieser Auflage zugemutet ist und sein Antworten auf die Herausforderung Klarheit hat.

Jedoch alle seine Nächsten kann auch Jesus nicht lieben, wenigstens nicht so, wie sich selbst. Die Frage am Anfang sollte ihm selber Bestätigung und Rechtfertigung und Ansehen bringen, wenn der Befragte nach einer Antwort hätte suchen müssen, die nie reichen würde, um eine Aussage über das zu machen, was er zu tun haben könnte, um das ‚ewige Leben' zu ererben.

Für ihn sind das alles Dinge, die einer erben konnte: von seinen Vätern erben, von den Vorfahren erben, aus der Überlieferung erben, aus der Geschichte des Volkes ererben.

Da wird die Frage verständlich, die immer mitgegangen war: ‚Was muß ich tun, damit ich ein Erbe sein kann? Was ist mir auferlegt, damit ich erben kann?'

Es gehört auch zum Erbe, daß man seinen Nächsten zu lieben hat, nach den Worten der Schrift. Nichts Unverständliches oder seinem Inneren Fremdes wird verlangt. Es wird nur ein Tun verlangt, über das es unter allen Menschen immer Streit und Auseinandersetzung gewesen ist und Zwiespalt blieb.

Ist er jetzt unwillig wie einer, der schon abstreitet, daß es ihm je ernst gewesen ist mit seinem Fragen und seinem Suchen nach Antworten? Oder muß er dagegen anreden, daß in ihm schon ein Wissen spricht, gegen das er sich zur

Wehr setzt? Er muß sich selbst rechtfertigen! - Das ist etwas, was er ‚tun muß'. Er muß sich selbst rechtfertigen. Niemand ist mehr da, der es für ihn tun will. Gereizt setzt er sich zur Wehr: ‚Wer ist denn -!'

Dabei war die Aufgabe, den Nächsten zu lieben, von einer großen Einfachheit, solange die Menschen, die zusammengehörten, einander brauchten und über sich den gleichen Gott wussten und solange die Grenzen klar bestimmt waren, die von anderen Menschen und deren Zusammengehörigkeiten trennten und einen selber und die Nächsten vor deren Gottheiten schützten.

‚Meister!' redet er ihn an, höflich ist er, ein feiner Spott und ein Nicht-Ernstnehmen liegt in seiner Herausforderung. Er will den Andren reizen, daß er auf einem Boden, wo er sich angeblich auskennt, eine Antwort gibt, deren Unrichtigkeit, deren Unmöglichkeit ihn als einen Außenseiter und falschen Ratgeber und irregeleiteten Hirten ausweisen muß.

Aber selbst in der herausfordernden Frage liegt ein Zögern, ein vorsichtiges Zugestehen, daß eine Erwartung noch offen, daß eines noch in Frage steht: Das Ererben der ewigen Seligkeit .

Es muß einem Nachkommen doch etwas von seinen Vorfahren zukommen, was zum Erbe werden kann, was einem von dem Erbe der Vergangenheit zugedacht ist.

Für einen Augenblick sind sie einander nahe, die Beiden, in ihrem Fragen, im Antworten, im Hören der Antwort, die der Frager selber in sich trägt. Was die Frage, was die Antwort meint, ist jedoch kein Gut, einfach nichts, was zu erben wäre.

Es kann nicht Eigentum sein und zum Besitz werden, der zu verschwenden oder zu vermehren wäre und der als Erbe an die Nachkommen weiterzugeben wäre. Aber es gibt ein Erbe, was nicht aus Eigentums- und Rechtsverhältnissen, nicht

durch Land und Familie, Stand und Ansehen unter den Nächsten gegeben ist. Das Festhalten am Wissen, zu den Kindern zu gehören, denen Abraham, Isaak und Jakob Väter sind, liegt dem Fragen zugrunde und die Erwartung, daß es ein Tun geben könnte, das einem das Recht gibt, ein Erbe des ewigen Lebens zu werden.

Er sieht nicht, daß ihm ein Erbe gegenübersteht, der das alles tut, wonach er als nach einem Tun fragt. Es ist zu lesen, was im Gesetz geschrieben steht. Es ist nicht so verborgen, wie es die Gesetze und Verordnungen der Gesetzesverwalter sind mit ihren Listen und Fallen.

<Höre! Israel!> hieß es und war ein Ruf, der an alle erging. Die Worte der Anrufung dürfen nicht leichtfertig gebraucht werden, außer in den Zeiten der Not, wo Israel angerufen werden muß zu seinem Heil, oder in den Zeiten, in denen es kein Hören gibt und auch das Rufen vergeblich bleibt.

Aber im Schatz der Erinnerungen spricht es noch immer:

<...und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und du sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst - !>

Das alles haben viele bisher getan, sprachen im Stillen die alten Worte nach, hielten sie fest in ihrem Gedächtnis.

Eine Klage ist in der Frage: ‚Wer ist denn mein Nächster?' Die Frage greift weit hinaus in das, was geschehen wird, sodass die Menschen sich fragen: ‚Wer ist denn mein Nächster?' Diejenigen, die einen Nächsten notwendig brauchen würden, müssen durch Erleben begreifen, daß selbst im Nächsten niemand nahe ist.

Und immer, wenn das Herz danach fragt, wem einer der Nächste war, wird die Klugheit sich rechtfertigen vor dem

Anspruch, der aus dem eigenen Inneren kommt: ‚Der Nächste bin ich mir selber!' ‚Ich muß mir selber der Nächste sein - und wenn ich das tue, dann werde ich auch leben.'

Es ist dem Zweifel ausgesetzt, ob das richtige Erbe wartet und die Erfüllung des Versprechens: ‚Tue das, so wirst du leben!' Für einen Augenblick kann es scheinen, als wollte Jesus sagen: ‚Tu, was ich auch den Andren gesagt habe, folge den Worten und du wirst sehen können, was Propheten und Könige nicht haben sehen können.' Aber niemand folgt Worten, nur weil sie aus einem ihm fremden Tun entspringen, ihn beanspruchen wollen und deshalb Rechtfertigung vor ihnen nötig wird.

Die Frage kommt aus einer Unruhe, die schon die Verwirrung kommender Zeiten anzeigt, wo es nicht mehr sicher ist, wer denn ein Nächster ist dem, der niedergetreten wird oder verloren geht oder einen Anspruch hat auf Ansehen und Gehörtwerden.

In der neuen Gemeinsamkeit von Menschen, in deren Miteinander das Neue wirklich werden kann, das nicht mehr auf Land, Sprache, Volk, Geschichte eingeschränkt ist, soll es die Abwehr und die Rechtfertigung vor der Anfrage nicht mehr geben, die der Andre einem stellt: ‚Warum warst du nicht mein Nächster?' ‚Warum bist du nicht zu mir gekommen und warum bist du nicht mit mir eine Strecke des Weges gegangen?

‚Warum: Nicht?' ‚Warum: Du nicht?' Noch das erstickte, das verdorrte, das fruchtlose Leben wird danach fragen, was aus dem Nächsten geworden ist, der an einem vorbeiging.

‚Was muß ich denn noch alles tun?' lehnt sich der Unwille auf gegen die Aufgaben und Lasten.

‚Was muß ich noch alles tun?' fragt sich das ungesättigte Dasein, ‚damit ich endlich ankomme, wo meine Lebendigkeit zum Vorschein kommt?' Es muß lange gesucht werden, bis das Fragen dahin trägt, wo ihm eine gültige

Antwort zukommt. Aus ihm spricht der Glaube, daß ihm als einem Erben einer langen Geschichte die Lebendigkeit zusteht, von der alle Kinder zu wissen scheinen und als ihr Erbe besitzen.

Er muß dieses: ‚So wirst du leben!' so stehen lassen; er kann nichts richtigstellen, weil er sofort weiß, daß sein Leben der Lebendigkeit entbehrt, sonst hätte er nicht so gefragt, nicht mit der wissenden Überlegenheit eines Menschen gefragt, der alles schon getan hatte, was im Gesetz geschrieben ist und doch nicht an das Leben gerührt hat, was das ‚ewige Leben' genannt wird. Ein Schriftgelehrter kann wissen, daß das Wissen des Gesetzes nicht genügt, wenn einer Gott lieben soll von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte. Das Wissen muß sich in einem Tun bewähren, erst das Tun rechtfertigt das Wissen und läßt eine Frucht werden.

Er hat ‚Meister!' gesagt. Er hat einen Meister gefunden, der wie ein Weiser, wie ein Ratgeber, wie ein Heilender zu sagen weiß: ‚Tu das und du wirst leben!'

Immer hat der Wunsch zur Hingabe an die Liebe gefragt: ‚Was muß ich tun?' Immer hat Gott in den Geschichten der Vergangenheit den Menschen ein Sollen auferlegt. Aber selten genug hat sich seinen Menschen auch die ‚ewige Seligkeit' geöffnet.

Sein Wissen läßt ihn sagen. ‚Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen!'

Das Wort der Schrift läßt ihn sagen:' Und deinen Nächsten wie dich selbst.' Aber sein Erkennen läßt ein verborgenes, ein nur mühsam im Gleichgewicht seiner Seele gehaltenes Erschrecken fragen: ‚Wen liebe ich wirklich - von ganzem Herzen, von ganzer Seele -?'

Es ist schon Verleugnung genug, wenn er sich fragt, ob er von ganzem Herzen lieben kann. Ein nachdenklicher Mensch muß sich fragen: ‚Wo ist der Mensch, der so vollkommen ist,

daß er das tun könnte?’ Dem Nachdenken entringt sich die Frage: ‚Wer ist denn - wer ist denn mein Nächster?’

Ein Leben muß erfahren worden sein, bis es sich fragen kann, wer denn in Wirklichkeit sein Nächster gewesen ist, wer von allen, die einem nahe kamen. Auch ein junges Leben fragt sich in seinen Erwartungen und Enttäuschungen: ‚Wer ist denn mein Nächster?’

Aber Menschen gehen durch ihr Leben und fragen sich nicht, ob sie Gott lieben oder ihren Nächsten. Sie haben Nächste und haben Feinde, haben Menschen, die zu ihnen gehören und viele andere, die sie nichts angehen. Ihr Gemüt, ihre Kraft und ihre Seele sind von den Mühen und Aufgaben ihres Daseins in Anspruch genommen. Es kann nur ein verborgener Teil ihres Lebens sein, der noch Fragen stellt. Sie haben alle so viel zu tun, was unter einem Müssen steht, damit sie nur am Leben bleiben, daß sie nach einem Leben, was erst noch zu erben wäre und für das es auch noch was zu tun geben sollte, nicht auf die Suche gehen.

Der Gelehrte hat nicht behauptet, er wüsste nicht, wer sein Nächster ist, er hat nur das Eingeständnis umgangen, er wisse, wer sein Nächster ist. Aber das Innere muß sich davor schützen, daß nicht eine Hölle von Erinnerung, von Selbstmitleid und Selbstbezichtigung, an Verzichten, an Versäumnissen und Erkennen geöffnet wird, die das Gleichgewicht, das sein Ich trägt, ins Wanken bringen müsste. Einmal gab es den Nächsten, den kein Bitten um Vergebung und kein Dank mehr erreichen kann.

Aber er hat diese Worte geliebt und darüber nachgedacht am Morgen, am Abend, zuhause und auch unterwegs. Und er hat die Frage gestellt. Viele andere werden nie innehalten und sich so fragen wie dieser Mensch. Nicht aus Streitsucht und Widerwärtigkeit heraus spricht der Mann. Es ist Stille in seinem Fragen und auch

Erwartung. Es ist wieder ein Sprechen im Bild, ein Erzählen, das Jesus ihm entwirft.

+

Dem Helfer gilt kein Erinnern, gilt kein Dank 10/29 -

<'Es war ein Mensch, der ging ->

Es klingt, als Jesus erzählt, als wüssten sie beide, wovon er spricht, von etwas, das noch immer, bei einem bestimmten Geräusch, bei einem Geruch, bei einem harmlosen Wort, mit einer Erinnerung an Verzweiflung, an Schmerz und Einsamkeit über einen hereinbrechen kann. Es klingt, als rede Jesus zu einem verborgenen Schmerz, zu einer vergessenen Wunde, als rühre er an ein Erfahren, aus dem Wissen erwuchs, dem aber wegen des Entsetzens, das alles überschwemmte, keine Frucht vergönnt war.

Als eine Erzählung kommt es an einen heran, ganz von ferne regen sich die Gefühlserinnerungen. Mit dem Erzählen tritt das Erleben fremder Menschen in einen ein: „Es war ein Mensch -!" Es war ein Mensch, der unter die Räuber gefallen war.

Aber es waren ein Priester und ein Levit, die hinsahen und wie unter einem Zwang, der ihnen auferlegt war, vorübergehen mussten. Ein Anderer, der nur ein Samariter war, sah einen liegen und der Jammer, der um das verletzte und vergehende Leben war, dessen Kraft verrann und dessen Gemüt sich verdunkelte und in dessen Seele schon die Schatten des Todes aufstiegen, rührt an, was Jammer und Elend ist und er nähert sich ihm.

Auge in Auge stehen sich die Beiden gegenüber. Wissen begegnet Wissen, Erfahrung fragt nach Erfahrung.
,Wer war der Nächste?'

,Der die Barmherzigkeit tat!' Worte sind nicht mehr notwendig. Jesus sieht ihn nur an und sagt darin doch noch: <'So gehe hin und tue desgleichen!'>

‚So gehe hin und tue das Gleiche!' gilt nun jedem, der danach fragt, wer sein Nächster ist. Und Viele werden es sein, die unter Menschen fallen, die sie liegen lassen. Der Nächste wird nicht mehr sein, der neben einem ist oder hinter einem oder über einem. Der Nächste ist, der selber Barmherzigkeit brauchte und der ist der Nächste, der einem andren Barmherzigkeit antun kann.

Und die, die im Rufe stehen, Gott lieben zu wollen, werden gefragt werden: ‚Wer ist denn nun der Nächste gewesen dem, der einen Nächsten gebraucht hatte?' Aber die, die vorübergingen, und nicht nach ihm sahen, die hatten gute Gründe, schnell zu vergessen, woran sie vorübergingen.

Nur Einer hielt inne, ließ sich aufhalten, half, in einem Land, in dem er nicht zu Hause war, dessen Menschen er nicht vertrauen konnte, deren Misstrauen er fühlte, weil er auch ein Kind jener Leute war, die nach den ‚früheren Bräuchen' handelten und denen das Vorurteil galt: *<Sie fürchten weder den Herrn, noch halten sie Satzungen und Rechte nach dem Gesetz und Gebot, das der Herr geboten hat!>* (2. Kön 17)

Er hielt nicht Satzungen und Rechte, aber sah einen liegen und näherte sich, half dem Gefallenen und sorgte sich um ihn und rettete ihn. Aber auf seinem Weg war er aufgehalten worden, hatte Zeit verloren, sein Geld hingegeben, um einem Fremden zu helfen, der später nicht mehr wahrhaben wollte, daß er selber schon halbtot war, sondern sich eher schämte, wenn er an seinen Retter denken mußte. Einer, dem der Geruch der ‚früheren Bräuche' anhing, der hatte ihn in seiner Not und Armseligkeit gesehen. Einer ‚der Söhne Israels' war auf einen Fremden angewiesen. Der fremde Helfer folgte seinen ungewohnten, nach aller Ansicht verdorbenen Gesetzen und Geboten, aber hatte sich nicht davor gescheut oder gefürchtet, auf der Reise dem am Weg Zusammengeschlagenen und Zusammengebrochenen beizustehen.

In das Bild, das entstanden war, wie ein Gebäude aus Gedanken, Erinnerungen, aus den Worten des Erzählens errichtet, sind die Erlebnisbilder von vielen Menschen eingegangen.

Für sie mußte das Grauen entsetzlich gewesen sein, wenn es so weit war, daß das, was sie zerstören konnte und vernichten würde, an sie herankam, an Menschen, die die Gewalt nicht kannten und nichts ihr entgegenzusetzen hatten, wenn sie dem Entsetzlichen allein und wehrlos ausgeliefert waren, ohne einen Nächsten in ihrer Nähe zu wissen. Verborgen fragt es nach dem Nächsten, der tröstend und helfend, lebensbewahrend für einen dagewesen ist – ein Retter und Heiler, dem ein Leben lang Dank schuldet.

Ein Mensch steht vor der Aufgabe, Dank leisten zu müssen und steht vor der Aufgabe, erkennen zu sollen, daß für ihn ein Nächster da war. Ein Mensch hat einen Nächsten gebraucht. Wer so nach einen ‚Nächsten' fragt, der muss wissen, wer es war.

Wenn ein andrer einen Nächsten brauchen wird, dann wird für ihm ein Nächster da sein.

+

Zwei Schwestern - zwei Wege 10/38 -

Eine Frau nimmt ihn auf in ihr Haus. Sie will ihm alles recht machen. Es soll dem Gast nichts fehlen. Für eine Zeit bei dem fortwährenden Weiterziehen soll er ein Dach über dem Kopf haben und behütet sein. Eines Tages wird es so weit kommen, daß er wirklich die Barmherzigkeit eines Nächsten nötig hat. Aber niemand kann ihm abnehmen, was er vor sich sieht und was er in sich trägt. Es ist nicht angemessen für einen Gastgeber, dem Gast im Haus seine Geschichten und seine Wahrheiten zu entlocken. Es ist ein anderes Tun, womit sie ihn umgibt und was sich gehört um der Gastfreundschaft willen.

Die Schwester der Frau hat es leichter, weil die Last, es ihm recht machen zu müssen, nicht auf ihr liegt. Sie kann sich vorstellen, daß ihr Gast nicht einer von denen ist, die in Ruhe gelassen werden wollen und die versorgt werden müssen mit ihren Ansprüchen.

Der Gast, um den jemand sich Mühe macht, muß sich aber auch die Mühe machen, sich richtig zu verhalten, seinem Gastgeber nicht zu viel abzuverlangen an Aufmerksamkeit, sich bedienen zu lassen, ohne daß es zu einer Begegnung kommt, die seinem Wunsch nach Aufgenommenwerden, nach Gehörfinden entsprechen würde. Die Verrichtungen machen die Aufmerksamkeit zunichte, die der Angekommene vielleicht erwartet hatte; das Bedienen zieht eine sorgfältige Grenze, die ein Zunahekommen verhindert. Es sind nur Zeichen, das Zubereiten, das Kochen, das Vorsetzen, das Abräumen, für ein: ‚Ich bin dir nahe, ich bin für dich da!'

Aber es sind auch Zeichen für den Verzicht, der über lange Zeit erlernt worden ist, daß einmal jemand käme, der nur für einen selber da sein würde, um sich alles mitteilen zu lassen, um sich alles erklären zu lassen, um alles zu verstehen, um dann dafür Trost oder sogar Frieden zu erhalten. Um die Sitten und Gebräuche der Gastfreundschaft ist eine stille Traurigkeit, weil niemand einen anderen erreichen kann in seinem Inneren und niemand sich erreichen lassen kann im eigenen Inneren. Der Friede, der vom anderen her auf einen zukommt, kann nur geglaubt werden, aber erfahren, in die eigene innere Welt aufgenommen, kann er nicht.

Jesus sieht auf diese Hände, die für ihn da sind, sieht auf dieses Leben, das ihn bedient und ferne von ihm bleibt. Und die Zeit vergeht, lässt nichts gültig werden, was doch angewiesen wäre auf Innehalten, auf Stillehalten,

auf Einhalten aller Geschäftigkeit und des Getriebes der Alltäglichkeit.

Ein Sabbat sollte wachsen zwischen Zweien, zwischen Dreien oder den Wenigen, die miteinander versammelt sind und nicht essen und trinken müssen und Unterhaltung pflegen, damit Sicherheit wird, dass sie zusammengehören. Die Frau tut so Vieles, macht sich zu schaffen, von dem sie glauben möchte, dass sie ihm Gutes tut damit.

Aber das Gute für ihn wäre, dass er jemand findet, dem er sich mitteilen kann, ein Leben, in das er eingehen kann und das ihn einlädt dazu. Aber die Schwester, die setzt sich auch zu ihnen, entzieht sich dem Dienst an den Gästen, lässt sie nicht unter sich bleiben.

Einspruch ist; Vorwurf wird: <Herr! Fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? > Sie muss es ihm sagen, er fragt ja nicht danach, dass sie alleine ihm dient. Sie ist alleine gelassen in ihrem Dienen und sie wusste es schon immer, nur nie so deutlich wie in diesen Stunden, wo sie ihr Haus für ihn geöffnet hat. Er muss mit seinen Leuten weiterziehen, aber wenigstens für eine Zeit soll er es schön bei ihr haben und später daran zurückdenken. Aber ihre Schwester drängt sich an den Gast, zieht seine Aufmerksamkeit auf sich und tut nichts. Sie hört ihm nur zu, lässt ihn reden, antwortet mit ihrer Aufmerksamkeit. Aber die notwendige Arbeit lässt sie die Schwester tun.

‚Was wird er von ihr denken?' denkt es in der Frau; sie sieht auf ihre Schwester, die auch zu seinen Füßen sitzt, ihrem Zuhören hingegeben und zum Verarbeiten des Gehörten bereit.

'Hat sie wirklich nichts anderes zu tun?' denkt die Frau, aber sie greift nicht nach der Schulter der Schwester, wie sie es macht, wenn sie alleine mit ihr ist, um sie aus ihren Träumen zu reißen. Sie wendet sich an

ihren Gast, damit der sein Gewicht und sein Ansehen ins Spiel bringen soll. 'Jemand muss ihr doch mal sagen, was sich gehört und was sie zu tun hat.' Und wenn Jesus ein richtiger Gast wäre, dann würde er seine Gastgeberin unterstützen und die Schwester zurechtweisen.

Wenn es nicht gerade ihre Schwester gewesen wäre, wäre es ganz gleich gewesen, worüber oder mit wem Jesus geredet hätte unter ihrem Dach.

Sie hätte sie reden lassen und hätte sie bedient, die Leute, die Gäste, die Herrschaften, ohne sich einmischen zu wollen oder auch nur verstehen zu wollen, wovon geredet wird. Ihre Aufgabe ist klar umrissen. Zu allen Zeiten muss bei Tisch bedient werden und im Hintergrund die ganze Arbeit gemacht werden, damit die vorne ihre Ruhe haben und ihre Zufriedenheit finden.

Wie sich jemand fühlen muss, der immer nur im Hintergrund bleibt, ein Schatten ist, um zu bedienen, das gehört nicht zu dem, was die Gäste kümmert. Mühsam unterdrückter Zorn, der nicht alleine ihrer Schwester gilt, ist in ihrer Stimme. Sie hat ihn auch in ihr Haus geladen, damit ihr einmal recht wird. Jemand muss auch Jesus einmal wachrütteln, damit er merkt, dass Reden und Worte machen alleine nicht das Leben ausmachen. Dann sagt er: 'Martha, Martha! Du hast viel Sorge und Mühe!'

Das wenigstens hat er gemerkt. Und dann kommt das große: 'Aber!' Immer gibt es ein: 'Aber! '

'Glaubt denn so einer, dass unsereins, die immer nur arbeitet, nicht auch mal jemand nötig hätte, der sich zu einem setzt und einen anhört! Aber unsereins hat es längst aufgegeben, darauf zu warten.' Es macht nur zornig, wenn sich eine Schwester so dazwischendrängt und sich nimmt, was einem selber zustehen müsste.

Deshalb ruft er sie mit ihrem Namen an, deshalb mutet er ihr zu, was so schwer zu ertragen ist: 'Laß deine

Schwester. Diesmal hat sie das gute Teil erwählt. Es soll nicht von ihr genommen werden.' Nicht die Schwester, nicht der Gast sollen es ihr wegnehmen.

Niemand soll jetzt sagen: 'Wenn das alles ist, dann soll sie ihr gutes Teil behalten!' Niemand soll ihr den Frieden nehmen, an dem sie von da an teil hat.

Aber das andere Teil soll auch nicht verachtet sein: 'Du hast viel Sorge und Mühe!' Es ist kein gutes Teil, was ihr selber zugefallen ist, es ist ein schlichtes Teil, in den Augen vieler Menschen ein schlechtes Teil. Einmal wird dieses Teil von ihr genommen werden, wenn es heißt: 'Dann!' 'Dann wirst auch du hören!' 'Andere werden dir dienen, sich sorgen um dich und sich mühen.' Was der Schwester zuteil wird, kann auch wieder fortgenommen werden, aber nicht jetzt. Und die Stimme und diese Augen sind vor ihr und lassen sie nicht hineinreden in das, wovon die Lieder voll gewesen sind: *<Darum will ich sie locken und in die Wüste führen und ihr Mut einsprechen!>*

<Und ich werde dich mir erwerben – auf immer! Ich werde dich mir erwerben, wie es recht ist und sich gebührt, durch Güte und Liebe! Ich werde dich mir erwerben durch Treue, so daß du Jahwe erkennst!>

Ein Klang von Ferne ist's, für einen Augenblick die Wahrheit, die sie erfüllt. Mit dem ganzen Herzen muss ein Mensch daran glauben, mit aller Seele, mit seiner ganzen Kraft daran festhalten wollen, dass es geschehen wird. Einmal kommt für jeden der Tag des 'guten' Teils, wenn der Mut nur solange reicht, um darauf warten zu können. Dann wird auch die Schwester sagen: 'Sage ihr doch, dass sie es auch angreife!'

Aber auch dann wird ein Mensch begreifen müssen, dass er allein geblieben ist in seinem Dienen, unter Schwestern, unter Brüdern, aber allein mit einem 'guten' Teil, das sich

so verächtlich ausnimmt unter dem vielen Anderen, was unter die Menschen und in ihr Leben ausgeteilt ist.

Das eine gute Teil wiegt alles auf. Als sie ganz in Ruhe ist und die Stille sie einhüllt und kein Widerspruch und keine Forderung sie mehr erreicht, lässt sie ihn in ihr Leben sehen, ist ganz bei sich selbst und ist selig in ihrem Hören.

*

Im Beten 11/1 -

Und es begibt sich, dass Jesus betet. Seine Jünger begreifen gut, dass sie ihm wieder die Stille lassen müssen und auch die Abkehr von ihnen. Im Erzählen des einen wächst schon das nächste an Geschehen heraus: <Und es begab sich!>

Aber als die Stille sich wieder verschließt, kommen sie ihm doch mit ihrem Fragen nahe, wie entschuldigend, als sie darauf hinweisen, dass doch auch Johannes seine Jünger lehrte, wie sie zu beten hatten. 'Wenn!'.

Wenn sie alles getan haben würden, wovon es hieß: 'Tut desgleichen!' und .- wenn! sie Nächste geworden sind und selber den Nächsten nötig gehabt haben würden und: Wenn sie lieben könnten von ganzem Gemüt - wenn dann noch einer den Mut aufbringen würde, dann gilt das: Wenn!

Wenn der Augenblick gefüllt ist - und nur dieser eine Augenblick für einen da ist - dann: w e n n ihr betet – dann! Wenn - dann! So sprecht: - !'

Und die Stimmen sind laut, die alle einmal gesagt haben: 'Du bist doch mein Nächster!' Und die Stimme Marthas ist wieder da, die über einen hinweg zu einem Anderen spricht: 'Sage doch, dass sie's auch angreife!' 'Diese da, dieser dort, bevor sie zu Worten ihre Zuflucht nehmen und beten!'

Aber wenn Menschen ihren Ort gefunden haben und es still geworden ist, um sie herum und in ihnen: Wenn sie dann sprechen, dann sollen die Worte lauten: 'Unser Vater im Himmel!'

Einmal wies Jesus auf seine Mitmenschen hin und sagte: "Die sind meine Mutter, meine Brüder und Schwestern, die Gottes Wort hören und tun!" Wenn einer beten will, dann soll er mit vielen andren sagen: "Unser Vater - im Himmel". Mit allem Ernst soll gesprochen werden mit vielen andren: Unser Vater, der du bist - im Himmel!"

Gesichter heben sich von der Erde und wenden sich zum Himmel. Im Herzen spricht es. 'Himmel!' 'im Himmel', das waren die Worte, die als ein Hinweisen dienten, dass es ein 'Auffahren mit Flügeln' gab, ein Taufen, ohne matt' zu werden.

Von nun an sollen sie: 'Im Himmel' sagen und 'unser Vater' sagen und darum bitten, dass 'sein Name geheiligt' werde.

Schwer wiegen die Worte, die folgen: <Dein Reich komme!>

Reiche kamen und vergingen wieder. Menschen fanden sich in ihnen zusammen, die alle diesen Reichen dienten. Neue Reiche steigen auf und greifen nach Menschen, um sie sich untertan zu machen.

Viele Menschen suchen nach ihrem Reich: Und dann sind die Wege zuende gegangen und das Gesuchte ist im Nirgendwo geblieben und hat sich nicht finden lassen. Wenn dann ein 'Kind des Friedens' sich besinnt, dann ist es in Wirklichkeit nur ganz zu Hause gewesen, wenn es sich unter dem Himmel erkannt wusste. Aber der Wille, der alle Reiche lenkt und sich das Wollen seiner vielen Untertanen einverleibt, kann sich auch sicher sein, dass seine Mitglieder alle wollen, dass sein Wollen durchgesetzt wird. Da ist es viel verlangt, wenn von Herzen bekannt werden soll: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“

Auch die Anderen werden behaupten, dass ihr Wille auf der Erde geschieht, wie es im Himmel beschlossen ist.

'Vater unser im Himmel!' bitten geht an allem Wollen vorbei, das auf der Erde herrscht und steigt auf als Klage, als Erwarten, das nach einem Willen ruft, der auf der Erde erfüllt wird.

Oft haben die vergangenen Menschen: 'Gott' gesagt und nach ihm gerufen, oft nach den Schriften seinen Willen aussprechen lassen und selten ist nach seinem Willen auf der Erde geschehen, was dann geschehen ist. Alle Reiche in der Welt haben einen Gott, der geschehen lässt, was die Mächtigen auf der Erde geschehen lassen wollen. Mit Stolz reden dann die Oberen zu Gott: ‚Es geschieht in deinem Reich, wie du es gewollt hast, auf unserer Erde wie auch in deinem Himmel!' Herausgehoben sind sie aus der Menschheit, die nicht sehen kann, was Könige und Mächtige sehen. Reiche bilden sich und breiten sich aus, die Gott verherrlichen und seinen Willen geschehen lassen. Der Stolz der Oberen steht vor Gott mit: 'Es geschieht in deinem Reich, wie du es willst, auf unserer Erde, wie in deinem Himmel.

Wer nach Worten sucht, um zu beten, der soll sagen, wenn es nötig ist: 'Dein Wille geschehe, im Himmel - auf der Erde!'

Und im Beten soll ein Menschenherz auch sagen dürfen: 'Vater!' 'Dein Wille geschehe! Dein Reich komme!' entringt sich dem Dasein, das in seiner Wirklichkeit sein Übereinstimmen mit dem Willen Gottes nicht finden kann, als Schrei, der keine Worte mehr braucht oder als ein Flüstern, das keine andren Worte mehr hat. Der Bereich, in dem dieses Dasein wurzelt, trägt sein Wachsen nicht länger, hält nicht länger sein Leben bis zur Reife. Das Leuchten einer Lebendigkeit verlischt, vergeht im Dunkel, für das andere Lichter und Lebensmächte aufstrahlen.

<'Meine Hand ist des Nachts ausgestreckt und läßt nicht ab, denn meine Seele will sich nicht trösten lassen'> hat eine leise Stimme vor sich hingesprochen, als das verborgene wissende und erkennende Leben nach einem Ausdruck suchte für sein Verlangen, für sein Erfahren und für sein Erwarten. (Ps 77)

Geheiligt ist der Name Gottes. Worte, Zeichen, Rufe braucht es, um sich verständlich zu machen, um sich Gehör zu verschaffen in einer Welt, in der alle Stimmen durcheinander rufen, fordern, schelten, befehlen, und sie alle. 'Ja, Herr!', 'Nein, Herr'!, 'Herr, Bitte!' sagen. Einem Reich gehört der Name Gottes an, zu dem der Zugang schon verschlossen oder der Weg dorthin verborgen ist, jedoch seine Zeichen hinterlassen hat.

Aber sich verständlich, sich wenigstens bemerkbar machen, geht nur mit der alltäglichen Sprache, mit der alle untereinander Umgang haben. Mit armen Worten wird gebeten, gebettelt, wird um Gehör gesucht und gehofft, dass die Worte Bedeutung haben und die Worte ankommen, wohin die Seele sie schickt.

In die Tage, in die Nächte, in das Dunkel, in die gleißende Helle, ins Vergangene, ins Kommende reichen die Worte, die lauten, die geflüsterten. Sie vergehen unter dem weiten Himmel, der alles aufnimmt und über allem bleibt. Funken eines vergehenden Feuers, wie verwehender Rauch sind die Worte und das Sehnen eines Lebens nach der Begegnung mit dem Lebendigen: <'Ach, *daß du den Himmel zerrissest und führest herab – daß dein Name kund würde.>* (Jes 64) Auf ein Entgegenkommen, auf das Verheißene vom *<saugen und satt trinken>* an den 'Brüsten des Trostes' ist gewartet worden, auf die Einlösung des Versprechens: *< Siehe ich breite aus den Frieden wie einen Strom!>*

Im Himmel, nicht auf der Erde mehr erfüllt sich die Zusage: *Ich <will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet!'>* Jes 66)

'Herr ,höre meine Stimme!' kommt aus der Seele, die sich nicht trösten lassen kann mit allem, was ihr das Dasein verspricht.

<'Aus der Tiefe rufe ich zu dir!'> spricht das Erkennen in einer Welt, in der die Seelen nach Erlösung verlangen, nach Heilung suchen. Oder nach einem Vergessen suchen.

Aus der Tiefe ruft das Lebendige nach dem Heil Gottes. *<'Meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet!'>* sagt das Erkennen eines Menschen vor sich selber, spricht sich selber dieses Wissen zu, an dem schwer zu tragen ist und dessen Erfüllung mit Antwort noch ausstehen muss. (PS 130)

„Dein Wille geschehe!' spricht das Leben und wartet, dass der Wille Gottes geschieht und wartet darauf, dass ein Reich kommt, das der Erwartung eine Antwort gibt. Es ist doch der Himmel, der die Erde in sich trägt und über dem Werden und Vergehen des Lebendigen wacht.

*

"Dein Wort ist wahr und trüget nicht und hält gewiss, was es verspricht, im Tod und auch im Leben: Du bist nun mein und ich bin dein, dir hab ich mich ergeben" haben sie gesungen, die uns die Worte gaben, die sich in uns einsenkten und geblieben sind. (EG 473)

<Gott! Lass uns dein Heil schauen!> wurde gebetet auf der Grenze zwischen Tag und Nacht, auf der Grenze zwischen Erde und Himmel, auf der Grenze von Leben und Sterben. (EG 482) Menschen haben so gesprochen beim Weinen und in der Freude, beim Gewahrwerden dessen, was an Geschehen um sie

herum war und beim Gewahrwerden, wonach es das Leben in einem verlangte und wonach es auf der Suche bleiben musste.

Alle Reiche der ganzen Welt und ihr Reichtum und ihre Verheißungen stehen vor den Augen, die sich abwenden sollen, um auf das Kommen des andren Reiches zu warten: 'Dein Reich komme!'

'Meine Hand ist des Nachts ausgestreckt!' hat einer lange vor uns gesagt, damit wir es wissen, wenn es für uns so weit ist, dass die Stimme in uns spricht: *<'Gott, du bist mein Gott, den ich suche. Es dürstet meine Seele nach dir, mein ganzer Mensch verlangt nach dir aus trocknem, dürren Land, wo kein Wasser ist.'>* (PS 63)

Noch auf der Grenze von Licht und Finsternis soll die Stimme des Herzens sagen: <'Du *hältst mich bei deiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an.'>* Dann ist die Seele im Frieden: *<'Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.'> Bis* dahin ist ausreichend viel an Kraft und Wissen gesammelt, damit die Einsicht trägt: *<'Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!'> (PS* 73)

Dann erst kann mit ganzem Herzen gesprochen werden: „Dein Reich komme! Dein Wille geschehe!" Darin sind dann alle Irrtümer aufgehoben, dahin gehen alle Wege, auf denen immer wieder gesagt und gelebt wurde: 'Dein Wille geschehe!' 'Dein Reich komme!''

So soll der Mensch sprechen, selbst wenn die Erwartung und das Bitten immer auf Menschen ausgegangen ist und kein Antworten erhalten konnte oder Antworten hervorgerufen hatte, die keine Erfüllung waren.

Es ist ganz einfach, es ist ganz schlicht, was das Leben in der Welt zusammenhält und wonach es fortwährend umgetrieben wird auf der Suche danach, wo es bleiben kann.

An die Mutter, an einen Vater geht die Bitte, geht das Begehren: 'Gib uns!' 'Bitte!' sagt ein Mensch, fordern muss sein Leben, dass ihm gegeben wird, wo es sich nicht nehmen kann oder wo nichts ist, was es sich einverleiben könnte.

Bitten muss ein Leben, damit es erhält, womit es leben kann, bis die Flamme seiner Lebendigkeit so groß geworden ist, dass sie sich selber greifen kann, was sie zu ihrer Erhaltung braucht. Aber auch die Flamme erlischt, wenn sie verbraucht hat, wovon sie sich nährte. Asche bleibt, silbriger Staub, der verweht ist, wenn die Stelle überwächst, auf der sie gebrannt hat.

'Gib mir!' fleht das Leben, wenn es vorbei ist mit dem Gegebenkriegen, mit dem Genährtwerden, mit dem Gehaltensein. Wenn es vorbei ist mit dem Nehmen und mit der Gewalt, die nach dem greift, womit sich das Leben täglich erhalten kann und was es glaubt zu brauchen, damit seine Lebendigkeit stark und strahlend ist. dann muss darum gebeten werden, was tägliches Brot ist immerdar.

*

Wenn ein Mensch des inne geworden ist, dass es ihn hungert und dürstet, dann spricht aus ihm die Stimme, die bitten kann: <Gib uns unser täglich Brot immerdar!>

Unser tägliches Brot! Mehr ist nicht an Bitte, an Wunsch, an Notwendigkeit, in Wirklichkeit, als das Eingestehen: Ich bin hungrig gewesen, ich bin durstig gewesen.' So vieles Andere war wie nichts gewesen, nicht anderes war so wichtig gewesen, so angefüllt mit Hunger und Durst, in diesem Augenblick, aus dem heraus es spricht: 'Unser täglich Brot immerdar!'

Die Zuversicht soll aus allem Beten und Bitten wachsen, dass für Leib und Seele 'Brot immerdar' gegeben wird. 'Unser Vater im Himmel' sagen. ihm ihre Stimmen nach. Und von dem Brot, von dem sie sich nähren, soll es auch so heißen: 'Unser Brot gib uns täglich!'

Einsicht spricht die Worte vor: 'Unser Brot - gib uns!' Sie sind ein 'Wir', die darum bitten, täglich, immerdar. Sie sind ein 'Wir', die Brot nötig haben, täglich, immerdar. Einigkeit soll sein unter allen, die darum bitten, dass ihnen gegeben wird, was sie notwendig brauchen, täglich, immerdar.

Einsicht muss den Worten nachsprechen, sorgfältig dabei bleibend, dass als 'Wir' gesprochen werden muss, wenn es ums Brot geht. Nicht alleine ums Brot bitten oder Nahrung einfordern soll das Leben. Das Leben teilen die Menschen miteinander. Ein 'und:' soll darauf folgen, das alles umgreift, woher das Brot kommt und auf die Hände sieht, die es geschaffen haben und es zugerichtet haben, dass es so weit ist, dass es zu täglichem Brot wurde.

<Und vergib uns!> soll der Bitte ums Brot folgen. Es kann das Bitten ums gemeinsame Brot nicht geben ohne die Bitte an den 'Vater im Himmel' um das Vergeben der Schuld, um die Vergebung der Sünde, die um der Bedürftigkeit willen, wegen der Notwendigkeit des Sich-Nährens auf allen Menschen liegt.

'Nimm uns unsere Schuld!' müssen alle sagen, die vorher ums tägliche Brot haben bitten müssen. 'Nimm von uns -!' als könnten sie etwas zu geben haben, das ein Anderer annehmen könnte aus ihren Händen, nachdem sie gerade erst um ein Erhalten gebeten hatten.

Aber das Eine, wonach das Bitten geht, muss keine Erfüllung finden und das Wegnehmen der Schuld und der Sünde findet vielleicht gar keine Möglichkeit in den Möglichkeiten der Welt. Als das Lebendige in die Welt kam, hatte es alle Möglichkeiten der Erfahrung, der Teilnahme mitbekommen; jedes Leben vermochte aufzunehmen, was in den Zeiten, die vor ihm waren, aufgebaut und gelebt worden ist. Aber fortwährend war auch die Schuld geblieben, die das Lebendige dem Leben schuldete, von dem es zehren musste.

Aber jedes neue Leben widerstrebt und verweigert sich der Einsicht und dem Bekenntnis, dass es an der Schuld zu tragen hat, die von anderen aufgebaut worden ist und der Erhaltung des Daseins anhängt.

Selbst eine tiefgefühlte Schuldanerkenntnis verlangt danach, freigesprochen zu werden. Das Streben nach Schuldlosigkeit ist wie das Bedürfnis nach Essen und Trinken, das einem niemand streitig macht oder nach einem Schlaf, der von andren nicht bedroht wird.

Aber die lebenerhaltenden Tätigkeiten als schuldlose oder wenigstens als unschuldige Tätigkeiten sind verbunden mit Neid und Missgunst dem gegenüber, was die Anderen haben, tun können und wie sie vor ihren Mitmenschen dastehen und vor Gott erscheinen. Dem Neid verbunden ist die Angst, nicht genug an Rang und Besitz als Eigen zu haben, das vor Entbehrung, Not und Einsamkeit schützt. Im Hintergrund aller Sicherheit des Habens lauert der Verdacht, dass die Nahrung, die einen selber nährt, einem Nebenmenschen entzogen wird, dass ein Leben auf Kosten der Lebendigkeit anderen Lebens sein Leben hat. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe ist deshalb so wichtig, weil nur dort ohne Schuldvorwurf der Genuss des gemeinsamen Brotes gewährleistet ist.

Es kann niemand richtig leben, wenn sein Essen und Trinken, sein Schlafen und Wohnen, seine Erhaltung und das Verlangen nach Erfüllung eines Lebenssinnes durch die Anschuldigung, sein Leben zu haben, während andere dafür entbehrten, litten, sogar starben, beeinträchtigt wird. Um 'unser Brot', um das Land, auf dem es wächst, von dem es eingebracht wird, geht der immerwährende Streit, die Missgunst, der Neid, die Angst, nicht genug zu erhalten. 'Das ist unser Land, das ist unser Brot!' sagen alle Tätigkeiten. Immer ist ein Zugreifen, ein Verzehren von dem, was einem gehört oder auch nicht gehört. 'Nimm dir

dein Brot!' sagen die einen, und auch alles, was dazu gehört.

'Bitte!' 'Gib uns Brot!' müssen die Andren sagen und darauf warten, dass ihnen gegeben wird. Es ist ein Ausdruck des Bedürfens, das durch nichts anderes zu ersetzen ist.

Von Anfang an, vom ersten Atemzug an braucht es Trinken, Essen, Wärme; das kleine Lebendige will Schutz und trägt in sich die Notwendigkeit, dass jemand da ist, der zu ihm spricht und auf es sieht. Ganz ohne Schuld zehrt das Leben vom Leben, ganz ohne Schuld ist das Gefühl des schuldlosen und unschuldigen Essens und Verzehrens.

Die Bitte ums tägliche Brot entspringt der Forderung, die seit dem Ursprung des Lebens das Lebende an das Leben hat, das mit ihm in der Welt ist.

Jesus hat gewusst, wovon er spricht, als er dem Bedürfen die Worte gibt. Aus der Forderung, Brot zu haben, die wie die Forderung ist, den Atem zu haben und Raum um sich zu erleben, ist ein Bitten geworden, das sich einem Wissen ergibt, das Gottes ist.

Das Leben selber gibt sich dafür her, fortwährend anderes Leben zu tragen, Leben zu erhalten, auch wenn anderes Leben dabei verdirbt. Die Hand greift nach dem Brot. Und eine Stimme spricht: "Und vergib uns unsre Schuld."

Schuld tragen die Menschen, weil sie an einem Leben teilhaben, das durch die Zeiten schuldig geworden ist, Schuld tragen die vielen kleinen Ich's, die selber vielleicht nie schuldig geworden sind. Schuldig sind die Menschen vor dem Anspruch ihres Lebens, dem die Wirklichkeit ihres Daseins nicht genügt. Schuld tragen sie alle, deren Frucht nicht vollkommen wurde, die auf dem Acker ihres Lebens wuchs.

An einer Schuld trägt einer, der selber schuldlos geblieben ist und diejenigen, die mit ihm gehen, bittet, mit ihm zu sagen: "Und vergib uns unsre Sünden!"

Die, die wirklich schuldig sind, begreifen sich selber nicht als schuldig, weil sie eine Schuld nicht tragen könnten, die Sünde vor Gott ist.

Noch sind die Worte frisch, kennen noch nicht die Abnutzung durch Gewohnheit und häufigen Gebrauch. Ernst meinen es die Worte. "Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen - !" Noch wollen die Herzen Gott lieben. Immer wird einer fragen nach der Liebe, die von ganzer Seele erbracht wird und mit ganzer Kraft geleistet und getragen wird.

Gott ließ in der Vergangenheit seine Worte aufleuchten, war denen schon entgegengekommen, die am Erreichen der Ganzheit ihrer Seele zweifelten, wenn er zusagte, bei denen wohnen zu wollen, die *<zerschlagenen und demütigen Geistes sind.>* Der Geist von Gedemütigten und das Herz von Zerschlagenen wird wieder die Worte haben, die dem Gotteswort antworten können. Nicht die Worte werden reden, sondern von Herzen kommt die Erkenntnis, an der die Seele und das Gemüt tragen, wenn der Ernst sagt: 'Wir bitten um Brot und erkennen die Schuld, die wir haben an unsren Nächsten, am Leben und an uns selber!'

'Wir sind schuldig und tragen an der Sünde vor Gott und bitten zugleich, dass Gott geben soll nicht nur das Brot, sondern auch die Vergebung aller Sünde.'

Mit allem Ernst kann das Leben nicht so von sich denken, sich selber so begreifen. Ein Ich muss sich selber verleugnen in seinem Anspruch auf Unversehrtheit, wenn es zugeben müsste, an einer Schuld zu tragen. Es muss die Schuld leugnen, an der ein Ich allein nicht schuldig ist und die es auch mit vielen andren nicht auf sich nehmen will.

Aber Jesus legt ihnen auf: Wenn ihr betet, so sprecht: 'Und vergib uns unsre Sünden!'

Nicht mehr zu Menschen sollen sie sich wenden, wenn es um das Brot geht. Gott sollen sie bitten, dass er Brot gibt, täglich. Ihre Nächsten sollen sie lieben, die von Menschen nichts mehr zu hoffen haben und deren Bitten ins Leere gehen. In allem, was dem Nächsten getan wird, können sie auch für sich selber etwas tun, in der Zuwendung zum Anderen auch ein Stück sich selber lieben dürfen. Um Vergebung bitten sie und haben die Vergebung von Menschen nötig in der Erwartung, dass sich ein Nächster findet, wenn sie jemanden brauchen, der sich ihrer Not annimmt und das Notwendige gibt, was jeder braucht.

Ein Versprechen entringt sich dem Beten, das seine Worte nachspricht : <Denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind!> 'Denn auch wir vergeben!' ist die Botschaft, die von ihrem Beten ausgeht. Verheißung tragen sie, denen die Sünden vergeben sind: 'Allen vergeben wir, die an uns schuldig geworden sind!' Gott vergibt die Sünden denen, die ihn darum bitten, denn auch seine Menschen sind fähig, Schuld zu vergeben.

Deshalb können sie Gott um die Vergebung auch ihrer Sünden bitten.

Mit diesem: 'Denn wir vergeben allen!' kehrt jeder aus seinem Beten zurück, wenn die Felder jener Kraft berührt worden sind, aus denen die Vergebung der Sünden wächst und das Begreifen, was einer dem Anderen schuldig ist.

Es gibt keine Opfer mehr, die für die Schuld, die für die Sünden gebracht werden müssen. Was seine Nachfolger zu geben haben und denen mitteilen wollen, die es nötig haben, ist das Vergeben von Schuld.

Vielleicht trägt manches Leben mehr als anderes an einer Schuld, die nicht mehr gutzumachen ist. Manches Leben bleibt für immer etwas schuldig, weil die Schuld nicht mehr

abzutragen ist in einem ganzen Menschenleben. Ein vergehendes Leben hatte gebetet, dass Gott einem nun für immer fern und fremd bleibenden Leben mitteilen möchte, dass eine Schuld vergeben ist, die ein Leben hat, weil es nicht sein Nächster bleiben konnte.

Wenn Jesus einmal gehen wird und lassen muss, die für ihn die Nächsten waren, dann soll auch davon gelten, dass ihm die Schuld genommen wird, weil er sie alleine ließ und er auch denen vergeben kann, die an ihm schuldig wurden.

*

Es bleibt immer etwas übrig, was dazu treibt, sich zu verweigern, wo gutzumachen nötig ist. Aber in jeder Seele wartet auch ein Teil ihrer Kraft darauf, dass es zum Wort und zur Bitte reicht: 'Vergib mir meine Sünde und vergib mir, weil ich dir schuldig bleiben musste, wo ich für dich hätte da sein müssen.'

Ein Erwachen ist, wenn die Kraft des Himmels einen im Beten berührt und erreicht, dass sich das Erkennen und das Wissen entfalten vor dem Vergeben der Sünden und dem Bedürfen des ganzen Gemütes, alle Schuld zu vergeben denen, die einem einmal nahe waren und schuldig geblieben sind, was in ihrer Kraft und in ihrem Auftrag gelegen hätte: zu tun an einem.

Mit feiner Genauigkeit verzeichnet die Seele, was alles die Andren schuldig geblieben sind einem Leben.

Aber den Menschen, welche die Worte bewahrten, war anzumerken, dass sie auch taten, wovon sie die Worte hatten, dass sie wissend sprachen: Denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind." Das war eine Aufforderung an jeden, der in ihren Kreis eintrat, es ihnen gleich zu tun.

Warten darf nun einer, der es nötig hat, ob ein Mitmensch es als wirklich erweist. 'Wir vergeben allen, die uns schuldig sind!' Als Zeuge wird ein Schuldiger davon

reden können, was die Andren an ihm taten, als eine Schuld getragen werden musste. Bezeugen wird er dürfen, dass die Schuld fortgenommen wurde, als die, die die Worte haben, auch danach handelten.

Ein ganzes Leben lang wurden die Worte nachgesprochen. Dann kommt die Erkenntnis, dass in Wirklichkeit alles, was gelebt wurde, der Versuch war, Schuld gutzumachen, die nur 'vergeben' werden kann oder eine Schuldigkeit zu leugnen, die zu erfüllen die Frucht eines Lebens gewesen wäre.

'Sprich uns nach!' bitten die Männer und Frauen, die wissen, wovon sie reden, wenn sie einen in ihre Mitte nehmen: 'Sprich du wie wir, wenn du weißt, wovon du redest: "Denn wir vergeben allen, die uns schuldig sind!

Das ist viel mehr als auf Fortgegebenes, Verlorenes, Weggenommenes zu verzichten.

Es meint auch alles, was verloren war, bevor es angeeignet, bevor es gehabt worden ist, oder das, was nie geschenkt worden ist, worauf noch immer das Erwarten steht.

Und dennoch soll eine Stimme vom Vergeben sprechen, das alle angeht, die schuldig geworden sind. Von Herzen muss kommen, was mit den Worten allein nicht auszusagen ist. Eine Seele muss getröstet sein, um Vergebung ansagen zu können, wenn es nicht Heuchelei ist, die den schuldig Gewordenen etwas verspricht, ohne ihr Versprechen auch nur einem Schuldiggewordenen gegenüber eingelöst zu haben.

Erst muss Kraft empfangen werden, bevor sie wirken kann im Tätigwerden des Vergebens, das alle umfasst, die an 'uns schuldig' blieben. Es kommt die Zeit, wo zwar sichtbar ist, dass es Schuldiggewordene an einem 'Wir' gibt, wo es aber verborgen ist, dass dieses 'Wir' schuldig wäre, denen zu vergeben, von denen es glaubt, dass sie Schuld tragen.

Die Last wird weiter auf der Menschheit und ihren Völkern liegen, dass sie Gott verehren und auf ihn hoffen nach den Menschengeboten, die man als Gottesgebote sie

lehrt. Die Erfahrung widerspricht der Aufgabe, wonach es einen Sinn haben kann, denen zu vergeben, die an einem schuldig geworden sind; aber das Wissen des Inneren kann nicht darauf verzichten, in der Erkenntnis des eigenen Schuldigwerdens andren ihre Schuld zu vergeben und ihnen die Schuld, die sie haben, abzunehmen.

Die Menschheit trägt in sich weiter, was einmal in ihren frühen Zeiten das Überleben ermöglichte, als Jagen und Töten zur Verteidigung und Sicherung ihres Bestandes nötig waren, als Zorn und Wut und Kampfeswillen das Böse, das einem ans Leben wollte, vernichten konnten. *<Entrüste dich nicht Über die Bösen!>* war der Rat, der denen galt, die als die 'Guten' den 'Bösen' gegenüberstanden, um selber nicht zu Bösen zu werden und doch dabei böse wurden.

<Steh ab vom Zorn und laß den Grimm, entrüste dich nicht, damit du nicht Unrecht tust!> wurde gewarnt. Aber es verband sich die Warnung mit dem Hinweis: *<Habe deine Lust am Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünscht!>* (Ps 37)

Es kann auch damals nicht Viele gegeben haben, die erhalten hatten, was ihr Herz sich wünschte.

Einzelne, von denen die Geschichten erzählten und ganze Völker waren den Versuchungen erlegen, wenn sie sich gereizt und heraus gefordert fühlten. Sie hatten mit gutem Gewissen nur getan, was sie mit den Raubtieren und den Menschen der frühen Zeit verband. Und Gott hatte auch das in seine Menschen hineingelegt, damit sie ihren Teil an der Welt gewinnen und behalten konnten.

Die Zeiten sind erst im Heraufdämmern, in denen ganze Völkergruppen versucht sind, alle, die ihnen zu nahe kommen, mit einem ungeheuren Aufbrennen von Zorn und Gewalttätigkeiten auszurotten. Und es sollte doch nur immer der Wahrung von Brot und Land, den eigenen Menschen und ihrem Dasein dienen. Alles geschieht, um sich selber zu

bewahren und weiterzuleben. Jedoch das Böse, was ihnen angetan wurde, wird bei weitem überstiegen von dem Bösen, mit dem sie sich zur Wehr setzen und zurückschlagen.

In jedem Nahekommen, in jeder Berührung entsteht ein Drohen, das wie ein Geruch, wie eine Färbung um die Menschen ist und warnend zu den Andren dringt: 'Führe uns nicht in Versuchung! Es könnte etwas ausbrechen, was uns hinterher leid tun müsste.' 'Bring mich nicht in Versuchung!' sagen die Gesten, die Kleidung, die Zugehörigkeiten, die Blicke. In jeder Begrüßung, der großartigen wie der alltäglichen harmlosen, muss erst die Bedrohung beseitigt werden. Jesus hat nicht ohne Grund gewünscht, dass seine Leute sich begegnen könnten, ohne sich lange 'grüßen' zu müssen, solange sie auf dem Wege sind. Seine Mitmenschen haben gerade selber auf eine Kränkung, auf die Verletzung durch Andere, die ihnen kein Obdach geben wollten, mit dem Versuch geantwortet, Feuer vom Himmel fallen zu lassen, das die Andren, die sich zu widersetzen schienen, verzehren sollte.

Nach dem verheißungsvollen, dem gewissen Sprechen: <Denn auch wir vergeben!> kommt es wie ein verzweifeltes, ein flehentliches, ein sich ohnmächtig fühlendes Ersuchen. Nicht mehr auf Menschen richtet es sich, sondern an Gott: <Und führe uns nicht in Versuchung!>
'Und' heißt es. Es gehört das eine zum anderen.

Um die Vergebung der Sünden muss gebeten werden und die Vergebung der Schuld, die andre an einem haben, muss geleistet werden, eingedenk des Bösen, das verborgen ist oder auch nur schlummert und geweckt werden kann durch eine Herausforderung, welche die Kräfte und Mächte hervortreten lässt, die seit den ältesten Zeiten den Menschen zur Seite stehen.

<Erlöse uns!> lässt er nachsprechen. <Erlöse uns von dem Bösen!> Es ist nicht nur das Böse gemeint, was Menschen

einander als Böses antun müssen und nicht das Üble, was das Leben ihnen antut. Es ist das Böse gemeint, von dem Menschen sich nicht wirklich lösen können; Gott nur kann lösen von dem, was Menschen böse werden lassen kann.

Gott nur kann lösen, der alles geschaffen hat; Menschen vermögen sich nicht zu lösen. Menschen können auch nicht wirklich sagen: 'Denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind.' Schon dabei würde ihr Reden und Beten gegen sie zeugen, weil das Erinnern festhält an denen, die schuldig wurden, als das Böse überwältigend in ihnen aufstand und hervortrat.

*

Diesmal gibt es keine Darstellung, kein Bild, das anzuschauen wäre und sich eindrückte in das Erinnern. Diesmal hat die Wirklichkeit nur Worte. Die gelten nur so lange, wie die Worte als Zeugen der Wirklichkeit angenommen werden. Im Verborgenen bleibt der Zweifel, ob die Hörer seiner Worte sich so tief verleugnen können in ihrem Herkommen aus dieser Welt und ihrem Dasein, dass ohne Täuschung und ohne fälschenden Schein das Innere sprechen kann: 'Auch ich vergebe: allen!'

Und dann, wie einem Echo aus weiten Fernen antwortend, auch noch hinzuzufügen: 'Nicht in Versuchung führen! Erlöse auch mich von dem Bösen!'

*

Unverschämtes Geilen 11/5 -

Eine kleine Geschichte ist im Werden, von dem aus erlebt, der darauf angewiesen ist, einen Freund zu haben, der auch in unscheinbaren Dingen für einen da ist. Er ist angewiesen auf Gewährung einer Zuflucht in eines Freundes Haus vor der Nacht, vor dem Drohen aus dem Dunkel und der

Ungeborgenheit. Einer ist gegangen und angekommen, um zu klopfen und um zu bitten, weil das Fremde, Unheimliche hinter ihm her war und nach ihm griff. Die in den Häusern haben die Türen geschlossen, essen und schlafen in Sicherheit. Der Freund macht die Türe auf.

Aber er hat nichts, was er geben könnte, in der Nacht, außer, dass er ihm die Türe aufmacht und ihn in sein Haus holt. Aber dann hat er nichts, was er sonst noch geben könnte, außer, dass er sich aufmacht und sich selber auf den Weg macht, der ihm schwer fällt; aber er tut es, weil es für einen andren ist. Er selber muss vor einer Türe stehe und klopfen und: 'Bitte!' sagen. Er muss eingestehen, dass er für seinen Gast nichts tun kann. Er muss bitten, weil es um einen geht, der aus der Nacht zu ihm kam.

Auch wenn er mit leeren Händen und beschämt zurückkehren müsste, er muss zu einem gehen, der schon lange seine Türe geschlossen hat. Unruhe muss er verursachen und verlangt zu viel von der Freundschaft, die zwischen ihnen ist. Der andre ist ein Vater und hat die Kinder bei sich, die schon schlafen. Und er erwartet, dass der Vater seine Kinder wachmacht. Aber das Bedürfen des Gastes, der bei ihm wartet, treibt ihn an auch gegen den Widerstand, der sich vom andren her aufgebaut hat.

"Um seines unverschämten Geilens willen" erhält er, was er nötig hat, um seine Schuldigkeit zu tun an dem, der es nötig hat. Diesmal setzt er seinen Willen durch, auch wenn es ihm den Ärger des Freundes einbringt. Ein Ich fordert, verlangt, begehrt, um sein Gutes tun zu können. Ein tief gefühltes Begehren, ein tiefsitzendes Verlangen äußert sich, um geben zu können, um das Begehren und das Bedürfen eines Freundes zufrieden zustellen. Er muss geben, was der Andre braucht. Er fordert, dass der Andre ihm gibt, was er für einen andren braucht. Für das Brot für einen andren macht sich einer auf den Weg.

Einer hat nicht, was dem Gast zu geben wäre. Es ist nur ein bescheidenes Bedrängen eines andren, der versucht ist, diesem Drängen die Tür zu weisen. Wie ein Fremder steht er vor der Tür, um zu holen, was er weitergeben kann. Er bildet sich nichts ein, als er erhalten hat, was er brauchte. Der Andre hat nicht aus seiner Freundschaft für ihn gehandelt, er hat es nicht getan, um ihm zu helfen. Er hat es nur getan, weil er dem leidenschaftlichen Drängen ausweichen wollte. Aber er hat es getan, wenn auch nur, damit der Störer verschwindet, um dann nur noch mit Unwillen an den aufdringlichen Besuch zu denken.

Leidenschaftliches, tiefsitzendes, voll erlebtes Begehren entfaltete sich, erzwang Gehör, forderte heraus, nötigte.

Das leidenschaftliche Bedrängen war notwendig, um einem Andren als Helfer nahe sein zu können.

So hat sich Jesus begriffen, wenn er alleine war, um zu beten, dass ihm gegeben wird, um für sein Geben das Notwendige zu haben. Er erzählt aus Erfahrung. Mit leidenschaftlichem Bedrängen hat er gesprochen, sein Bitten herangetragen, sich nicht abweisen lassen.

Wenn die Geschichte, die er eben erzählt, auf einen Hintergrund bei ihm selber schließen lässt, dann erhört Gott nicht nur, weil er als der Vater im Himmel angerufen wird. Das Bitten bricht aus einem tiefen Bedürfen hervor und drängt an Gott heran. <Mach mir keine Unruhe!> Die verschlossene Türe hält es entgegen, die Stimme von drinnen redet so, Abstand ist zu halten, Eindringen ist untersagt.

Nur um der Hilfe willen für seinen Gast in der Nacht ist der Freund losgegangen, überwand seine Scham und bettelte. Es musste zu holen sein, was er selber nicht geben konnte. Immer wieder gehört, bitter erlebt, schmerzlich erfahren: dieses: 'Du machst Unruhe! Verschwinde! Mach uns keine Unruhe!'

Viele standen seitdem beschämt, wenn sie herandrängten an ihre Mitmenschen um der Hilfe willen, die für andre notwendig war. 'Diese Türe öffnet sich nicht für dich.' Der Zugang bleibt verschlossen.' Da ist niemand, der in einer Türe steht und den ansieht, der vor der Türe steht, um zu sagen: 'Komm herein!'

Erfahrungen stehen dahinter. Bitten, Ansinnen, das Erwarten anderen Lebens ist eingesunken in das Innere, auch wenn die Türe geschlossen blieb, die Stimme draußen schwieg, die Schritte sich entfernt hatten, die Ruhe gewahrt blieb. Eingedrungen ist doch etwas von dem nicht erhörten Bitten und geblieben danach, versunken und verborgen in dem Grund, aus dem heraus es bitten muss: 'Vergib uns unsere Sünden!' Es bleibt nur die Hoffnung, dass andere es ernst meinen mit ihrem: 'Denn auch wir vergeben allen, die an uns schuldig geworden sind.'

Wenn einmal das Haus zusammenbricht, das Schutz gewährte vor dem Andringen der fremden Stimmen, der drängenden Bitten, kann der Nachhall dieser Stimmen, die nicht erhört, die zurückgewiesen wurden, furchtbar laut und durchdringend werden.

Eindringlichkeit, Gewissheit auch, begleitet sein Auffordern: <Und ich sage euch auch: Bittet, so wird euch gegeben" suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan!>

Er ist so sicher, als er das sagt. Seine Erfahrungen widersprechen nicht dem Glauben, dass es geschehen wird, wie er gesagt hat. Ihm ist gegeben worden, er hat gefunden, und ihm ist aufgetan. Er gibt nur weiter, worin er selber sicher ist.

Bitten wendet sich an Gott, überwindet das Zögern, eigene Not zu zeigen, um Hilfe zu bitten. Vor Menschen wird es zur tiefen Erniedrigung, zu Entblößung, wenn bekannt werden muss, dass die Vergebung von Schuld gesucht werden

muss. Sinnlos scheint es, wenn Menschen erreicht, gebeten werden müssen, die schon Gott nicht mehr erreicht. Vergeblich scheint die Suche nach Vergebung bei denen, die schon gegangen sind, die vor einem das Leben trugen und denen das Leben zu danken wäre, das einen selber trägt. Niemand erreicht sie mehr, auch nicht das Angebot, ihnen zu vergeben, was sie einmal hatten schuldig bleiben müssen.

'Gott! Sei gnädig!' 'Tilge meine Sünden» schrieen Stimmen aus dem Dunkel. Gott konnte hören, wenn es leise herandrang: 'Entsündige mich!' Gott alleine konnte geben, wonach das Bitten ging, wozu es drängte aus der Erfahrung der Not, des Bedürfens: *<Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen beständigen Geist! Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!>* (PS 51)

Ein reines Herz erkennt, wieviel Schuld es trug und hat dabei das Leid gefühlt, denen, die an ihm schuldig waren, nicht vergeben zu haben.

Viel an Dunkel blieb, das auf den Geist derer überging, die Erben der alten Vergangenheit waren, ihrer Erfüllungen aber auch von allem Leben, was verfehlt wurde.

Nicht mit klarer Flamme, nicht rein und makellos hatten die Opferfeuer gebrannt, nicht den Worten Kraft gegeben, wenn das Brennen des Geistes nach dem Erkennen, nach dem Erkanntwerden und dem Offenbarwerden vor Gott griff. Wie der Qualm von Feuern, die nicht aufbrennen können, war der Geist geworden, wenn das Innere der Menschen keinen Einlass, keine Aufnahme geben konnte, wenn keine Antwort gefunden wurde, das Reich nicht geöffnet wurde, in dem die Früchte des Geistes wachsen und ihre Früchte tragen. Eine Frucht des Geistes ist die Fähigkeit, Schuld zu sehen und Schuld zu vergeben, Tun und Tätigkeiten, Geschehen und Geschichte als einen

Zusammenhang von Schuldigwerden und Schuldweitergeben zu erkennen.

Eine Frucht reift heran in der Bereitschaft, diese Lasten auf sich zu nehmen und das Weitertragen der Lasten des Vorwurfes fortzunehmen und selber die Schwere der Pflicht zu fühlen, wenn Erkennen und Vergebung von Schuld zum notwendenden Handeln werden soll.

Ganz ohne eigenes Zutun kann etwas angetan worden sein, was ein Leben als Schuld erlebt, die nie abzutragen ist. Verletzungen trägt ein Leben mit sich, an der ein anderes Leben die Ursache war und Schuld hat. In guten Augenblicken ist dann ein Nachhall einer Stimme zu hören, mit der es leise noch spricht: 'Vergib mir, ich bitte dich - ich wollte es nicht!'

*

<Mit einem willigen Geist rüste mich aus!> hatte einer erbeten. Viele hatten mit einem willigen Geist den Willen des Geistes tun müssen und hatten dann an den Befähigungen durch den Geist zu tragen gehabt. Die Kraft des Geistes trifft auf Viele, die keinen willigen Geist haben. Der Widerstand gegen die Kräfte des Geistes hat andere Geister geweckt und zur Gegenwehr angestachelt, die Menschen und ganze Völker böse machten und ihre Schicksale verbrannten. Böses bleibt erhalten und zieht über die Erde und verfinstert und verdeckt, was dem Wirken des Geistes zugedacht ist.

'Bittet!' hat Jesus gesagt. 'Suchet!' hat er gefordert, als wüsste er, was und wo zu finden wäre. 'Begehrt Einlass!' hat er geraten, obwohl auch er wusste, dass ein Freund einem Freund nicht öffnet, nur weil er ein Freund ist, sondern um des unverschämten Geilens willen, das weiß, wie Bitten, Suchen und Begehren geht. Es sind bittere Wege, auf denen das Bitten und Suchen und Anklopfen

gelernt werden muss, notwendig ist und oft die Not nicht wendet.

Denn wer hat, dem wird gegeben, weil er befehlen kann und fordern, weil er im Recht ist; es wird geöffnet, weil Furcht vor ihm hergeht. So jemand hat Anerkennung, auch wenn er sie mit nichts verdient hat. Viele haben seitdem: 'Bitte!' gesagt und niemand hat sie erhört. Viele haben gesucht und haben am Ende nichts gefunden.

Viele noch werden vergeblich anklopfen und müssen die Erfahrung machen, dass ihr Geist böse wird, wenn sie vor den Abweisungen die Kraft verlieren, in der sie denen vergeben könnten, die an ihnen schuldig geworden sind.

Aber die 'Anderen', Menschen wie sie selber, sehen nicht auf die Schuld, die sie an ihren Mitmenschen haben und für die sie um Vergebung der Schuld schreien müssten, so wie die Schuld zum Himmel schreit, die auf der Erde lastet. Das Wissen bleibt erhalten, wozu die Menschen fähig sind, auch bei denen, die vergeben wollen, wie der Vater im Himmel vergeben muss denen, die an ihm schuldig werden.

Zweifel bleibt und heimlicher Einspruch gegen das Aufsagen von Worten, die den Inhalt des Betens bilden. Worte sagen nichts darüber aus, ob die Sprecher der Worte auch wirklich tun, wovon sie laut sprechen. 'Unsre Schuld' schließt die Schuld auch der Vorausgegangenen, der längst Vergangenen ein, deren Nachwirkungen auf den Nachkommen liegen, die geschichtlich weitergeben werden.

Viel Gutes haben die Menschen geleistet, die einem vorangegangen sind und das Dasein vorbereitet haben, wovon ihre Nachkommen zehren. Aber die Menschheit hat, wenn ihr die Dunkelseite ihres Daseins naherückt, nicht ohne Grund Angst vor den 'bösen Geistern', die den Lebenstag bedrohen und die Frucht eines Menschenlebens vernichten können.

Um Vieles an Lebensnotwendigem wird in den kommenden Zeiten noch Bitten nötig sein, ohne dass die Erhörung

sicher ist. Nicht einzelne Menschen nur müssen gebeten werden, einen nicht in Versuchung zu bringen. Ganze Völker brauchen ein Behütetsein, um nicht in Versuchung geführt zu werden.

Gott muss die Schuld vergeben, welche sich Menschen gegenseitig nie vergeben können. Und doch hat Jesus eine Vergebungsleistung verlangt, die alle erreicht, die am eigenen Leben schuldig geworden sind. Wenn die Geschichte eines Lebens erzählt werden muss, dann ist von jetzt an dies die Anleitung, wie Lebensgeschichten sichtbar gemacht werden müssen.

*

Den Kindern gute Gaben 11/11

Fortwährend treten Kinder in die Welt ein, die ihnen von Müttern, von Vätern, von Menschen ihrer Sprache und ihres Herkommens heil gemacht wird. Das Gute, das getan worden ist, kommt ihnen zugute, macht ihr Leben sicher und stellt ihnen Verheißungen vor, denen sie nachleben sollen. Anerkennung ihrer Lebensmühen oder so etwas wie eine Vergebung aller Schuld spricht Jesus aus mit: <Ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben!> Jeder, der Kinder hat, muß glauben, daß ihnen Gutes gegeben wurde.

In jeder Begegnung, in jeder Liebe, in jeder Vereinigung glaubt das ein Körper, begreift das der Leib. Das Geben und das Empfangen sind sich dessen gewiß, daß dadurch Gutes geschieht.

So, wie auf der Erde, findet es Entsprechung im Himmel, wenn nur begriffen wird, daß im Tragen und Erhalt des Lebens das Gute gewirkt wird. Für einen Augenblick ist das Böse der Geister weit fort. Ein Sohn muß sich nicht damit zufrieden geben, daß er einen Stein erhält, wenn er

Brot braucht, ein Vater tut das seinem Kind nicht an. Er wäre kein Vater, wenn er dem Kind einen Skorpion in die Hand drückte oder es dem Zugriff einer Schlange aussetzte.

Seine Zuhörer können seine Worte beurteilen. Sie sind alle auch Kinder gewesen mit ihren Vätern und Müttern. Jeder von ihnen, der ein Vater ist, muß ihm zugestehen, daß sie, die am Bösen tragen, trotzdem immer gut genug waren, ihren Kindern gute Gaben mitzugeben. Also wird der Vater, der im Himmel ist, <den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!> Da schweigt der Zweifel, daß statt des Brotes Steine, an Stelle der guten Gabe die Schlange oder ein Skorpion gereicht werden.

Kein Mißklang läßt ihn zögern, als er ihnen das Bild gibt, das sie mit den Augen des Geistes sehen und damit auch ein Bild von sich selbst.

*

Die Kinder – unsere Richter 11/14

Es begegnet wieder die Wirklichkeit eines bösen Geistes. Der Geist gewährt dem Menschen, der ihn tragen muß, nicht die Gnade der Sprache, die Fähigkeit der Äußerung, die ihn mit denen verbindet, die das Sprechen brauchen, um sich erleben und gegenseitig begreifen zu können.

'Eure Söhne werden eure Richter sein!' Richter werden sie sein über das Gute und über das Böse, was in ihren Vätern war. Auch in ihren Lebensgeschichten hat es den Stein, die Schlange und den Skorpion gegeben, Und auch das Gute.

Sie haben die Fähigkeit, die sie erkennen und unterscheiden läßt und die Begabung, die bösen Geister

anzusprechen und zu vertreiben aus dem Leben, das einem stummen Erleiden unterworfen ist.

Die Versuchung hat sie schon erreicht, daß die Vertreibung des Bösen nur durch das Hervorrufen und die Hilfe böser Mächte gewirkt werden kann. Wer das Böse bekämpfen will, muß selber die Fähigkeit zum Bösesein in sich haben und benutzen können, das glauben sie, die mit ihren Worten und ihrer Anzweiflung gegen ihn antreten und in ihm ein Werkzeug des Satans sehen, weil sie nicht glauben können, daß der Bitte um den Heiligen Geist Erhörung widerfährt und der Mensch von dem bösen Geist gelöst werden kann, ohne daß ihm in seinen Mitmenschen Böses entgegentritt.

Jesus wirft ihnen nicht vor, daß ihr Zweifeln, ihr Mißtrauen von dem bösen Geist bestimmt wird. Er traut ihnen zu, daß sie ihren Kindern gute Gaben geben. Ihre Kinder werden die bösen Geister nicht austreiben mit Hilfe der bösen Geister, die sie zu einem 'guten' Gebrauch ausgerüstet haben. Es ist nicht nötig, auch nur ein Wort zu verlieren über ein 'Zeichen vom Himmel.'

Für einen Augenblick ist er ein Prophet und sieht über die engen Grenzen von Raum und Zeiten hinweg. Jesus blickt dorthin, wo die Kinder anderer Räume und anderer Zeiten Teufel austreiben werden mit Hilfe des Obersten aller Teufel. Zu allen Zeiten gilt sein Hinweis: 'Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird, wird es nicht bestehen, sondern verwüstet werden.'

Er hat es gewirkt, daß ein böser Geist schwinden mußte und der Mensch, den er besetzt gehalten hatte, fand die Kraft wieder, die sich im Sprechen ausdrückt und über Erkennen und Wissen verfügt.

Und er hat ihm Raum gelassen, daß ein bis dahin Stummer seine Worte ausrichten konnte.

Kinder wird es immer geben, die gute Gaben empfingen, auch wenn die Vorfahren und Eltern, besonders ihre Väter 'arg' waren. Aber wenn einmal diese 'Kinder' mit ihren guten Gaben genötigt sind, den bösen Geistern zu begegnen, bei anderen in ihren 'Reichen' und bei den Fremden, durch die sie vorläufig noch von Grenzen abgedeckt sind, dann stellt sich die Frage und wird ungeheures Gewicht haben, mit Hilfe welchen Geistes sie den bösen Geistern entgegentreten, sich ihren Wirkungen widersetzen, oder diese Teufel austreiben .

Noch ist es nicht Zeit, wo geglaubt wird, daß die Teufel am wirksamsten mit der Hilfe des Teufels vertrieben werden. Das Reich des Teufels wird davon nicht entzweit. Es ist nicht uneins, auch wenn seine Teile gegeneinander zu streiten scheinen.

Die Völker in den kommenden Zeiten werden versucht zu glauben, daß bei ihnen ein Reich Gottes ist und im Jenseits ihrer Grenzen das Reich des Teufels. Sie werden es tun. Einmal. Und niemandem wird mehr Raum gelassen, daß er die Frage stellen kann: 'Durch wen treibt Ihr die bösen Geister aus?' 'Wer treibt euch an?' 'Was treibt euch an, Böses zu tun, um das Gute zu retten?'

'Der Stärkere teilt den Raub aus!' Mit Gelassenheit hat er das gesagt. Und auf einmal redete der Stumme und es gab Verwunderung. Eine mächtige Kraft hat wieder an sich gezogen, was ihr zugehört und einen Menschen begabt, der beraubt gewesen ist.

„Durch Gottes Finger!" hat er davon gesagt und das Geschehen gedeutet, in einem Gleichnis für sie.

Ein Starker im Geist konnte von sich sagen: <Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut!> Warnung liegt in seinen Worten, Drohung geht wieder von seinem Sprechen aus.

Die gewonnene, die wiedergefundene Kraft kann zersplittern, wenn sie nicht zusammengehalten wird in reiner Ausstrahlung. Niemand soll an die 'bösen' Geister rühren wollen, der nicht die Fähigkeit besitzt, 'mit ihm' zu sein und zu sammeln, was geeinigt sein muß. Er hat es gewußt, er hat es vorausgesehen, was die Berührung durch das Reich Gottes gefährlich macht bei denen, die es zu besitzen glauben. Da sind die Menschen wie die Häuser, gereinigt, geschmückt und schön. Der böse Geist kehrt zurück und hat sieben andere Geister bei sich, 'die ärger sind als er selbst.'

Ganze Reiche fallen dem Reich Gottes zu und fallen geschmückt und herrlich geworden den bösen Geistern zu. Mit ihren Menschen ist es danach schlimmer als es vorher zu sein schien. Es ist nicht besser, es ist schlimmer geworden.

Die, die ihn bitten, erhalten den heiligen Geist. Es soll kein 'Stärkerer' mehr kommen, um einzubrechen, um zu nehmen, was gegeben wurde und um den Raub auszuteilen an die, die zerstreuen und gegen ihn sind. Aber die Warnung steht jedem eindringlich vor Augen, die Forderung muß beherzigt werden: *<Darum will ich euch richten, einen jeden nach seinem Weg -: Werft von euch alle eure Übertretungen, und macht euch ein neues Herz und einen neuen Geist!>* (Hes !8)

Ein stummer Mensch konnte nicht: 'Bitte!' sagen, er konnte nicht davon sprechen, was ihn bedrückte, er konnte nicht zum Erkennen kommen. Er war in einem Dunkel befangen, das nicht von ihm selber gewirkt worden war. Ihm leuchtete kein Licht. Er fand keinen Zugang zu den Worten des Geistes, die seinen verwirrten und zerstreuten Geist hätten sammeln können zu den Worten aus anderen Zeiten und von anderen Kindern: *<Ich will meinen Geist auf deine Kinder*

gießen - und meinen Segen auf deine Nachkommen, daß sie wachsen sollen.> (Jes 44)
Er hat nicht mehr wissen können, daß auch er ein Kind und Erbe ist.

Stumm, böse, verwirrt fallen alle in Schuld, versinken im Unheil und müssten doch noch: 'Bitte!' sagen können, weil ihnen die Erinnerung blieb, daß einmal versprochen worden ist, daß über ihnen ausgegossen wird der 'Geist aus der Höhe.'

'Wann! Wann ist es so weit, daß es geschieht mit dem Ausgießen, mit dem Strömen des Geistes aus der Höhe?' hat mancher gefragt und gewartet und die Worte des Betens gesprochen gegen die bösen Geister, die ihn umgaben.

*

Gegen das Verstummen hatte einer gesprochen: *<Rufet laut, ihr Wüsten! Es sollen jauchzen, die in Felsen wohnen und rufen von den Höhen der Berge!>* (Jes 42.11)
Einige von ihnen waren schon auf der Höhe gewesen und hatten es rufen hören.

Der ungeheure Druck, der sich unter dem Verstummen gebildet hatte, brach in Sprache aus. <Da redete der Stumme!> meint einen starken Ausdruck, der sich in dem Verwundern der Leute bricht. Aber mancher hat auch hingehört und einen Klang alten, zu gut gekannten Ausbrechens wiedererkannt.

Unter Druck hat einer gestanden, der dann, als es endlich so weit war, rief: *<Ich schwieg wohl eine lange Zeit, war still und hielt an mich. Nun aber will ich schreien - wie eine Gebärende - ich will laut rufen und schreien!>*

‚Schreien, schreien wie eine Gebärende' wirkt als Bild im Inneren eines sprechenden Menschen. Hinter dem klaren Sprechen steht die Absicht, laut zu rufen und zu schreien!

Und in solchem Reden werden die Bilder sichtbar, die hinter den Worten stehen, die Wirklichkeiten des Grauens und der Verwüstungen und Verheerungen, die unter der Finsternis des Vergangenen liegen.

Finsternis liegt über dem, was kommen kann, wie es schon einmal einer der Ihren gesehen hat. Gotteswort rief er aus: *<Ich will Berge und Hügel zur Wüste machen und will die Wasserströme zu Land machen und die Seen austrocknen!>* (Jes 42) Vergessen deckt das Vergangene zu, Dunkelheit umhüllt die Erinnerungen, die nicht mehr sprechen *zu* denen, die glücklich als Davongekommene sind, die alles hinter sich haben. Zufrieden sind diejenigen, auf deren Weg die Schatten kommender Zeiten noch nicht fallen und die Hoffnungen verdüstern. Niemand muß sich vorstellen, wie es ist, wenn Berge und Hügel zur Wüste werden, wenn die Feuer der Vernichtung, wenn die Stürme der bösen Geister über die Erde gefahren sind. Aus Ländern, die ferne sind, kommen die Erzählungen, wie es ist, wenn die Bäume und das Gras dürre stehen, wenn als Staub die Erde davongeweht wird und der Durst das Leben siechen lässt. Die Seen vertrocknen, die Flüsse verlanden, Ströme werden zu Rinnsalen und alles, was dann noch Leben hat, ist am Fliehen, ist auf der Flucht in ein Nirgendwohin. Reste werden bleiben, die anzeigen, daß einmal Leben war an diesen Orten.

Gott drängte seine Sprecher, in die Worte auszubrechen, die Worte des Verheißens waren: *<Aber die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den sie nicht wissen! Ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen: Ich will die Finsternis vor ihnen her zum Licht machen!>* (Jes 42) Ein Schreien ist notwendig, um die Finsternis vor ihnen zu Licht zu machen.

Von den Söhnen der Leute hat er gesprochen, die gegen ihn anreden und ihre Zweifel bestätigt haben wollen oder ihre Ängste vertrieben haben möchten.

Die Söhne hat er gemeint; die böse Geister austreiben und dabei auf das Gute zurückgreifen, was sie von ihren Vätern erhielten, obwohl die arg waren.

Die Kinder dieser Leute können es, weil sie schon Anteil haben an der Austeilung wiedergewonnener Kraft, die so lange von den bösen Geistern mißbraucht und verbraucht worden war.

'Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut!' hat Jesus gerufen, laut wie einen Schrei hat er es herausgestoßen. 'Durchwandelt dürre Stätten, sucht Ruhe - und findet sie nicht!' hat er von dem bösen Geist gesagt. 'Sucht Ruhe!' sagte er und fügte 'hinzu: 'und findet sie nicht.' Auch da ist Unruhe und der Fluch der verdorrten Stätten quält auch den bösen Geist. Alle Kräfte sind aufgestört, ruhen nicht, sind auf der Suche nach einem Ankommen, brauchen einen Mittelpunkt, um den sie sich lagern - und kehren um, wenden sich zurück.

'Ich will umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin', beschließt der böse Geist, weiß von 'seinem Haus' - und was er sagt, könnte in jeder anderen Geschichte vorkommen, wenn nicht zu finden ist, wo Ankommen und Bleiben ist. Kein böser Geist muß alleine bleiben, wenn er erst nach Hilfe, nach Mittun, nach Erhörung ruft. Er gewährt Raum für andere, wenn sie nur mit ihm kommenen. Sein Begehren findet Resonanz, die andren Geister treten in Kommunikation mit ihm ein und sie finden zur Kooperation. Dann wenden sie sich dem Haus zu, das geschmückt und wie leer bereit steht. Böse Geister sind einander nicht feind, nicht für immer entzweit, heben sich nicht gegenseitig auf und stehen einander nicht im Wege wenn es um das Haus geht, über das sie herfallen werden.

Es wäre besser gewesen, den einen bösen Geist zu behalten, als mit ihm und sieben anderen nach der Erfahrung der Säuberung zusammentreffen zu müssen und es nicht aushalten zu können.
Von jetzt an muß gewahrt werden. daß nach der Erfahrung, die als Geschenk kommt und zum Reden bringt, das Wiederkehren der Geister zu gegenwärtigen ist. Auch dem Mann selber muß es gesagt werden, laut, damit er es begreift. Niemand kann mit Jesus sein, der gegen ihn ist, weil noch ein heimlicher Widerstände übrig geblieben ist. Oder ein verborgenes Bedauern haften blieb, weil die Zeit mit dem bösen Geist vorbei sein musste. Es wird schwierig werden, mit den neuen Fähigkeiten zu wirken.

Er steht für viele, die nach ihm da sein werden: In deren geschmückte Häuser, für Gott bereitete Häuser, werden die Geister zu vielen einkehren, wenn sie ausgetrieben, auf die wüsten Wege gejagt worden sind. Weil sie nicht fanden, wo sie wirken konnten, wenn es keine andre Ruhe und keine Heimat für sie gibt als die, die sie verlassen mußten, finden sie bei ihrer Rückkehr einen Raum voller Schmuck und Ehre und Sauberkeit und gefüllt noch mit dem Glanz, der von der Berührung mit der Kraft des Heiligen Geistes herrührt.

Wenn dann Kinder erzählen, werden sie erzählen können, wie sie von ihren Vätern Steine erhielten, wie Skorpione aus den Eiern krochen, nach denen sie die Hand ausstreckten, daß die Fische sich in ihrer Hand in Schlangen verwandelten, nachdem die Hand eines Vaters darauf gelegen hatte. Viele erheben den Anspruch, mit ihm zu sein, wollen böse Geister bekämpfen und versuchen, sie bei anderen Menschen auszutreiben.

Aber wer wirklich mit ihm geht, der versucht nicht leichtfertig, böse Geister zu bekämpfen und auszutreiben. Es gelingt, den einen bösen Geist zu vertreiben. Aber es gelingt vielleicht nicht, den Raum des Heiles zu erhalten

und ihm eine solche Gestalt zu geben, daß böse Geister dort sich nicht mehr entfalten können. Da wäre es besser gewesen, den einen bösen Geist gewähren zu lassen.

'Behüte uns vor den Versuchungen' spricht ihm jeder seiner Nachfolger nach, dem nachdenkend, was Jesus von den Geistern geredet hat, die nach der großen Säuberung sich die Reinheit eines Raumes zunutze machen, wenn der menschliche Geist von neuem mit guten Begründungen mit den bösen Geistern eine Verbindung eingeht.

*

Getragen von Gottes Wort 11/27

Eine Frau „im Volk" faßt sich ein Herz und ruft Jesus zu: <Selig ist der Leib, der dich getragen hat!>

Sie hat ihm zugehört und hat daran teilnehmen können, woher ihm die Worte kamen. Sie hörte die Stimmen mit, die seinem Sprechen den Klang und das Gefühl gaben. Sie weiß von den Frauen, die ihre Kinder getragen haben und immer noch tragen und auf Jesus hinsehen und an die Mutter denken, die dieser Mann als Kind gehabt haben muß. Denn ein Mensch vergißt doch nicht, daß er einmal ein Kind war und getragen worden ist, bevor er selber als Erwachsener andere tragen kann. Für immer bleibt daran eine Erinnerung, auch wenn sie vielleicht nur im Gebrauch eines Wortes erhalten ist. Es hat einen Leib gegeben, der auch ihn getragen hat. Und dieses Feld hat eine gute Frucht getragen und zur Reife wachsen lassen.

Manche dieser Frauen hat auf ein Kind hingesehen, das sie ins Leben trug und hatte gewünscht, um dieses Kindes willen selig zu werden.

Es brauchte das Suchen und Finden des Kindes, was in seine Erfahrungen und Erinnerungen prägend einging, wenn

nach Trost, Stillung des Hungers und Erfüllung und Frieden gesucht werden mußte. Dieser Mann, der wie ein Prophet unter ihnen geht, ist getrost, gestillt, auch wenn in seinem Sprechen das Schreien manchmal durchbricht. Seine Worte sind voller Erfüllungserfahrung und: Frieden bringen sie einem selber.

Jemand muß es ihm einfach zurufen: <Selig sind die Brüste, die du gesogen hast!> Es ist wie ein Anrufen seiner Dankbarkeit, für eine Mutter, die ihm so viel hat mitgeben können, was er auf seinen Wegen nicht vergeudet hat. Er schuldet ihr viel und er soll das wissen. Alle Kinder tragen einen bösen Geist in sich und müssen ihn ertragen. Keine Mutter kann ihr Kind davor bewahren. Aber an diesem Menschenkind ist zu spüren, daß es dem Nahekommen der bösen Geister standhält.

Dieses Menschenkind hat von den Brüsten, von denen es gesäugt worden war, das Wissen von der Seligkeit erhalten. „Selig sind die Brüste!" spricht es aus der Frau und sie weiß von den Brüsten, die nicht selig sein konnten. Die Versuchungen, die an ihn herantraten, sind hinter ihm geblieben.

Das ist alles vergangen, wobei doch alles, was lebt 'auf Erden' und Atem hat und gesäugt und getragen worden ist, immerwährend in Versuchung kommt.

Es ringt ums Leben und kämpft ums Seligsein und hat in sich böse Geister, von denen es umgetrieben wird und verzehrt wird in seiner Kraft. Das Leben verströmt auf der Suche, sich zu bergen und auf der Flucht vor den Schrecken, die über es kommen, wird es wehrlos überfallen. Es bläht sich auf, richtet sich auf mit drohenden Gebärden, reißt den Rachen auf, zeigt seine Zähne. Was immer dann geschieht, wird immer auch zum Bösen für ein anderes Leben, das auch als geringes Leben sich wahren will vor dem Zugriff, vor dem Geschlagen- und Gefressenwerden. Alles

Leben trägt die Bilder der Feindschaft und der Angst in sich, fürchtet sie und braucht sie, weil es am Leben bleiben will und vergißt die Seligkeit, die es einmal gehabt hat und entbehrt und vermißt.

Aber der Frau, die ihn genährt hat, gilt ihr Zuruf und auch der Traurigkeit und Dunkelheit des Geistes, die in vielen andren Frauen ist, um ihnen zu sagen: 'Ich sehe euch, ihr seid nicht alleine, mit eurem Leid.' Sie möchte ihm sagen, daß sie ihm Gutes wünscht und daß sie keinen Neid verspürt. Sie will dieser anderen Frau gut sein, weil ihr Kind so zu ihr gesprochen hat und in ihr die Bereitschaft geweckt hat, daß sie auch einem eigenen Kind vergeben will, wenn es an ihr schuldig wird. Da spricht der Wunsch mit, daß sie an der Stelle jener Frau hätte sein dürfen, die so wie sie auf diesen Sohn hinsah, der so zur Reife und zur Erfüllung gekommen ist.

Stille ist über alle gekommen, die ihr zuhören. Sie denken in ihrem Schweigen den Worten nach, die ihren Nachklang hinterlassen. 'Selig ist - selig sind - !'
Und dann sagt er endlich: "Ja!"

Er hat in sich aufgenommen, was zu ihm drang. Er bestätigt die Worte der Frau. Und sie steht ihm dabei Auge in Auge gegenüber. 'Ja!' sagt er zu ihren Worten.

Bejahung gilt den jungen Frauen, die darauf warten, ihr Kind zu tragen und hoffen, daß die Kinder selig sein möchten - und es gilt den Frauen, die darauf zurücksehen, als sie ihre Kinder trugen und die Seligkeit langsam schwand.
Das 'Ja' wird noch lange weiter tragen. Die Frau sprach mit ihrem Herzen.

Ihre Stimme sollte gehört werden weit über ihr Vorstellungsvermögen hinaus. Aber schon ist sein 'Ja' im Verklingen. Einmal, in einer Nacht, hatte der Himmel sich geöffnet. Der Engel Gottes stand über der Erde. Es

ereignete sich, daß auch auf der Erde ins Geschehen kam, was der Himmel wollte. Für den Augenblick der Erfüllung waren Himmel und Erde eins.

Eine Frau hat ihn getragen, die Erde trägt ihn seither und die Menschen, die mit ihm sind. Sie haben mit ihm das Brot geteilt und mit ihm um die Vergebung der Schuld gebetet, weil sie an dem Leid und dem Schmerz tragen, der in allen ist, die auf der Erde gehen und an dem Geschehen tragen, das ihnen Schuld ist und vor Gott die Sünde.

<Ja, selig sind!> kommt von ihm. Ganz am Anfang war das Schlagen eines andren Herzens in sein Hören eingegangen. Selig war der Leib, der ihn getragen hatte. Aber es war auch ein anderes gewesen, was ihn ernährte, damals, als der Segen ihn erreichte, der von weither durch die Zeiten gegangen war, um endlich bei ihm anzukommen mit *<Segen oben vom Himmel herab, mit Segen der Flut, die drunten liegt, mit Segen der Brüste und des Mutterleibes*.> (1. Mose 49)

Dann begreifen seine Hörer, daß er hinzufügt: <Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!>

Sein 'Ja' reicht so weit, daß es auch die Vorstellungen umfaßt, an denen seine Hörer und Hörerinnen tragen , die ihnen ein Gefühl davon geben, wo die Seligkeit zu suchen und zu finden ist. Sein 'Ja' reicht bis dahin, wo Gottes Wort und Gottes Arm ihn erreichte. Wie ein Kind der Mutter an die Brust gelegt wird, wird das Wort Gottes zum Bewahren jedem anheim gegeben, den es nach Seligsein verlangt. Sie sehen den Sprecher dieser Worte vor sich, und weil sie ihm glauben und seinem Sprechen, bedeuten ihnen seine Worte mehr als die vielen Sprüche, die sie in ihren Tagen auf sich beziehen und zu sich sprechen lassen.

Als er sie beim Reden ansieht, da weiß mancher Mann und manche Frau, daß auch sie selig sein können, wenn sie

nur seine Worte bewahren könnten. Zu Zeichen der Seligkeit sind seine Worte geworden.

Schon daß sie ihm zuhören und in ihrer Mitte schützen, ist ein Zeichen und ist eine Herausforderung an andere.

*

Mehr als Jona, Salomo und andre - 11/29

Als "arges Geschlecht" schätzte er seine Menschenwelt ein. Worte wurden bewahrt, Sprüche, Geschichten, liefen um und wurden gelehrt. Aber in die Wirklichkeit, die dem Überlieferten den Wert und die Kraft gab, reichen die Wurzeln nicht mehr und der Rückblick auf das Gewesene gibt den Blick nicht frei auf das, was im Geschehen ist.

Verborgen vor aller Augen geht er ähnlich jenem Jona, der ins Innere der großen Stadt eindrang und mit bloßen Worten seine Botschaft ausrichtete und die Drohung des Untergangs über der Stadt und über dem Land wußte. Jesus würde nicht zürnen müssen, wenn sich die Drohung des Unheils nicht erfüllt und nicht alles in die Tiefe gerissen wird, verschluckt von einem Ungeheuerlichen, für das es kein Bild gibt, für das es kein Gleichnis gibt, das auch nicht mehr in ein Wort zu fassen ist.

Zum Schrei gerät die Rede: <Hier ist mehr als Jona!>

Jona war herausgeholt worden aus den tiefen Wassern und konnte auf die Stadt hinsehen, die durch seine Botschaft gerettet wurde und deren Untergang er heimlich erwünscht und erwartet hatte. Eine strahlende Sonne war Salomo, der große König Israels, für Viele gewesen. Und Jesus ruft: <Hier ist mehr als Salomo!>

Aus dem Dasein eines argen und bösen Geschlechts entringt sich der Ruf. Wenn schon Salomo, dem der Tod seiner Brüder den Weg geebnet hatte, damit er auf dem Thron

Davids sitzen und den Tempel errichten lassen konnte, die Achtung seiner Welt genoß, dann gibt es trotzdem in diesem Augenblick ein 'Mehr'. „Des Menschen Sohn" wird ein Zeichen sein „in diesem Geschlecht".

Der Gedanke geht schon weiter, über das Zeichen hinaus, über die Bedeutung und den Glanz Salomo's und das Schicksal eines Boten Gottes in einer Geschichte hinaus. <Niemand zündet ein Licht an und setzt es in einen Winkel!> Eine königliche Frau kam vom Ende der Welt, um von einem König in Jerusalem Weisheit zu empfangen. Das begehren die Menschen aller Völker, daß sich König und Königin begegnen um der Weisheit willen.

Die Tiefe verschlang den Boten, der sich vor dem Eingehen in die große fremde unheimliche Stadt fürchtete und warf ihn wieder heraus aus ihrem Rachen.

Die Stadt nahm den fremden Boten auf und gab ihn wieder frei, als sie seine Botschaft annahm. Ein 'Zeichen' war es. Ein Zeichen hatte sich in das Gedächtnis des Volkes eingeprägt. Es soll dem Begreifen dienen für das, was mit ihnen geschieht.

*

Licht in der Finsternis 11/33

Als er sagt. <Niemand zündet ein Licht an und setzt es in einen Winkel!> spricht er in einem Gleichnis des Alltäglichen, weil jeder selber sehen muß, welcher Anspruch hinter dem Gleichnis darauf wartet, entdeckt zu werden. Und er spricht im Gleichnis, weil er schon ein Urteil hat über die Hör- und Aufnahmefähigkeit dieses Geschlechts. Das Sehen muß bis dahin gehen, wo der Gleichklang sich aufdrängt: 'Gib uns - was wir täglich bedürfen, brauchen,

notwendig haben!' und: Vergib uns! Führe uns nicht in Versuchung!' 'Nie mehr!' Es soll nicht mehr geschehen, daß die Versuchung hervorgerufen wird. Nicht von den Menschen, die des 'Menschen Sohn' gesehen haben, soll das ausgehen, wozu die Menschen imstande sind, wenn sie glauben, daß ihr Leben bedroht ist.

Jeder sieht an den Blicken eines Anderen, sieht im Spiegel der Augen, die fremd auf ihn blicken, daß er nicht richtig, daß er selber falsch gesehen wird; jeder muß begreifen, daß die Anderen ihn selber auch so sehen, als einen, der verfälscht sieht.

Und der Leib handelt nach dem, was seine Augen wahrnehmen. 'Siehst du?' fragt einer den Andren. 'Hast du gesehen?' fragt eine Stimme im Alltäglichen, im seltenen Augenblick des Erschreckens, des Erstaunens, im Hinweis auf die Fähigkeiten, die ein Mensch zu lernen hat und im Augenblick einer Erfahrung.

Auf der Arbeit - ein Meister muß zeigen, wie es gemacht wird, ein Meister in der Kunst muß sich des Sehens annehmen - es muß alles gezeigt werden - und abgesehen werden - auch die Mühen, die es macht, um vor andren und vor sich selber im richtigen Licht zu erscheinen, müssen andren abgesehen werden: die 'schöne Rede', die überredet, die gelingende Selbstdarstellung und die Entfaltung einer 'strahlenden Persönlichkeit', die die Andren zwingt, zu einem aufzusehen und die Überzeugungskunst, damit man wert gehalten wird vor andren.

Das kluge Umgehen mit dem Wissen muß andren abgesehen werden, die sich die Erkenntnis zunutze machen, daß Menschen nicht lauter zu sehen vermögen und Täuschungen brauchen.

<Wenn aber dein Auge böse ist>. 'Wenn' hat Jesus wieder gesagt. Wenn das Auge, geschaffen, um die Welt zu sehen, böse auf diese Weit sieht - dann: eine Folge tritt

ein. Ein böses Sehen wirkt sich aus und wirkt ein: Der Leib wird finster.

'Sieh! Sieh doch!' sagen die vielen Stimmen, sprechen die Werke, von Menschen geschaffen, um am Sehen Anteil zu geben.

'Sieh doch!' sagt auch Jesus, 'das Innere ist finster, voll Raub und Bosheit und auch die schönen Gefäße mit ihrem Glänzen bergen Böses und verbergen'. <'So schaue darauf, daß nicht das Licht in dir Finsternis sei!'>

So hat es jedem gegolten, den die Worte seitdem erreichten; und mancher wollte glauben, daß ein Leuchten zu sehen sei, wenn die Einladung und Aufforderung erging, ‚einzugehen' dorthin, wo das Licht auch ihm leuchten sollte.

Die Stimme fragte: 'Was siehst du?' Ein Mensch antwortete: *„Ich sehe einen erwachenden Zweig*!" (Jer 1) Die Stimme fragt: 'Was siehst Du?' Die Antwort ist: 'Ich sehe, daß das Licht in mir FINSTERNIS ist.'

Nie mehr kann ein Ich zu einem andren sagen: 'Mitmensch!' 'Sieh doch bei mir: Mein Licht!' Und kein Mensch hat anzubieten, bei ihm einzugehen, solange er zu bekennen hat: 'das Licht in mir': 'ist Finsternis!'

Die Welt ist voll von den Zeugnissen der Mühen, der furchtbaren Mühen, Reinheit und Schönheit herzustellen - vor aller Augen die Gefäße rein dastehen zu lassen, welche die Finsternis verhüllen, die die Menschen in sich tragen.

<Finsternis ist wie das Licht!> (Ps 139) kann nur aus der Erfahrung nachgebetet werden, daß der "Leib ganz licht" wurde. Oder die Stimme des Inneren bittet in der Erwartung, daß eine Verwandlung der Finsternis geschieht.

In einem einzigen Augenblick kann das Licht der ganzen Welt dem Leben ausgelöscht werden. In einem Augenblick kann der Leib, dem das Licht verheißen ist, um sein Leben

gebracht werden, kann ihm das Licht des Lebens genommen werden.

Werden Menschen die Wandlung der Finsternis in Licht dann auch noch gewahren? Welches Licht ist nötig, um dann noch sehen zu können, wie Finsternis licht wird?

Wenn das Licht der Welt vergeht, vermag dann die Stimme des Glaubens immer noch zu sprechen: *'In deinem Licht sehen wir das Licht?'* (Ps 36, 1o) Eine andere Art von Licht ist nötig, damit die Worte zu leuchten beginnen.

Das Licht, das der Leib verlangt zu sehen, liegt unter den Schatten der Finsternis. Die Geschäftigkeit, die Sorgen, die Mühen des Daseins greifen wieder nach den Menschen, nachdem das Licht sie erfüllte. Und sie tauchen wieder ein in die Unruhe und in die Nöte ihres Daseins. Die Freuden des Lebens entschädigen wieder für die Unruhe, das Suchen und Arbeiten, das Werden und Vergehen, ohne daß die Wunden, die Schmerzen und das Sterben eine Antwort erhalten können.

" Wenn nun dein Auge lauter ist -', hat er gesagt, lange vor unserer Zeit, *"wenn!"*

'Dein Auge!' klingt es noch immer auch bei dem, der mit seinen Augen auf diese Worte hinsieht: 'Wenn mein Auge lauter ist, dann ist mein ganzer Leib licht'. Das eigene Auge kann nicht lauter sein, weil es nicht geläutert worden ist in seinem Sehen, wie das Sehen jener Menschen, die gesprochen und manchmal geschrieben haben und in ihren Herzen immer wieder haben sprechen müssen: 'Ich habe es gesehen: Meine Augen haben alles gesehen - ' In dem Licht, das Gott gegeben hat, ist alles sichtbar geworden und sichtbar geblieben, was Menschen einander antun und nicht wahrnehmen wollen und nicht wahrhaben können. Da ist das Licht zur Finsternis geworden; seitdem sehen die Augen nur noch in dem Licht, das Gott gibt, was geschehen ist und wenn es auch nur ein winziger Teil ist von dem großen

Grauen und dem Strom der Finsternis, der über alle Länder geht und über ihre Menschen.

Viele machen es wie Martha, die sich um den Besuch sorgte und die es ihrem Gast recht machen wollte mit den Möglichkeiten, die sie hatte. Sie selber jedoch wollte in Ruhe gelassen sein, mit ihrem geringen Kummer alleine bleiben, in der Küche, bei der Arbeit, auch wenn ihr sein Besuch nur noch mehr Arbeit machte. Sie drängte sich nicht an ihn wie ihre Schwester, um beachtet zu werden und sich hineinziehen lassen in seine Gedanken, verleitet dazu, seine Wege mitzudenken oder gar mitzugehen, weil es sie nichts angehen konnte, was ihren Gast umtrieb. Sie wollte nicht so tun, als könne sie ihm eine Schwester sein. Sie bestand nur auf ihrem Recht, daß er zu wissen kriegte, daß sie sich viel Mühe und Arbeit um ihn machte.

Zu wissen sollte er kriegen, ihr Gast, der ein Recht darauf hatte, versorgt zu werden, daß ihre Schwester es nicht richtig machte, wenn sie in eine Beziehung eintrat, in der eine solche Stille war, daß sie als Schwester davon sich ausgeschlossen fühlen mußte.

Die Worte der Schrift mußten geachtet werden und es sollte auch weiter so sein, daß im Tempel gesungen wurde. 'In deinem Licht sehen wir das Licht!' Aber in einem alltäglichen Dasein hatte das alles nichts zu suchen, wo es schlicht um die Mühen und die Lasten der Gastfreundschaft ging. Daraus sollte auch eine Schwester keinen Gottesdienst oder eine Versammlung der Heiligen machen dürfen.

*

Alles, was in einem Leben finster geworden ist, kann nie mehr licht werden. Der Weg geht immer nur durch ein Licht, das wie im Vorüberziehen ist, in das Dunkel, in die

Finsternis. Finsternis wird nie sich wandeln lassen in - Licht!

Eine andere Welt war es gewesen, ein anderes Licht war, als Gott sprach: *<'Es werde Licht!' - >* Es wurde Licht und es kam die Welt und das ganze Leben. Jedoch sollte niemand mehr sagen wollen: 'Finsternis ist - wie das Licht!' Niemandem müßten die Worte abgenommen werden, wenn eine Stimme spricht 'Komm! Tritt ein! Sieh! Licht!' In ihrer Welt, über der so viel Licht lag, in ihren dunklen Häusern und engen Kammern, in ihren kleinen Leben, hatten die Herzen Schwierigkeiten zu glauben, daß es wirklich noch Jemanden geben könnte, der ohne Lüge und ohne Verführung sagen könnte: 'Komm - es leuchtet für dich ein Licht!': 'Gott, der ins Verborgene sieht, der sieht auch das Licht, das für dich leuchtet und Finsteres hell macht.'

Gott, der ins Verborgene sieht, der wird wohl vieles sehen, aber nicht: - Licht!'

Für einen Augenblick ist das Auge böse, weil der Leib finster ist.

Nicht in einen Winkel stellt jeder sein Licht, selbst wenn es in seinem Leib finster ist und sein Auge böse. Jeder kann dem andren vorhalten: 'Ich sehe das aber anders - !' Und wenn der Leib des andren finster ist und sein Auge böse blickt, dann wird auch Reden, Ansprechen, Hinweisen auf ein anderes Sehen nichts nützen. Der Andre handelt nach dem, was er zu sehen glaubt.

Es ist auch das ein Reden im Gleichnis, in Zeichen, die nur die Augen aufnehmen und wahrnehmen, die nicht 'böse' sind und wo der 'ganze Leib licht' ist. Und dann gibt er noch ein Zeichen für die, die auf diesen Augenblick warten, daß es licht wird. <Wenn nun dein Leib ganz licht ist, daß er kein Stück von Finsternis hat, dann wird er so licht sein, wie wenn ein Licht mit hellem Blitz dich erleuchtet.>

Davor wird Furcht sein, das Aufleuchten scheuen die Menschen. Die Augen schließen sich, wenn es zu hell für sie wird. In dem innersten, dem geheimen Raum bleibt die Finsternis erhalten, gleich einer endlosen Dunkelheit und Finsternis, bis dann ein Blitz leuchtend vom Himmel fährt und alles hell macht.

<Wie wenn ein Licht mit hellem Blitz dich erleuchtet - !">

Eine solche Aufladung der Spannungen, die sich zwischen Erde und Himmel aufbauen, ein Entladen dieser Kraft in dem furchtbaren Licht, das zwischen Himmel und Erde steht und Feuer auf die Erde wirft, muß alles, was lebt, fürchten. Eine solche Erschütterung ertragen die Menschen nicht, und es ist kein Trost, wenn Jesus so spricht.

Aber er sagt trotzdem: *„- auf daß, wer hineingeht, den Schein sehe!"* Er erwartet, daß da jemand ist, dessen Inneres hell ist. Von draußen kommt er, aus dem Licht des Tages oder schon unter dem Dämmer der Nacht, tritt ein, bringt Frieden mit, wird aufgenommen. Vielleicht hätte er nicht ertragen, abgewiesen zu werden, wieder fortgeschickt zu werden, um dann doch ohne Groll, ohne inneres Hassen sich wieder auf den Weg zu machen, auf den andre hinsehen mit bösen Augen, aus der Finsternis ihres Lebens, auch wenn ihre Augen gut sehen, in dem Licht, das auf allem liegt, was in ihrer Welt ist. Die Wirklichkeit ist ein Gleichnis für das, was ihnen keine Wirklichkeit bedeutet, auch wenn die Augen sie sehen und Ohren von ihr hören, oder wenn ein Mensch an ihnen vorübergeht, den sie nicht bei sich aufnehmen.

*

Euer inwendiges aber - 11/37

Einer kommt zu ihm und lädt ihn ein und er geht mit ihm. Er hört auf die Stimme, die ihn einlädt, als er noch redet. 'Du hörtest meine Stimme!' spricht es in ihm, als er auf den hinsieht, der ihn in sein Haus bittet. Ein Warten ist da auf die Stimme eines Menschen, der ihn zu sich einladen will.

<''Was sollen wir mit dir tun, daß wir nicht verderben?' hatten die Männer einmal gefragt, als sie einen verderben mußten, um selber gerettet zu werden. Jona ging durch die Massen fremder Menschen, war angewiesen darauf, daß sie ihn bei sich aufnahmen, erwartete, daß sie ihn von sich stießen und war dann bitter, als nichts geschah, was der Drohung der Botschaft entsprach. Stadt und Land blieben vom Verderben verschont.

Die königliche Frau aus einem fernen unbekannten Süden war einmal angereist, nur um zu hören, was an Wissen und Erkenntnis an einem königlichen Hof zu finden war, um es mit sich zu nehmen in ihr fernes Heimatland - und, um einmal im Gericht vor Gott zu zeugen gegen die Menschen, welche doch die Kinder sind von jenen, bei denen die königliche Frau suchte und fand, was sie zu suchen und zu holen gekommen war, damals, in einer fernen Geschichte.

Salomo war gewesen, Jona war gewesen und jetzt haben sie einen vor sich, der gerufen hat: <.Siehe! Hier ist mehr als Salomo!> Aber seine Welt hat Schwierigkeiten mit ihm, weil sie glauben soll, daß die Menschen selig sind, die seine Worte als Gottes Wort hören und bewahren.

Das Licht, das ihm leuchtete, sollte ihm nicht zur Finsternis werden und denen nicht, die ihn bei sich einkehren lassen. Ein Licht war vom Himmel gefahren und hatte ihn erleuchtet. So licht ist ein

Leib, wenn es geschieht, was im Himmel sein soll wie auf Erden.

*

11/37 -

Der furchtbare Vorwurf, der die Bewahrer der Gottesworte trifft.

Jesus folgte einer Bitte, ging zu ihm, der einer von denen ist, die ihr Licht nicht in einen Winkel stellen, nichts zu verbergen haben, was Licht scheuen könnte. Ein Mensch muß sich nicht scheuen davor, daß einer eintritt und 'den Schein sieht', der von seinem Licht ausgeht. Gerade bei ihm unterläßt Jesus das Waschen vor dem Essen. Gerade ihm, als jeder darauf achtet, was Jesus tut und sagen wird, wird Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit vorgeworfen, Kränkung angetan. Anstoß nimmt der, der ihn geladen hat. Er sieht, daß damit eine Absicht verbunden ist.
Und Jesus sieht gut, daß sein Zeichen gesehen wird.

Er sieht nicht auf den einen, der sich gekränkt fühlt. Er sieht die Vielen, die sorgfältig darauf sehen, daß alles, was sie anrühren, sauber und rein sein muß. Der Gastgeber sieht nicht seinen Gast, er sieht nur auf das, was er selber von ihm erwartet. Er begreift in dem Augenblick nicht, daß sein Tun schon dem Tun gleicht, von dem Jesus eben noch gesprochen hat. Ein Licht erhält keinen Raum für den es leuchten kann. Ein Licht wird zugedeckt, bevor es seinen Schein werfen kann auf das Innere, für das es eingeladen ist.

'Ihr!' sagt Jesus: *<'Ihr Pharisäer!'>*. Jesu: *<Aber!'>* fährt zu ihnen hin: *<'Aber euer Inwendiges ist voll Raub und Bosheit!'>* Raub! Bosheit!

Wie ein Blitz zuckt es durch das Innere und macht es hell und läßt sehen, was an räuberischer Gier und an Bosheit verborgen war. 'Ihr!' sagt er. Darauf wird geachtet, daß Becher und Schüsseln rein sind, daß die Hände gewaschen sind.

Dem Menschen , der ihn geladen hat, wird auf einmal klar, daß Jesus nicht zum Essen gekommen ist. Eine andere Art von Miteinander und Zusammensein ist gemeint. Still, In Andacht, hätte er vor dem Gast stehen können, der alles sieht, was er ihm anzubieten hat.

Der Gast, der in sein Haus eintrat, hätte ihn als Dank den 'Tempel Gottes' sehen lassen können: in dem Licht, das er mitbringt, damit es leuchtete allen, die in dem Hause sind. Er hätte es ihren Körpern zeigen können, wie es ist, wenn der Leib licht wird und keine Finsternis mehr in ihm ist, wenn selbst die Finsternis licht wird.

Aber es ist schwer, einem Menschen in Worten die eigene Wahrheit zu öffnen, wenn sich erst Unwille regt, wenn erst Anstoß genommen wird an einem Tun und an einem Nicht-Tun, das ein Zeichen sein sollte zwischen ihm und seinem Gegenüber: Auge in Auge -! Nun - spricht es aus ihm heraus mit diesem: *"Ihr!": 'Nicht* ich! Ihr!'

Menschen halten ihren Glauben sauber in schönen Gefäßen. Sie halten ihr Leben sauber und stecken ihre Leidenschaft in das Sauberhalten der Gefäße.

Sie haben die Geschichte von dem bösen Geist nicht gehört, der zurückkehrt in die saubere Wohnstatt, aus der man ihn vertrieben glauben wollte, Auch sein Gegenüber kann sich nicht beugen vor der Erkenntnis, daß seine Finsternis nach Erleuchtung schreit.

Und gerade da kommt dieses wütende, böse: 'Ihr!' 'Ihr seid es!' 'Auf dem Markte! Gegrüßt werden!' 'Obenan sitzen!'

Einmal war es wichtig, vor den Leuten die Quasten, die Gebetsriemen, die Betgesten, die Haltung, die Worte vorzuzeigen - um zu erinnern, um zu mahnen, um aufzufordern, das Licht der Worte nicht verlöschen zu lassen: *<So oft ihr sie anseht, sollt ihr an alle Gebote das Herrn denken -*
u n d s i e t u n !>

Das war etwas von dem Leib, der die vielen Kinder Israels seitdem getragen hat, das ist etwas von den Brüsten, die sie gesogen haben, bevor sie Worte kannten und die Welt wußten. Zeichen sollten sein auf der Hand und Merkzeichen zwischen den Augen. (4.Mose 15, 2.Mose 13)

Jetzt sollte das Lichte dieser Worte und der Auftrag des Gebotes finster geworden sein.

<'Du, Menschenkind!'> war dem gesagt worden, der dann verkünden mußte: *<Des Herrn Wort geschah zu mir: 'Weissage gegen die Hirten Israels, weissage, sprich zu ihnen: So spricht Gott, Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden!'>*

Es war die Stimme Gottes, die aus den fernen Zeiten noch immer wissen ließ: *<'Siehe, ich will an die Hirten und will meine Herde von ihren Händen fordern! Ich will ein Ende damit machen, daß sie Hirten sind.'>* (Hes 34)

Jetzt spricht wieder eine Stimme, in ihren Worten schwingt die andere Stimme mit: *<'Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen. Wie ein Hirte seine Schafe sucht, so will ich meine Schafe suchen - und will sie erretten!'>*

Gegen alle Hirten ist gesprochen, gegen alle Hirtenämter ist geweissagt, allen Menschen- und Völkerhirten wird gedroht: <"Ihr seid wie die verdeckten Gräber, darüber die Leute laufen und wissen es nicht!"> sagt er zu einem und meint sie alle, die glauben lassen wollen, daß ihnen ein Teil des Hirtenauftrages gegeben ist.

In den Augen dieses Jesus sind sie alle wie Gräber, über die man hingeht, ohne zu wissen, was unter den Füßen verborgen liegt.

Die Zeiten der Hirten sind noch lange nicht vorüber, obwohl sie schon viele Hirten erlebt haben in der langen Geschichte ihres Volkes. Über den Völkern thronen gottähnliche Herrscher. Die Bilder dieser Gestalten umstehen ihren Kreis wie Ungeheuer. Über Menschen schreiten sie weg, unterwerfen sich Völker und Länder, die Menschen werfen sich vor ihnen nieder, und niemand kann ihnen ins Gesicht sagen, was unter ihnen erlitten wird.

Die Herren denken auch weiter: 'Was können sie uns vorwerfen, Menschen, die keine Stimme haben!'

Sie sind es auch nicht, welche die Erinnerungen tragen "an die Tränen, die ein Leben brauchen würden, um zu trocknen". Die Wunden heilen nicht, die Klagen gehen ins Verlorene; sie werden nicht erhört, die Klagen: 'Ihr seid es, die Hirten, die keine Hüter sind!'

*

Der Eine erwidert, in Stellvertretung der Vielen, steckt voller Vorwurf: <*Meister, mit diesen Worten schmähst du uns auch!*'> Aber der Andre spricht es nun aus, sagt, was als Schmähredе empfunden werden muß: <'Ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten - und ihr selbst: rührt sie nicht mit einem Finger an!'>

In die kommenden Zeiten ist es gesprochen und denen in den Mund gelegt, die nie den Mut haben werden, ihren Hirten dies vorzuwerfen.

'Gott! Hast du das gesehen?' spricht es aus den Herzen. 'Gott, du hast es nicht gesehen, Gott! Wir haben es sehen müssen und gehen verwundet, alleine gelassen mit der

Erinnerung und niemand sieht, daß das Licht zur Finsternis geworden ist'.

In die Grube war Joseph geworfen worden, in die Tiefe war Jona gefahren. In die Tiefe waren seitdem so viele gefahren, die Höllen haben sie verschlungen, die ihnen von andren Menschen bereitet worden sind.

Jesus spricht gegen sie an und meint zugleich die Menschen, die sich anmaßen werden, Hirten zu sein und Rechte einfordern, die ihnen der Auftrag, Hüter zu sein ihrer Mitmenschen, zu gewähren scheint.

Es werden wieder Tage und Nächte sein, in denen einer, ihnen zum Zeichen, in die Dunkelheit und Verborgenheit des Todes sinken wird. Und die Augen, die darauf hinsehen, werden nicht alle lauter sein.

Jesus prägt es dem Gedächtnis der Generationen ein, damit sie sich hüten vor dem Tun, was allen Völkern eigen ist: <Ihr baut den Propheten Grabmäler - eure Väter aber haben sie getötet!> Alle Grab- und Denkmale werden daran erinnern.

Als er sagt: 'I h r !' müssen sie merken, daß andre Worte zum Leben erwachen und von ihm her jeden anwehen, der das Schweigen begreift, über dem die Worte schweben: *<'Wie ein Hirte seine Schafe sucht, wenn* sie von *seiner Herde verirrt sind, so will ich meine Schafe suchen und will sie erretten von allen Orten, wohin sie zerstreut ...'>*

Worte werden in die Gegenwart hineingedacht und tasten schon in das Kommende an Trübnis und Finsternis. Das kommende Drohende hängt als dunkle Wolke über der Gegenwart. Er spricht die Worte von der Weisheit, die Propheten und Apostel sendet.

Unterdrückt, vernichtet werden sie. Ihr Blut kann nicht von Hirten gefordert werden, die sich selber weiden.

Die kommenden Geschlechter werden mit den Boten nicht anders verfahren und schaffen sich Hirten, welche Verwundetes nicht heilen, das Schwache niedertreten und die Starken vernichten, die auf dem Wege von dem gehen, der selbst als Hirte ging.
Grabmäler und Denkmäler werden errichtet und derjenigen feierlich gedacht, die an der Vorausschau der Schicksale trugen, zu ihren Lebzeiten nicht erhört wurden und ausgelöscht wurden, weil sie nach den Verlorenen suchten und Verirrtes zurückbrachten, Verwundetes verbanden und das Schwache stärkten, und das Starke behütet sehen wollten. Traurigkeit und Wissen liegt in seiner Vorausschau. Ein Echo aus der geistigen Vorgeschichte Israels kommt wieder: Was einmal war, kann wieder geschehen: Die Tötung Abels kehrt wieder.

Rechenschaft und Verantwortung wird gefordert - noch von 'diesem Geschlecht'. In weite Räume geht die Weissagung, die vordergründig nur die wenigen Schriftgelehrten erreicht, die ihm zusehen, wie er spricht. Sie hören Worte, die schon nicht mehr zu ihnen gesprochen sind, die nicht ahnen, daß ihnen Schriftgelehrte folgen sollen, die sich der Worte der Schrift und auch der Worte, die noch gar nicht zur Schrift geworden sind, bemächtigen werden.

Aber an die Lasten, die sie andren aufladen, rühren sie mit keinem Finger. Seine Worte sind vor seinen Zuhörern vielleicht in den Wind gesprochen, aber vergehen werden sie nicht, weil einiges auf einen Grund fällt, wo es Frucht tragen kann. Und das Gedächtnis dieses Geschlechtes prägt sich seine Worte ein und wird sie weitergeben.

Bevor das Gedächtnis sein Erinnern einbüßt, werden die Worte die sich erhalten, zur Schrift geworden sein. Dann bedarf es wieder der Gelehrten der Schrift, um die Gefäße rein und sauber und ansehnlich zu halten, in denen sich der

Sinn verbirgt. Dann kommt es darauf an, daß Denken und Wissen in den Dienst seiner Worte gestellt wird, daß Menschen ihnen wieder Lebendigkeit geben mit ihrem Dienen an Wissen und Erfahrung. Und nach einem Können suchen, um denen, die eingehen wollen, das Leuchten zu sehen, auch Einlaß zu ermöglichen.

"Wenn ich durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, dann ist das Reich Gottes zu euch gekommen!" So hat er gesprochen, so sprach die Stimme eines Propheten, so wußte sich dieser Mensch. Jeder der Schriftgelehrten, die sich an den Worten der Schrift versuchen sollten, würde innehalten und stumm vor seiner Aussage bleiben müssen. Ein Leben würde es brauchen, um dem Hinweis dieser Worte nachzudenken, die ihn selber anfragen und fordern.

Aber die Wenigen, die auf ihn hörten, waren treue Schriftgelehrte und Hüter der Worte und haben nicht zugelassen, daß die Worte verwehten. Sie haben sie aufgehoben und bei sich eindringen lassen und sie weitergegeben, damit auch sie zur Schrift werden konnten.

Und doch sagte er: <'Weh euch Schriftgelehrten! Denn Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen! Ihr ginget nicht hinein - und wehrtet denen, die hinein wollten!'>

Deshalb folgte er immer ihrem Einladen, hat sich ihrem Inneren nähern wollen, bis er sehen mußte, daß das Innere gefüllt war von 'Raub und Bosheit'.

Mancher unter den vielen *S*chriftgelehrten wird einmal darüber nachzudenken haben, ob sich Jesu klagende Worte bei ihm nicht bewahrheiten, wenn er an die Menschen zu denken hat, denen es verwehrt wurde, zur Erkenntnis zu gelangen. Mancher wird bei sich selber eingestehen müssen, selber auch nicht hineingegangen zu sein. Gott, von dem jeder zu wissen glaubt, wird dann ins Verborgene sehen, weil Gott im Verborgenen ist (Jes 26,20/Mt 6,6)

Nicht das Machen vieler Worte ist die Aufgabe, die gestellt wurde, sondern das Entfalten des Lichtes in einem selber, auf daß, wer hineingehen will, auch den Schein davon gewahre und einem Menschen begegne, der selber hinein hat gehen können.

Es war der schlimmste Vorwurf, den Jesus hat machen können und es war seine bitterste Anklage gewesen.

Aber seine Mitmenschen tun, was andre Menschen später gleich ihnen tun würden, als sie anfangen, hart auf ihn einzudringen, ihn auszuhorchen und zu verhören und Fragen zu stellen, die sie bei sich selber nicht beantworten wollen.

Ihre Tätigkeit ist das Lauern, ob sie etwas erjagen können aus seinen Aussagen, um ihn damit zu verurteilen und danach zu richten

*

Zusage: Verborgenes wird offenbar 12/1

Abgewandt von dem Begehren vieler Menschen, wendet er sich darauf seinen Jüngern zu und sagt zu ihnen: <'Hütet euch!'>

Jeder unter seinen Nachfolgern hat sich seitdem zu hüten vor der Heuchelei, die sich Vertrauen erschleicht über den Glauben, daß da ein Schlüssel sein soll, der das Tor zur Erkenntnis erschließt und Zugang eröffnet. Der Glaube möchte glauben, daß wenigstens der Mensch, der im Besitz des Schlüssels zu sein behauptet, für sich selber den Schlüssel benützt, um hineinzugehen. "Ihr! Hütet euch!" Jeder ist in der Versuchung, in die Heuchelei zu verfallen, vor der sich die Hüter und die Überlieferer der Schrift

gefeit glauben möchten, weil sie den Schlüssel in den Händen haben und sich mit seinem Besitz zufrieden geben.

Aber es tritt zutage, was verborgen ist und das Heimliche wird zum Wissen werden. Heuchelei wird durchschaut; zutage tritt, was in der Finsternis gesprochen wird, die über den Menschen liegt, die zur Erkenntnis den Weg gefunden haben. Einmal kann es im Licht erscheinen und Erhörung finden, was im Verborgenen und im Finsteren geschah. Trost kommt allen zu, die im Dunkel gehen und von Finsternis umgeben scheinen, während andren der Tisch gedeckt ist, die sich anmaßen, 'obenan' zu sitzen und wie auf Thronen ihren Platz haben. Von daher geht ein Licht aus, das das Dunkel und die Finsternis nicht erhellt.

Von den Dächern werden einmal die Worte der Wahrheit ausgerufen werden. Aber bis dahin begleitet alle, die in Furcht leben, die Aufforderung: <'Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten können!'>

Betroffen sind sie, die noch gar nicht getroffen werden können von dem, was er sagt über die, die das Gesetz und die Erinnerungen zu hüten haben.

Es spricht einer, der über die Furcht hinausgegangen ist, der sich nicht mehr fürchtet vor denen, die einen Leib töten können. Er selber wird es ihnen zeigen, daß keine Furcht mehr in ihm ist vor dem, der die Macht hat zu töten und in die Hölle zu werfen. Vögel gibt es wie Menschen, die gering geachtet sind und gehandelt werden und ums Leben gebracht werden. Mit Verheißen und Drohen spricht er aus, daß von ihnen nicht einer vergessen werden kann - von Gott.

Das Fürchten bleibt: Die Furcht vor den Menschen, welche töten können und vielleicht sogar die Macht haben, in die Hölle zu verdammen, bleibt. Die Menschen, welche die Macht haben, den Leib zu töten, sind umgeben von der Furcht, die niemand dem anderen nehmen kann, wenn es in den dunklen Räumen um die Suche nach den Schlüsseln der

Erkenntnis geht und selbst das Erinnern des Lebens Jesu im Verborgenen geschehen muß.

<'Wer mich bekennt vor den Menschen - '> fordert zu viel von Menschen, welche die Furcht des Leibes kennen, getötet zu werden. Schon um nichtigerer Ursache willen sind Menschen ums Leben gebracht und verdorben worden. Sein Gleichnis von den Vögeln kann die Furcht nicht fortnehmen, wenn schon die Schlüssel der Erkenntnis weggenommen werden können.

Die Furcht vor denen, die töten, löscht die Erinnerung nicht aus an den Schlüssel der Erkenntnis, der einmal gefunden wurde und nicht verloren ging und weiter Erkennen erschließt, seit das Licht der Erkenntnis in der Finsternis aufbrannte.

Nicht fürchten muß sich ein Leben vor dem, der töten kann, wenn die Engel Gottes über den Horizonten stehen und das Licht des Lebens hüten.

Einmal wird von den Dächern verkündet werden und der Klang von den Türmen wehen, was bis dahin nur in engen Wänden, in der Verborgenheit bescheidener Räume unter Wenigen, die ihr Vertrauen zueinander erprobt hatten, aufgetan, zugeeignet und erfahren worden ist, Auch wenn von der Erkenntnis von ganz hoch oben geredet werden kann, wird als Erinnern erhalten bleiben, was in armen Worten zueinander gesagt, miteinander gelebt, gelitten, aber auch gesehen werden konnte, wenn das Finstere licht wurde und sichtbar werden ließ, was vorher verborgen war, die bösen Geister und die Angst und das Vertrauen, von Gott angenommen, anerkannt zu werden, weil vor den Engeln sich des Menschen Sohn bekennt zu verdorbenen, in der Erkenntnis verlorenen Menschen, welche die Engel über den Horizonten fürchten.

Es bleibt eingegraben in das Erinnerungsvermögen, daß hinter allem Geschehen das Menschliche auf das

Offenbarwerden des Menschensohnes wartet. Wer sein Erwarten nicht verleugnet vor seinen Mitmenschen, <'den wird auch des Menschen Sohn bekennen - vor den Engeln Gottes!'> Seinen Nachfolgern war er zugewandt und sie haben alles behalten und haben ihr gelebtes Erfahren behalten, auch als sie zusehen und begreifen mußten, wie das ist, wenn der Leib getötet wird. Des Menschen Sohn wird sich bekennen vor den Engeln Gottes zu denen, die sein Bekennen vor Menschen erfahren haben und sich erinnern an die engen Räume und an ihre Furcht und an die Kälte, die in ihnen war und immer noch wissen, mit welcher Innigkeit geglaubt und gewartet worden ist.

Das Licht in ihnen konnte nicht getötet werden von solchen, die den Leib töten können. Die mußten hassen und vernichten, weil das Licht in ihnen Finsternis war und sie die töten mußten, in denen das Licht brannte.

Nicht nur Worte werden gesprochen wider des Menschen Sohn; Widerstand wird vergeben werden. Aber das Geläster über den Heiligen Geist wird für immer erinnert und nicht vergeben sein. In Gott wird Erinnern bleiben an den Widerstand gegen die treibende, tragende, Frucht wirkende Kraft, die wirksam bleibt, bis am Ende als Erfüllung aller Erwartungen und Mühen des Menschen Sohn erscheint .

<"Sorget nicht, womit ihr euch verantworten oder was ihr sagen sollt!"> Vor der Gewalt erstirbt die Sprache nicht, wenn der Heilige Geist die Worte eingibt.

Sie finden kein Gehör und bleiben doch Ausdruck des Heiligen Geistes, der nicht erstickt werden kann, auch wenn die Frucht nicht gesehen und erkannt wird. Erst in der Zeit des Menschen Sohnes wird das Feld erkannt, auf dem die Frucht zur Reife gekommen ist bei denen, welche vom Heiligen Geist hervorgebracht und gelehrt worden sind.

Aber der Strom des Geistes empfindet die Verletzungen, die Kränkungen und Verhinderungen, die dem Menschen

zugefügt werden, der nach seinem Bilde wachsen und sich gestalten will.

*

Mein und Dein und Recht behalten 12/13

In diesem Augenblick unterbricht einer, der sich in seinem Alltag nicht gegen seinen eigenen Bruder zu behaupten weiß und bei Jesus jemanden sucht, der ihm zu seinem Recht verhilft.

Eindringen will, womit die Menschen wirklich beschäftigt sind. Mit dem Ausdruck der Ohnmacht und des Erstaunens wendet sich Jesus dieser Frage zu und dem Begehren, das dahinter steht. Für einen Augenblick scheint er unwirsch zu sein.

"Mensch!“ sagt er. Er ist kein Richter über den Zwist von Brüdern, bei dem der Eine seinen Vorteil behalten will und der Andre seinen Vorteil sucht, ohne darauf zu achten, was aus ihm sprechen könnte, wenn er vor der Ungerechtigkeit, die ihm widerfährt, nicht mit seiner Sorge und seiner Furcht ums Leben in seine Hilflosigkeit fliehen würde. Unterstützung sucht einer, wo eben über ganz andere Bedrohungen und Feindseligkeiten gesprochen wird. Der Mensch begreift nicht, warum seine Bitte abgewiesen wird. 'Habgier!' sagt Jesus. Und setzt hinzu: <'Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat.'>

Eine Antwort erhält er und mit ihm alle, die nach ihm kommen. Die Antwort kann er seinem Bruder bringen. Der Bruder wird sich erinnern, wenn er auf die Stimme in seinem Inneren noch hören kann, wie lange vor ihm einer zum andren sagte: *<Wir sind Brüder! Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken!>* (1.Mose 13,9)

Ein Bruder ging zu seinem Bruder und bot an, daß er ihm gerne aus dem Wege gehen wolle oder auch woanders hin, damit sein Bruder frei sei zu tun, wozu ihn die Gier treibt.

Der Geist wirkte, damit er geben könnte, was seinem Bruder nicht gehörte, aber die Wunde schmerzte, welche ihm ein Bruder zufügte, weil er nicht sehen wollte, wonach es auch den Bruder verlangte. Sein Erbe war ja nicht nur Gut und Geld oder Ehre und Ansehen, sondern alles, woran seiner Väter und Mütter Herz gehangen hatte und manchmal auch auf die Dinge übergegangen war, worauf ihre Hände gelegen, worauf ihre Augen geblickt hatten, was ihre Seelen getröstet hatte.

*

Die Seele fordern - wem wird alles gehören 12/16

Unerschöpflich ist das Feld, aus dem es in die Menschenwelt hineinwächst. Jedes Feld, das Frucht trägt, ist dafür nur ein Gleichnis. Ein Mensch sieht auf sein Feld und begreift, daß er nicht hat, wohin er die Früchte sammeln soll, die einen Vorrat versprechen auf viele Jahre. Größeres, Besseres muß entstehen, damit der Vorrat und der Reichtum Raum finden, um die Sicherheit zu gewährleisten, daß genug zu essen und zu trinken da ist und um den Lebensmut zu erhalten. Gebäude wachsen, um den vom Himmel und der Erde gegebenen Vorrat zu bergen und um ein Gleichnis zu sein für den Mut, von dem die Eigentümer beseelt sind. Von dem, was den Brüdern vorenthalten und genommen worden ist und ihnen den 'guten Mut' geraubt haben kann, künden sie nicht.

Nur in der Nacht ist die Seele nicht geschützt durch das, was draußen steht, Nahrung und Sicherheit darstellt.

Nur: In der Nacht, als das 'Ich' eingeschlafen ist, tritt die Forderung vor die Seele hin, die sich eine große Hülle aufgebaut hat und sich vor dem großen Erschrecken in der Nacht doch nicht schützen kann, wenn das Bild schwindet, was ein Mensch von sich aufgebaut hat. <Wes wird's sein, das du bereitet hast?> fragt die Geschichte, fragt Jesus selber seine Hörer an.

'Was du bereitet hast, für wen wird es sein?' fragt der Grund selber die Seele an, aus dem ihr Kraft und Leben kam.

Der Zweifel spricht; die Nachtseite stellt das Gelingen des Lebenstages in Frage. Wem wird es sein - wer wird sich des Gewonnenen bemächtigen, es nutzen, wer wird das alles haben - wer wird es sein, der sich damit großtut - dann? (Ps 93.7) Für wen war das alles gemacht?

Zeit vergeht, bis die Frage wirkt bei dem, der für sich selber Schätze sammelt - und nicht sammelt, um 'reich für Gott' *zu* werden.

Wenn die Seele gefordert ist, sich zu erkennen zu geben, dann findet sie zu ihrem Sinn in dem Bekennen: 'Was gelebt und erlitten und gewußt und auch an Erfüllung gewesen ist - es ist für dich gewesen.' Von ganzer Seele und aus der Nähe zum Menschen, der einen braucht, wird die Antwort getragen: 'Wem?' 'Dir - Gott' ‚Es ist für dich gewesen!'

*

Die Worte Jesu verbergen die Sorge nicht, mit der er mahnt und ermutigt: <'Sorget nicht!'> Sie brauchen sich keine Scheunen zu bauen, sie haben nicht genug, um sich die Sorge vom Leibe zu halten. Eines andren Feld hatte 'wohl getragen.'

Hinter jedem Sorgen steht das dumpfe Gefühl der Schuld, einem Erwarten etwas schuldig haben bleiben zu müssen. Sie können sein Reden nicht anders verstanden haben als aus dem Sorgen um ihr Leben heraus gesprochen, als ein Raten, mit ihrem Sorgen fertig zu werden.
Kein Mensch kann dem andren guten Gewissens raten wollen, sein Sorgen zu lassen. Jeder Mensch hat den andren nötig, der sich um ihn sorgt. 'Sorge nicht, was du reden sollst, wenn du dein Leben rechtfertigen mußt vor denen, die die Macht haben, dich zunichte zu machen.' 'Der Heilige Geist wird - !'hat er gesagt. (12,11.12)

Die Vögel, deren Fliegen so mühelos ist wie das Gleiten der Augen, die ihnen folgen, tragen in ihrem Fliegen schon das Sorgen mit sich - um sich zu wahren vor den Wintern andrer Länder, vor den Dürren ihrer Herkunftsländer, um die Brutstätten, um die Nester, um die Jungen, die nach ihnen fliegen müssen. Er weiß doch auch, wovon die Raben sich nähren.

Keine der Frauen, die auf ihr Kind hinsahen, konnte ihrem Leben auch nur einen Tag hinzufügen, auch wenn ein Kind die Tage mit der Mutter nötig gehabt hätte. Da soll keiner kommen und den Kindern sagen: <Fragt nicht, was ihr essen oder trinken sollt, macht euch keine Unruhe!>

Menschenleben wächst nicht auf wie Gras, wie eine Blume oder wie ein Baum. Und auch die brauchen Erde und Wasser und Platz, um zu wurzeln.

Niemand soll behaupten, es hinter sich zu haben, das Fragen: 'Was soll ich anziehen?' Das Ansehen, die Ehre, selbst das Kleid der Herrlichkeit, haben ihre Gewänder, wie

die Armut, das Elend, die Heimat und die Heimatlosigkeit ihre Kleider haben. Die Schönheit kleidet sich und die Arbeit, die Häßlichkeit, der Krieg und das Begehren und die Trauer und die Vergänglichkeit, das Jungsein und das Altwerden.

Für die Augen andrer ist das wichtig und für das Leben selber auch, das sich ein Kleid schaffen muß, in dem es sich auf der Erde hält, Und wenn es die Kleider nicht mehr sind, dann sind es die Spuren und die Narben auf der Haut, die Farbe der Haut selber und die Gestalt des Körpers, die anzeigen, woher ein Mensch gekommen ist und wohin er gehört und wem er zugehört. Wer in das Nicht-mehr-Sichtbare sehen kann, der sieht auch dort die Narben über den Verletzungen, spürt die Verkleidungen, unter denen sich das Leiden und Entbehren verhüllt.

Verborgen geht es immer mit und bleibt gegenwärtig, das Erleben und Sammeln der Seele und ihr Sorgen, Aber sein Fordern bleibt, auch wenn ihm die Sorge antwortet.

‚Was muß ich anziehen?' ist mehr als die Frage, ob es kalt oder heiß, naß oder trocken ist in der Welt und wie ein Leben sich schützen muß vor der Witterung. Andere Notwendigkeiten und Nöte und Erwartungen sprechen mit und bewirken Sorge. <Gott wird euch kleiden - > hat er versprochen, als könne er in die Tage ihres Kindseins sprechen und alles noch einmal zusagen mit der Stimme einer Mutter, die ihre Kinder den Menschen, dem Land, dem Himmel und Gott überlassen mußte. 'Sorge nicht, mach keine Unruhe!' darf keiner dem andren Leben raten. Schon ein erster Atemzug sorgt dafür, daß der nächste folgen kann. Der Atem der Bäume sorgt dafür, daß das Leben sein kann.

'Fürchte dich nicht!' sagt er, vertraut es vergänglichen Worten an, sorgt selber nicht um Weitergabe oder Schrift, gibt keine Anweisungen und keine Erklärungen,

gebraucht keine Entschuldigung, sagt nur: 'Sorgt nicht! 'Unruhe macht nicht!'

Kein Sprechen aus Sorge ist das. Jesus sorgt nicht für sich selbst. An der Aufnahme der Botschaft entscheidet sich schon, ob eine Aufnahme unter die geringe Menge stattfand, von der 'der Vater' weiß, daß auch seine Menschen das brauchen, wonach das Bedürfen aller auf der Suche ist.

<'Trachtet nach dem Reich Gottes!'>: Er traut ihnen zu, daß sie begreifen, daß die Zeichen verstanden werden für etwas, wonach jeder einzelne auf die Suche gegangen ist, als er die kleinen Bereiche verließ, in denen jeder verwurzelt war.

'Kleine Herde!' nennt er seine Leute. 'Trachtet nach' gilt den Wenigen, die ohne Fürchten sich auf den Weg machen können, um zu suchen nach einem Reich, das zu unterscheiden ist von den Reichen, nach denen alle Völker in der Welt suchen.

'Trachtet nach - !' widerspricht dem, was sich eines 'Ichs' bemächtigt und es auf die Suche treibt nach dem, was ihm notwendig fehlt. Was das Leben braucht, ist nur in der 'Großen Herde' zu haben, wo einer dem andren Schutz und Hilfe, Mitarbeiter, Aufgabe und Last zugleich ist.

<'Verkauft, was ihr habt!' ,Macht euch Beutel, die nicht veralten, einen Schatz, der nicht abnimmt: im Himmel!'>

Damals war noch alles jung, frisch und ganz ohne die Erfahrungen, die solche Worte und den Glauben an einen Schatz, der nicht abnimmt, im Himmel, veralten lassen mußten und als die Sage einer vergangenen Zeit erscheinen ließen.

<’Euer Schatz - euer Herz!'> Für Augenblicke bringt das Herz den Glauben auf an einen Schatz, an den es sich hängt, der im Himmel wartet, der viele Jahre lang gesucht, gefunden und gehoben werden muß, Jahre, in denen sich das

Herz den Schätzen verweigert, die in seiner Welt Anspruch erheben, gesucht und gefunden und gehoben zu werden. Das Erwarten muß seine Erfüllung finden - in dieser Zeit und nicht im Himmel. Das Herz hängt sich an viele Schätze, die ihm Trost verschaffen, auch wenn es auf den Schatz im Himmel dabei verzichten muß.

,Laßt eure Lenden umgürtet sein, eure Lichter brennen - seid gleich den Menschen, die warten - selig sind die Menschen!'>

Es ist auf der Erde ein Traum, der sich nicht Vielen erfüllt, daß einer kommt und sie 'zu Tische sitzen' läßt und 'ihnen dienen' will. Es war ein hartes Wort, von einem harten Menschen gesprochen wie es Johannes war oder Elia, oder wie von einem der vielen Propheten. Mancher vor ihnen wartete, daß der 'Herr' einmal doch kommen würde; ein Tisch wäre gedeckt und der 'Herr' würde geben, wonach ihr Bedürfen aus war.

Nicht wirklich kann das einer glauben wollen, auch wenn sein Herz darauf wartet und darauf angewiesen wäre, daß einer käme und ihm dienen möchte.

Dem Warten wird Seligkeit zugesprochen. Und mancher sieht sich um nach denen, die mit ihm warten und mag sie doch nicht mehr fragen, ob sie selig sind in den Erwartungen ihrer Herzen. <'Gebt fort, was ihr habt!'> konnte er damals sagen, als der Weg noch vor ihnen lag und sich öffnete, damit ein Zugang gefunden würde zu dem Schatz, der im Himmel wartet und sie sich lösen aus den Versuchungen oder sich im Verzichten mit den Schätzen ihrer Welt zufrieden geben, nach denen aber ihre Hände greifen können und ihren Körpern das Gefühl der Geborgenheit und des Trostes geben - wenigstens für eine Zeit.

Viele haben gebetet um des *'Herzens Trost und mein Teil'* und haben doch gehen müssen, ohne ihres Herzens Freude erlebt zu haben. Viele werden durch ein Dasein gehen

müssen, das ihnen keinen Trost, keine Freude und wenig Anteil gibt an allem, was ein Leben braucht, auch wenn der Vater im Himmel wissen müßte, was gebraucht wird, wonach das Bedürfen geht.

Als die Worte in ihre Herzen fielen, war es auch für einen Augenblick leicht, alles, was sie hatten, von sich zu lassen fortzugeben für den Gewinn des Schatzes im Himmel.

Es war die Zeit als alles noch am Anfang war und die Wonne der Seligkeit sie anrührte. Aber eine Zeit kommt, wo Menschen in der Not von Leib und Seele Mühe haben, die Sehnsucht in den alten, Gebetsworten wiederzufinden und ihr Leuchten zu begreifen: <*Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!*> (Ps 73)

Es wird sich entscheiden, ob sie auch zu den Wenigen gehören, die ihre Lichter brennen haben und am Verlöschen hindern durch die Sorgfalt, die dem Warten gilt in den Dunkelheiten des Daseins. Durch die dichten Hüllen ihres Alltages dringt eine Stimme: <Des Menschen Sohn kommt - zu einer Stunde, da ihr’s nicht meint!>

Mancher Knecht hat sich als Herr geglaubt, wenn er erst begriffen hatte, daß des Menschen Sohn <verzieht> zu kommen. Manche Knechte sind zum Herrn geworden, weil die Mitmenschen es nicht ertrugen ohne einen Herrn zu sein, der als <Haushalter> im Namen dessen, der nie kommt, über ihnen ist.

Sie vermochten dann nicht mehr zu fragen, ob er <ihnen zur rechten Zeit gebe, was ihnen gebührt.> Dem <viel gegeben> ist, der wird sich auch zu hüten wissen, daß <viel bei ihm gesucht> werden kann und <wem viel anbefohlen> wurde, hat auch immer die Möglichkeit gefunden, alle Forderungen von sich abzuweisen.

Wem wenig gegeben ist, bei dem wird auch noch nach dem Wenigen gesucht, was aus ihm herauszupressen ist, und gefordert wird meist durch solche, die den Forderungen an sich selber ausweichen. Die Drohung mit dem <Lohn mit den Ungläubigen> hat noch niemanden erschrecken können. Der Lohn, den der Menschensohn zuteil werden lassen kann, ist in weite Fernen entrückt, als die Herren sein Bild auf ihre Tafeln herabsehen lassen und die Denkmale errichten lassen, mit denen der verehrt wird, der für die Herzen schon lange gestorben ist.

"Der Knecht weiß seines Herrn Willen!" ist seine Antwort auf die Frage seines Jüngers: <"Wer ist denn der treue und kluge Haushalter?> Er überläßt ihrem Schweigen die Antwort. Jesus hat sich verändert: ein Fordernder, ein Wollender steht vor ihnen. Er hat sich über sie erhoben, macht sie zu Knechten, die für ihn da sein sollen. Seine Knechte erkennen das schöpfungskräftige Wollen, das von ihnen viel fordert, weil ihnen viel anvertraut wird.

Selig können die Knechte sein, wenn die Stunde kommt, die niemand kennt und sie vorbereitet findet. Zu allen redet er, meint auch die ungehorsamen, untreuen, welche die Worte wissen und doch nicht nach ihnen handeln – und auch die, die seine Worte verwerfen und den Geist leugnen, mit dem Gott nach ihnen greift.

*

12/49

Die Seele weiß sich gefordert:
Angst vor der Taufe der Vollendung

<Ich bin gekommen!> Es ist ausgesprochen. Er steht unter ihnen, Jetzt wird offenbar werden, wes Geistes Kinder die sind, die dem Menschensohn folgen.

'Ich bin gekommen!' sagt er endlich, nachdem schon so viele gewartet haben. Ihre Lichter haben nicht vergeblich geleuchtet in den Dunkelheiten ihrer Zeit. Sie hören ihn sprechen und vernehmen eine fremde Stimme; für einen Augenblick fürchten sie sich und denken daran, daß er gesagt hat: 'Fürchtet euch nicht!' Die Furcht vergeht und auch die Angst: Er ist gekommen.

<Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden!>

Langsam entsteht Begreifen: Ein Feuer auf die Erde werfen ist sein Wollen. Dazu ist er gekommen. <Was wollte ich lieber, als es brennte schon!>

Das ist aus dem Nachdenken gekommen über das, was da eben ausgesprochen wird. Alles tritt dafür zurück. Der Weg, der vor ihm liegt, leuchtet auf unter dem Licht der Erkenntnis: ein 'aber' tritt hinzu und läßt ihn sagen im Vertrauen, daß die Andren ihm jetzt zuhören: <'Aber! Ich muß mich zuvor taufen lassen!'>

Die Taufe im Wasser des Flusses ist nur ein Gleichnis gewesen. Seine Taufe muß erst noch kommen. Die Vorstellung von dem, was auf ihn zukommt, bedrängt und belastet. Furcht oder Angst oder das Wissen um eine schwere Aufgabe läßt ihn sagen:

<'Und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!'>

Angefochten erleben sie ihn, in Bedrängnis durch das, was diese Taufe sein wird, die vollendet werden muß. Die Zuversicht der Mitmenschen, die es hören, ergreift tiefste Erschütterung, als er seinen Auftrag ins rechte Licht rückt. <'Meint ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden?'>

Doch, mancher hat geglaubt, daß mit seinem Kommen auch der Friede sich ausbreiten würde über die ganze Erde. Mit Wasser hatte der Täufer getauft. Der Geist Gottes hatte damals nach Jesus gegriffen. Die Vollendung seiner Taufe

steht noch aus. Es soll vollendet werden, was damals begann.

"Sorget nicht um euer Leben!" sagte er, als sie noch nachdachten über die Menschen, die sich Schätze sammelten und nicht 'reich in Gott' geworden waren, bevor die Stimme sie rief.

'Sorge um dein Leben!' rufen alle andren Stimmen in der Welt und drängen sich auch an ihn heran. Aber sein Bewußtsein greift dorthin, wo 'des Vaters Wohlgefallen' gilt, das 'Reich zu geben.' Es muß in einem Menschenleben vollendet werden, wozu der Heilige Geist gesandt ist.

Nicht 'den Frieden' zu bringen ist er gekommen. Ein Feuer erwacht, brennt, verzehrt, greift schon um sich. Einem Gleichnis ähnlich ist sein Reden vom Feuer. Widerspruch ist schon entstanden und Zwietracht hat auseinandergetrieben, was zusammengehörte. Sprechen trifft auf Widerspruch, Bewegung findet Widerstand, Erfahrung bewirkt Mißtrauen. Ein Mensch, der sagt: „Ich bin gekommen!" weckt Unruhe. Unruhe ergreift, was natürlich zusammengehört als Vater, Mutter, Kind, als Mann und als Frau.

Zwietracht ist aufgebrochen aus dem sicheren Boden ihres Daseins. Die Erschütterungen sind spürbar geworden. Sein Kommen zeigt Gefährdung an.

„Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst!" (Kap 9) hat er von allen gefordert, die begriffen haben, daß ihr Dasein in der Welt nur wie ein Gefäß ist, dessen Äußeres gepflegt werden muß und doch nur eine Schale ist, die dem dienen soll, was a!s Inhalt hineingegeben wird. Das verborgene Trachten der Herzen macht nicht, daß einer dem andren zugetan ist oder sogar einig mit dem Fremdartigen, was im andren Leben aufbrechen will. Ein Vater traut nicht dem Sohn, dem er doch Gutes gegeben hatte. Die Mutter

glaubt nicht mehr der Tochter und mißtraut allem, woran sich ihr Herz hängen möchte.

Auf den Schatz, nach dem der Vater suchte, kann sich das Herz des Kindes nicht verlassen und den Glauben und die Geheimnisse des Herzens, an denen die Mutter des Mannes trug, kann die Frau dieses Mannes nicht behüten. Was natürlich zusammengehört in den Nestern des Werdens und Wachsens, trägt in sich den Zwiespalt und widersteht der Aufforderung, sich selbst zu verleugnen, um für einen neuen Inhalt bereit zu sein.

Für einen Augenblick ist er vor ihren Augen wie einer von denen, die durchs Feuer gingen und der Verheißung trauten: *<'Du sollst nicht brennen!>* (Jes 43) Es war ein alter Spruch, eine längst verwehte Erinnerung, durch deren Schleier noch die Gestalten der Vergangenen zu gewahren sind. Sie verbrannten nicht, als sie durchs Feuer gingen.

Mit ihnen war Gott, wenn sie durchs Wasser gingen und das geöffnete Tor vor sich sahen und der Stimme glauben konnten, wenn sie sprach: *<Fürchte dich nicht, Israel! Denn ich habe dich erlöst!'>*

Aber erst im Erreichen der Vollendung seiner Taufe wird sich die Wahrheit der Forderung: "Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst!" gültig erschließen.

Erste Zeichen der Erlösung sind schon erschienen, wenn es möglich wird, die Feinde zu lieben, den Hassenden Gutes widerfahren zu lassen, zu segnen, wenn andre einem fluchten: oder wegzugeben, was einem gehört und den Menschsohn zu bekennen vor den Menschen, die töten können.

Es ist die Zeit gekommen, wo das Segnen aus der Kraft des Offenbarungsgeschehens wichtiger ist als das Fluchen und Verdammen aus den Unglücks- und Leidenserfahrungen zerstörten und getäuschten Lebensverlangens in einer Zeit, deren Zeichen nicht gesehen und erkannt werden.

„Von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein!" lautet die Prophezeiung.
Die Zeit verlangt Erkennen und das Annehmen ihrer Zeichen.

„Heuchler!" nennt er, die doch bescheid wissen und sich richten nach den Zeichen von Wetter, Jahreszeit und sich mit ihrem Verhalten nach den Erfordernissen der Zeit ausrichten, die sie ihre eigene nennen und der sie doch unterworfen sind.

*

Angst vor eigenem Urteil 12/54

Alles, was Leben hat, ist angewiesen darauf, fortwährend die Erde, von der es getragen wird und das Aussehen des Himmels zu prüfen; Pflanzen, Tiere und die Menschen tun es.

<Warum urteilt ihr nicht von euch selber, was recht ist?> lautet die Frage, die seitdem noch mancher Andere gestellt hat, wenn es um das Erkennen und Deuten der Zeit gegangen ist und um das Verstehbarmachen unter denen, die unter der Zeit leiden. Das Schwerste ist es und kaum zu schaffen, das Urteilen von sich selber her. Denn jeder ist den Gesetzen, den Überlieferungen, den Geboten und Vorschriften, seiner Welt ausgesetzt und unterworfen.

Jedes Leben ist versorgt und umsorgt mit Bräuchen, die auf Schritt und Tritt begleiten in der Weisheit der großen Kult- und Lebensgemeinschaften.

Wenn immer wieder die Stimmen aus eigenem Urteilen sprachen, wurden sie von dem unterdrückt, was als die Stimme von Recht und Ordnung, aus Macht und Gewohnheit und als Niederschlag aus den Kämpfen der Geschichte aufgebaut worden war und trotz allen Widerspruchs gültig blieb.

„Warum nicht Ihr?“ Immer, wenn Jesus Fragen stellte, war es den Angesprochenen auch möglich, eine Antwort zu finden. Es gibt keine Antwort auf sein: "Warum nicht? Vielleicht gibt es keine Antwort?

Wartet er diesmal darauf, daß einer antwortet, bei sich, in sich: 'ja!' 'Ich urteile bei mir selber, was recht ist!'?

Fünf in einem Haus werden uneins sein.

Ein Zwiespalt teilt, was scheinbar zusammengehört. 'Was für eine Welt!' 'Was für Zeiten!' geht die Klage. Jeder weiß von einem, der gegen ihn ist, jeder kennt seinen Widersacher. Und das gilt von einem Haus, in dem gemeinsam gewohnt wird. Das große Haus, in dem die Völker eingewohnt sind, hat teil an diesem Uneins-Sein, an diesem Zwiespalt, an dieser Trennung. Da gibt es keine Fünf, wie die Finger einer Hand, zu einem gemeinsamen Schaffen gemacht und gebraucht, die ein gemeinsames Wirken gewährleisten würden. Die Hand ist in sich selber nicht einig. Die Hand, die nach den Gütern der Welt, die nach dem greifen will, was dem Leben seinen Sinn geben kann, die nach dem Gut der Seligkeit greifen möchte, ist in sich uneins.

'Was habe ich getan?' 'Wie habe ich es tun können?' fragt die Stimme, die nach dem Rechttun forscht und dem Wissen begegnet, daß in allem, was getan worden ist, ein tiefer Zwiespalt und eine furchtbare Widersprüchlichkeit und Uneinigkeit enthalten ist, die nicht wieder gut zu machen geht.

'Urteilt von euch selber!' braucht nicht erst den Vorwurf, der vom Andren herkommt, einen erreicht oder an einem vorbeigeht. Nicht die Klage eines Mitmenschen braucht es, damit das Klagen des Lebens in einem selber aufsteigt und Urteilen macht.

In Wahrheit geht es um ein Erkennen, das die Heuchelei über die Zwiespältigkeit des Daseins aufreißt, die krasse

Ungerechtigkeit der Verteilung von Lebensgut und Lebenssinn enthüllt und unverhohlen vor die Fragen nach Rettung und Heilung stellt.

'Urteilt von euch selber!' allein begründet nicht den Zorn, der von seinen Mitmenschen ausbricht.

Irgendwann kommt in jedem Leben der Augenblick, wo die Fähigkeit des Urteilens 'von sich selber' geleugnet wird, um der Lasten willen, die auferlegt sind. Belastet unter einem Schicksal sind die Mitmenschen, die am Wege stehen oder zurückgeblieben sind oder behindert haben, wo eine Bitte, ein Anrufen, ein Nahetreten nötig und möglich gewesen wäre. Einmal erwächst aus dem 'Urteilen von sich selber' die Klage um das Verlorene an Miteinander, Freundschaft, Hilfe und Tröstung.

Wenn der Regen kommt, weiß jeder, was er zu tun hat, und wenn es nur um die Wäsche geht. Und wenn die große Hitze kommt, dann sagen alle schon vorher: 'Es wird heiß!' Nur, wo es um das Urteilen von 'sich selber' geht, im Blick auf die Zeichen, die von der Zeit gesetzt werden, will niemand sehen, was kommen wird. Die Wenigen, die sehen können, was die Zeichen der Zeit fordern, werden nicht gehört und wegen ihres Wissens um Unheil und Heil gescheut und verfolgt.

Zu spät denken Viele daran, daß sie denen Unrecht getan haben, die sie auf ihren Gassen gesehen und gehört hatten, ohne ihr Reden in sich aufzunehmen, und nicht von sich selber her urteilten, was die Zeichen der Zeit ansagten. Man wird dann sagen: 'Man tut uns unrecht.' 'Wir haben nur getan, was andre wollten, daß wir es tun!' Erst wenn es zu spät ist, kommen die Einsicht und das Urteilen 'von sich selber'. Weher Mut und der Schmerz des Inneren wird dann zur Last, weil immer noch Erinnern ist an das Vertane, das Verlorene, das nicht mehr zu Findende. Nur Zeichen hat die Zeit gelassen, wenn sie vergangen ist.

Aber es heißt dann nicht nur: 'Ich' habe die Zeichen der Zeit damals nicht erkennen können!' sondern auch: 'IHR habt mich verleitet, daß ich eurem Urteilen folgte.' ,Eure Weisungen waren falsch. Ich hätte nicht achten sollen auf euren Rat und auf eure Führung, der ich mich anvertraute.' Um sich selber dann noch achten zu können, muß mancher leugnen, die Zeichen der Zeit wahrgenommen zu haben und wird zum Heuchler, vor sich selber, vor andren, um sich nicht den Zwiespalt, die Uneinigkeit im eigenen Haus eingestehen zu müssen.

Zu spät wird es sein, Ins Dunkel zu fragen: 'Wer schafft mir Recht?' Woher kommt Hilfe, um die Einigkeit des ganzen Gelebten herzustellen? 'Ach Gott!' spricht es dann nur noch, wenn das Alles nicht mehr zu ertragen ist. Als Gespaltene gehen die Menschen durchs Leben.

Sie sind mit sich selber nicht einig und verhalten sich gegen Andere feindselig, obwohl sie gezwungen sind, alle in einem Hause zu leben. "Mühe dich auf dem Wege, daß du deinen Widersacher los wirst!" Das ist ein Ratschlag von einem her, der die Zeichen der Zeit erkennt. 'Versöhne dich!' heißt es nicht mehr.

Die Hoffnung auf Gerechtigkeit oder nur darauf, daß Recht gesprochen wird, wird nicht angesprochen, auch nicht zum bloßen Trost. Wenn einer nun zu klagen hat, dann soll er sich hüten, vor die Obrigkeit zu gehen, um Gehör für seine Klage zu suchen und Anteilnahme an seiner Beschwernis zu finden.

Einige gibt es immer, die das Bedürfen empfinden, daß ihnen Versöhnung zuteil wird. Mancher beharrt darauf, daß dem Angebot der Versöhnung das Suchen und Verlangen eines Mitmenschen vertrauend entgegenkommt.

Viele werden umkommen auf den Wegen und niemand soll sagen, daß sie Sünder gewesen sind und alle, die ihr Leben davontragen, die Guten sind, nicht, wenn sie seine Haltung

zu alltäglichem Unglücksgeschehen begriffen haben. Es werden Wenige sein, die von sich selber her urteilen und begreifen, daß sie an einer Schuld tragen, weil sie Überlebende sind.

Das Mühen geht dahin, die Widersacher los zu werden, solange noch alle auf dem Wege sind. Schon drohen seine Worte: <Wenn ihr nicht Buße tut!>

Niemand, der umkommt, kann schuldiger sein als solche, die das Dasein behielten und wohnen können, wo andre vergangen sind.

Nicht nur die Gewalten der Erde und die Gewalten des Himmels bedrohen das Leben. Die tödliche Gewalt geht von Menschen aus und schwierig ist es, ihr zu entkommen, selbst wenn jeder sich müht, den Widersachern zu entkommen oder ihnen entgegenzukommen. Niemand soll glauben, daß bei den Obrigkeiten Rettung, Hilfe und Gerechtigkeit zu finden ist.

*

Buße und Entkommen 13/1

<Wenn Ihr nicht Buße tut, so werdet Ihr alle auch umkommen!>

Die Leute, über die er spricht, sind ohne eigene Schuld umgekommen. Das Unglück holte sie ein. Zu ihnen in ihren Daseinsverhängnissen sagt er: < ... du wirst von dort nicht hinauskommen - bis du bezahlst!> Bis auf den letzten Pfennig wird abgerechnet. Auch das ist eine Gleichnisrede, weil beim Geld alles klar zu sein scheint. Schulden werden aufgerechnet, vergeben wird nicht. Es wird abgerechnet.

Ein jeder ist auf dem Weg zu seinem Richter. Noch kann sich jeder versöhnen mit denen, die auf dem gleichen Wege sind. <Wie prüfet ihr diese Zeit nicht?> Es fällt schwer zu urteilen von sich selber', wann es 'an der Zeit' ist. Ein Einzelner kann nicht beurteilen wollen, was in vielen

Menschen, im ganzen Volk, in der großen Welt geschieht. Das Geschehen der Geschichte ist zu unheimlich, als daß einer sie vor Augen hätte und darüber urteilen könnte. Es geschieht.
Aber am Ende heißt es: 'Du wirst von dort nicht herauskommen!' 'Warum habe ich nicht von mir aus urteilen, können, was an der Zeit und was gerecht gewesen wäre zu tun?' fragt die leise Stimme, die nie verstummte. Das Wissen des inwendigen Menschen aber weiß, daß es eine Zeit für die Buße gegeben hatte.

*

Der Feigenbaum 13/6

<Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg:> Die Stimme und die Sprache eines Erzählers ist wieder da, der das Heimliche, das Verborgene hinter ihrer aller Geschichte in die schlichten, knappen Worte einer Geschichte faßt. <Und er kam und suchte Frucht darauf - > und schon weiß der Hörer, daß er keine Frucht finden würde. Die ganze Geschichte hätte sonst keinen Sinn. 'So hau ihn ab!' mußte das Ende der Geschichte sein. Das Ende der Geschichte liegt außerhalb der kleinen Geschichte, weit jenseits der Möglichkeiten, von denen die Geschichten erzählen. Deren Ende muß offen bleiben, weil nur die Hörer die Geschichte zu ihrem Ende bringen können:
Der Winzer hatte Mitleid mit dem Feigenbaum.

Ein Baum, der keine Frucht trug, muß seinen Platz im Weinberg räumen, um anderen Bäumen den Boden frei zu machen. Ein Baum brachte nicht, was von ihm erwartet wurde. Der Winzer dachte an seine Arbeit und an die Aufmerksamkeit, die dem Baum zuteil geworden war. Noch einmal: ein Jahr - nur noch ein Jahr, und der Baum würde

erwachen können und seine Frucht bringen. Ein Jahr wurde dem Winzer gewährt.

Viele Jahre liegen vor ihnen und ihren Kindern und sind dem Land verheißen, das ihnen das Leben gibt. Ein Arbeiter im Weinberg würde sich darum mühen, daß Frucht ist, wenn die Zeit reif ist. Der Erzähler will Antworten. Bald muß die Antwort kommen, nicht erst in ferner Zukunft. Andere Bäume, andere Menschen warten schon darauf, auf dem selben Grunde zu stehen.

Es wird weiter Bäume wie Menschen geben, die keine Frucht bringen und für die kein Arbeiter bitten wird, Die Verwalter des Erbes und, später, seiner Botschaft, weisen es von sich, nach ihrer Frucht gefragt zu werden. Sie werden nicht Leid tragen um die, die keine Frucht hervorbringen. Sie werden nicht sich selber, sie werden die Andren beseitigen lassen.

Aber am Ende heißt es: 'Du wirst von dort nicht herauskommen!' 'Warum habe ich nicht von mir aus urteilen können, was an der Zeit und was gerecht gewesen wäre?' fragt dann noch im Vergehen die Stimme. Das Wissen des inwendigen Menschen aber weiß, daß es eine Zeit für die Buße gab.

*

'Was hindert er das Land?' ist eine Frage, die keine Antwort mehr braucht. Die Geschichte war eine Wahrheit, in Worte verkleidet. Sein Tun aber macht deutlich, was hinter den Worten steht. Achtzehn Jahre hat eine Frau gelitten. Sie vermochte sich nicht mehr aufzurichten. Sie ist verkrümmt. Eine Geschichte wird das auch, wie ein Gleichnis in seiner Verkleidung weitererzählt.

*

Die Erinnerung blieb an den Vorwurf, mit dem Jesus belastet wird. Wie ein Richter, der an dem Angeklagten vorbei zum Volk redet, spricht der Oberste der Synagoge: <Es sind sechs Tage, an denen man arbeiten soll!> Er hat verstanden, daß Jesus eine Arbeit verrichtet hat. Aber dann sagt er weiter: <An ihnen kommt und laßt euch heilen!>

Es wird zugestanden, daß sie sich an Jesus wenden können, wenn sie geheilt werden wollen. Leidende können an Arbeitstagen nach Hilfe suchen. Der Oberste versteht nicht, daß ihr Sabbat-Tag wie ein Gleichnis ist und Jesus den Sabbat braucht und seine Heiligkeit.

Wieder deckt das Wort die Wirklichkeit auf: 'Heuchler!' Die Frau blieb allein mit ihrem Lob an ihrem Sabbat- Tag. In Wirklichkeit sind der Esel und der Ochse, die gebraucht werden, wichtiger als ein geheiltes Leben, das mit den Andren in der Synagoge ist. 'Abrahams Tochter!' Die Frage zielt auf ihr Verstehen und ihr Anteilnehmen an einem Leben, das vom Satan gebunden war. Der Verdacht steht im Raum, daß auch andere Kinder Abrahams gebunden sind. Sie merken es, als sie sich schämen .

In die Zeit der Schöpfung zurück sollte der Sabbat erinnern, der eine Tag in der Woche, in der alle an ihre Arbeit gebunden sind und krumm gehen müssen unter den Lasten, die sie zu tragen haben, um an einem Tag aufgerichtet und frei von allen Lasten zu sein.
Scham liegt über ihnen.

Sich Schämen bewirkt Entzweiung und Verstörtsein, weil das Erkennen spricht: 'Ich bin es, der sich schämen muß!'

Aber die Eigenliebe muß widersprechen: 'Ich kann's nicht sein, der sich zu schämen hat.' Ein anderes zwingt

mich, mich selber zu schämen - ein fremdes Ich steht mir gegenüber.

Ein Baum schämt sich nicht, ein Baum setzt die letzte Kraft, die ihm bleibt, in seine Blüten, in die Früchte, die nach ihm sein werden und verzichtet dafür auf sein Holz, auf die Blätter Ein Mensch rief Jesus an in der Verstörtheit: aus Verzweiflung, aus der Scham heraus ihm zugewandt. Sie hat einen Menschen angerufen, vor dem sie sich schämte, den sie hätte scheuen müssen, wie er stand in der Synagoge am Sabbat.

Sie hat ihn herausgefordert, voller Angst, den Sabbat zu entweihen, damit er herausträte aus der Stille und aus den Worten der Lehre, um an Ihr, an ihrem Leibe, an ihrer Seele zu handeln. Er legt die Hände auf sie. Sein Segen kommt über sie.

Seine Stille gebietet Einhalt dem, was sich widersetzt. In einem Feld der Kraft steht sie - für einen Augenblick, ein Niemand vor dem Heiligen, der die Hände auf sie legt.
Da schämt sie sich wirklich.

Sie ist eine Empfangende, die nichts hatte tun können, damit ihr gegeben wurde. Sie hat nur sich selber bringen können, ihre Mißgestalt und ihr vergebliches Leben. Ihre verdorrte Seele in einem gestörten Körper hat nur gerufen, ihr Mund hat nichts sprechen können und Jesus hat sie gesehen.

Die anderen sind ihm feind gewesen, weil sie mit ihrer Scham nicht fertig wurden, die sie überfiel, als der Gebundenen des Satans ein Heilender gegenüberstand, in einer Synagoge, an einem von vielen Tagen, die Sabbat sind.

*

Ein Großes ist geschehen. Die Frau lobte Gott. Ein kleines Geschehen war es gewesen unter allem, was im Großen geschieht und das Land vielfältig daran hindert, daß aus ihm Frucht ersteht. Es ist nur einem einzigen Menschen zugekommen, daß sich die Geister der Schwäche, der Kraftlosigkeit, durch die Verstörung, durch die tiefste Verwirrung hindurch unter dem Eintritt einer übergeordenten Kraft vereinen ließen zu der Gestalt, die am Sabbat vor Gott gilt.

<Ein Senfkorn, welches ein Mensch nahm und warf's in seinen Garten - und es wuchs und ward ein Baum!> Mehr war nicht zu sehen. Aber es bedurfte auch der Augen, die danach sahen. Was die Hände der Frauen im Alltag tun -er hat es ihnen nachgemacht an einer der ihren, unter den Voraussetzungen des Sabbats, des Tages, der Gott gehören sollte.

Wenigstens einmal in einer Woche oder in einem ganzen Leben, müßte ein Mensch aufgerichtet stehen, frei von Kraftlosigkeit, die Bande des Satans hinter sich lassend, den Höllen der Erinnerungen, den Lasten der Beschämungen, der Fruchtlosigkeit, der Verluste, nie angenommener, nie vergebener Schuld, nie verwundenen Versagens und Entsagens entnommen.

Vor ihm ist niemand mehr ein Heuchler, der in einer Wirklichkeit zu leben vorgibt, die von ihm zugleich gescheut und geflohen wird und der sich seine Seele widersetzt , bis endlich die Seele erwacht, um zu schreien. 'Hilf mir!' 'Rette mich!' 'Sei ein Erbarmer: und mein Erlöser!' 'Um Gottes willen!'
An einem schlichten Sabbat war ihre Seele gefordert worden.

Wem gehörte zu, was sie vorbereitet hatten und mitgebracht haben in diesen Tag? 'Nicht ich war's, nach dem gesehen wurde!' 'Nicht mein Ich ist wie ein Senfkorn, das

ein Mensch in seinen Garten warf Er hat nach einem andren Leben gegriffen, nach einem verkrümmten, verkrüppelten, nutzlosen, wertlosen, hat die kranke Frau angesehen in ihrer Kraftlosigkeit.

Ein Gärtner ist gekommen - ein einziger Tag hat ausgereicht, um einen Baum zum Blühen zu bringen, um Frucht sehen zu lassen. Die Arbeit eines Tages ist genug.

*

Entschluß: Der Weg nach Jerusalem 13/22

<Und er ging durch Städte und Dörfer - und nahm seinen Weg - nach Jerusalem.> Es ist nur ein Gehen, sein Wandern, und folgt einem Plan. Seine Worte blieben zurück, seine Handlungen als Zeugen wie die Steine, die Wege anzeigen, welche schon lange nicht mehr gegangen werden.

Aber die Blicke folgen ihm und die Gedanken. Und auch böse Worte folgten ihm. - 'Wie der spricht!' 'Wie der redet!' 'Was der da tut!' 'Was sich da einer herausnimmt!'

Äußerungen des Widerspruchs, Äußerungen des Widerstandes. Und ist auf seinem Weg zur Stadt Jerusalem.

Unterwegs fragt ihn einer: <'Meinst du, daß wenige selig werden?'> Vorsichtig, leise, verlegen kommt die Frage und erwartet kaum ein Antworten; ein stilles Berühren, ein Blick würden genügen, um den Anderen zu versichern, daß er nicht alleine ist mit seinem Wissen und mit seiner Bescheidung, mit seinem Anteilnehmen am Weg eines Fremden, der auf einem Weg geht, der zu einem Ziel bringen soll - und der, wie die Wege der meisten, ins Leere, in ein Nirgendwo führen würde.

'Meinst du nicht auch, daß es nur Wenige sein werden, die den Weg zur Seligkeit finden!'

Viele haben geglaubt, daß die große Stadt auf sie wartete, um sie aufzunehmen, zu erhöhen und hat doch nur die vielen Leben mit ihren Hoffnungen verschluckt und verschlungen, war wie eine Mühle, die mahlen mußte, bis eines Tages auch ihr Mahlen ein Ende finden würde und alles ein Ende haben würde. Nur, ihre Seligkeit haben wenige gefunden.

Das Mitleid des anderen Menschen, der auch seinen Weg gehen muß, sagt nur: 'Auch du wirst deine Seligkeit nicht finden, da, wo du hingehst.'

Und Jesus antwortet : <Viele werden danach trachten, wie sie hineinkommen und werden's nicht können!>

Sie werden es nicht können. Nicht Können! Die große Stadt ist nur ein Bild, ein Gleichnis mit den Mauern und Türmen und Toren und in ihrer Abweisung und in ihrem fordernden Erscheinen denen gegenüber, die sich ihr nahen wollen, mit der Verheißung und Verpflichtung ihres Tempels und dem Vermächtnis einer großen königlichen Macht. Und ihrem Anspruch: 'Hier ist -!'

Eine äußere Wirklichkeit ist sie - die Stadt. Eine Burg, ein Tempel, die Mauern und die Tortürme, ihre Häuser und Straßen.

Ein Bild des Inneren, ist es: die Mauer, die Pforte, der Garten, der dahinter nur noch zu ahnen, zu glauben ist.

Ein Tor, eine Pforte - das Vermächtnis eines Gartens - zu dem der Zugang verloren ging, und dem das Trachten, ein Ringen galt, zu dem der Zugang zu erkämpfen sein mußte, und was sich in seiner Vergeblichkeit herausstellen mußte, wenn die Kraft erschöpft war, wenn die Kraft zu gering war, wenn das Andere in seinem Widerstand zu übermächtig war und nur das Trachten danach in den Erinnerungen seinen Platz

behauptete im Wissen um das Fehlen, im Wissen um ein Entgangenes sich behauptete.

<'Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht!'> sagt Jesus, von einer engen Pforte spricht er, als könnte der Andre ihn verstehen und die Vielen anderen.

Ist es jetzt lange her, daß er diesen Weg ging, die Stadt vor sich sah - die Tochter Zion - die ihn einlud, als er fast noch ein Kind war - zum ersten Male den Weg mit den andren ging?

Nun geht er den Weg allein, hinauf nach Jerusalem. Von nun an! Einem Entschluß entspringt die Entscheidung, nach Jerusalem zu gehen, um dort einzudringen.

Ein Senfkorn nur ist es, was in einen Garten fällt -. Ein anderes Korn muß gesät werden.

Einmal war es gewesen, daß 'sein Vater' ihn gerufen hatte - und andre hatten auf ihn aufgepaßt, eine lange Zeit, durch Tage und ihre Nächte - einige von den Ältesten und Überlieferer des Wissens und der Erfahrungen und auch der Verheißungen.
Dörfer, Städte. Und Menschen. Menschen - :
<Von nun an, wenn der Hausherr aufgestanden ist und die Tür verschlossen hat und ihr dann anfangt, draußen zu stehen -> Andere stehen draußen.

Nicht mehr er muß klopfen, warten, angewiesen darauf, daß ihm aufgetan wird, daß ihm Einlaß wird.

Das Tor bleibt geschlossen. Weist ab. Eine Luke wird geöffnet, zögernd, ein Gesicht sieht sie an, die draußen sind. Einer spricht: 'Die Tür ist geschlossen.' Und: 'Ich kenne euch nicht!' Es ist nicht mehr nötig, sie zu kennen.

Es ist nicht mehr wichtig, nach denen zu sehen, die draußen stehen - und erstaunt warten, fordernd warten, daß die Pforte aufgemacht wird.

Erwartung, Forderung, Begehren, Einklagen ihres guten Rechtes: Sagen ist, Reden ist: 'Wir sind es - wir kennen

dich doch - du mußt uns kennen - erinnere dich - du kannst uns doch nicht vergessen haben - damals standest du doch vor unsren Häusern - wir haben doch - vor dir - du mußt es doch gesehen haben - wir haben doch gehört, wie du geredet hast - auf unsren Gassen - wir haben dich zwar gehen lassen - wir haben gegessen und getrunken - vor dir und wir hatten auch zu tun - es geht doch um mehr - jetzt!'
Ja, es ging um mehr - damals - es ging nicht um die Geschichten, um Widerspruch - um Kleinigkeiten - und um ein kleines Geschehen, das untergehen mußte im großen Geschehen, in dem alle Völker der Welt beteiligt sind - es war nur ein Bild, das mit dem Sauerteig.

Es ging um mehr. Der Weg war schwierig, die Pforte ist eng, der Zugang nicht zu erzwingen nun wird die Tür geschlossen. Ein Gleichnis? Kein Gleichnis mehr, nur, damit jeder versteht, wenn er vor der verschlossenen Türe steht. Niemand öffnet mehr.
Dann werdet ihr anfangen! <'Von da an -'>

Das ist doch: 'Nicht I h r seid es, die ich kenne! Und I h r seid es nicht, die jemanden wie mich kennen können!' 'Euer Herkommen ist mir unbekannt, Ihr seid nicht von meiner Art, I h r habt nichts mit mir gemein!!'
Sie haben nichts dafür getan, daß er sie kennen müßte.

Wenn sie so genau wissen, wer es war, der auf ihren Straßen ging und dort reden mußte, wenn sie vor ihm gegessen und getrunken haben, dann werden sie auch noch wissen, mit wem sie selber gegessen und getrunken haben, in ihren Häusern. Und sie werden sich auch erinnern, mit wem er auf ihren Gassen ging. Sie müssen noch wissen, bei wem er draußen gestanden hat.
'Mit wem?' hallt es nach.

Er hat genau hingesehen, hat ihnen zugesehen, hat merken können, wie zu ihrem Genießen noch der Genuß einer Rede kam, die draußen auf den Gassen ihren Ort hatte, ihre

Hörer und ihre Zuschauer. Sie waren Zuschauer gewesen. Und jetzt heißt es: <'Ich!' - 'Ich kenne euch nicht'!> Wie von weit entfernt kommt es: <"Wo i h r her seid!">
"Kenne ich nicht - muß ich nicht wissen!"
Das Anrufen, das Betteln nützt nichts mehr: 'Wir haben doch - 'Wir waren doch - wir! Deine Nächsten!' 'Du kannst doch nicht!' - immer noch: 'Dieser muß uns kennen'.

'Er muß uns hören - er muß auf uns hören - wir sind doch nicht die allerletzten - wir nicht - !'

Endlich, am Ende darf einer die Tür geschlossen halten, darf absagen allen Schuldigkeiten, darf einer sein ‚Nein' sagen : Ich muß euch nicht mehr Kennen, wir sind nicht von der gleichen Herkunft!' Und wirft seine Last ab.

Sie gehören nicht mehr zu den Menschen, die ihm nahe sind, für die er Verantwortung trägt und denen er es schuldig wäre, sie zu tragen und zu ertragen und zu entschulden.

Es ist vorbei mit den Einbildungen, zu den Ersten zu gehören und mit den Mühen und Streitigkeiten, sich einen Platz in deren Nähe zu verschaffen. Es hat keinen Sinn mehr, sich das Recht zu nehmen, darüber zu urteilen, wer zu einem gehört und wer den eigenen Kreisen fernzubleiben hat. Die Furcht davor, unter den Letzten sein zu müssen, wird von der Angst eingeholt, die einen ergreifen muß, wenn das eigene Teilhaben nicht mehr möglich ist, wenn die Anderen 'kommen von Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden' und teilhaben an der Gemeinsamkeit 'im Reich Gottes'. Die Lebensmühen waren vergeblich, sich einen Platz unter den Oberen zu erringen und sich zu behaupten vor anderen. Die Verzweiflung muß erkennen, daß es keinen Zugang mehr geben wird, daß das eigene Teilhaben nicht mehr erwünscht ist, das Mitmachen nicht mehr möglich und nicht mehr nötig ist: Ins Nicht-Sein geworfen, als Antwort das Elend, für immer ist die Welt verloren.

Kein Hoffen, kein Erwarten, kein Wort mehr füllt eine Traurigkeit, in der das Ich verloren ist, dem das Licht genommen worden ist und das nichts mehr vor sich hat als nur die Dunkelheit einer Nacht, die keinen Tag mehr kennt.

Es war in die Weite der Zeiten gedacht, es war vorausgedacht und hingesehen auf die, die kommen werden <vom *Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden.*> Ein Hinsehen war es bis hin zu den Letzten, den wirklich Letzten, die zu Ersten werden -wenn es erst 'so weit ist.'

Zeit und Räume halten ihre Grenzen nicht mehr, die Grenzen unter den Menschen schwinden und die Letzten werden: zu Ersten. Was aber werden die Letzten den Ersten voraushaben, an Wissen, an Begreifen, an Können? Als die 'Letzten' - bleiben sie derer ansichtig, die als Erste gegangen sind? Und bewahren sie deren Geschichten und deren Vergehen, damit sie zur Reife und zur Blüte bringen, was in den Ersten angelegt worden war?
Oder werden die Letzten auch nicht besser sein als die Ersten unter ihnen?

*

Aber einige haben doch über ihn nachgedacht und haben gewarnt, wohlmeinend, wissend, was wirklich gespielt wurde im Hintergrund: <Herodes will dich töten!> Ihr Rat ist: <Zieh von hinnen!> Das ist kein Spiel, das ist Todernst.

Der, der gejagt wird, wendet sich jedoch um und widersetzt sich dem guten Rat: <'Am dritten Tag werde ich am Ziele sein!'>

'Werde ich am Ziele sein!' sagt er, als bestimme er und nicht 'die' Andren, als liege es an ihm, an seinem Entscheiden, an seinem Planen, was über den Erfolg seines

Weges den Ausschlag geben wird, sodaß er genau am 'dritten Tag' am Ziel sein kann.

Vom 'Umkommen' spricht er, vom Umkommen der prophetischen Menschen spricht er; sein Ziel wird er erreichen; als einer der Letzten von ihnen wird er ankommen. Aber umgebracht wird er werden, wie die Propheten vor ihm umgebracht wurden. Das wird ihrem Verständnis abverlangt. 'Heute und morgen - und dann ist noch ein Tag im 'danach', an dem er wandern wird. Und dann an einem 'dritten Tag' muß er ankommen an seinem Ziel.

Der Fuchs jagt den Hasen. Menschen jagen und töten, Menschen pflegen und hegen -und töten und nähren sich. 'Jerusalem!' schreit er, 'Jerusalem! Du tötest!'

Die große, die heilige Stadt steht über ihm - die Tage, die Nächte, die Jahre, die Zeiten sind über sie hingegangen, seit ein Kind zum ersten Mal die Augen zu ihr erhoben hatte.

Auf der Grenze vom Kind zum Erwachsenen ist er in ihre Tore eingegangen - eine Welt öffnete sich ihm, wie eine königliche Frau war sie ihm erschienen, damals, als sie über ihm emporragte und auf ihn zu warten schien, mit Herrlichkeit geschmückt und voller Verheißungen.

Der Himmel lag über ihr, und das, was seines Vaters war, wartete damals auf ihn, als es ihn gerufen hatte.

Der Schimmer, der Abglanz der Ewigkeiten auf ihren Mauern, der um ihren Tempel war, ist einem grauen Dämmern gewichen und dahinter steigt die Nacht schon auf, hinter der die Finsternis lauert und Sterne aufleuchten, die mit glühenden Augen auf ihn herabsehen.

'Du tötest!' schreit das Wissen aus ihm, Worte wirft er dem Entsetzen entgegen, als sich das wahre Gesicht der Stadt zeigt - ohne Maske, ohne Verschleierung, als nackte Grausamkeit.

Steine zum Steinigen - so viele Steine zum Töten - .

Eine Henne ruft nach ihren Küken, bevor der dunkle Schatten heranjagt, über sie herfällt - ein Rufen, bevor es zu spät ist bevor - .

Eine Mutter ist grausam geworden, wenn sie nach ihren Kindern greift - und - wenn Worte nicht wiedergeben, was an Grauen in einem Geschehen ist. Was aufgerichtet worden war zum Erhalten, was zum Heile hätte sein müssen - woran die Verheißungen, alle Erwartungen und die Hoffnungen hingen, das tötet - das tötet nun.

Der Grund, über dem einmal die Kraft Gottes erschien, ist zu etwas geworden, das den Tod gibt.

<Wie oft habe ich es gewollt -> Wie oft! Mit welcher Stimme wird da gerufen, wessen Stimme soll da gehört werden - die Stimme eines Menschen, das Rufen eines prophetischen Menschen, der Ruf der Mutter, das Schreien eines Tieres -: Das Rufen in einer Angst, die Tiere und Menschen gemeinsam haben: der Schmerz über die Kinder - und der Schmerz des Vorwurfes: 'Wie oft! Und ihr habt nicht gewollt!'

Die Stimme, die das Klagen hat und das Rufen und den Vorwurf trägt und den Schmerz, ist wieder wie die Stimme, die über den Anfängen, über dem ersten Erwachen und Schlafen war und einen ins Leben rief und im Dunklen sang, damit die Welt hell war und licht blieb - auch wenn die Finsternis um einen war.

Das kleine Leben war aus ihr gekommen und würde wieder hineingehen und muß noch einmal seine Zuflucht nehmen dort, wo die Stimme ruft und singt. Im letzten Augenblick, wenn der Tag verging, das Lied erwachte und die Stimme in den Schlaf sang, sollte alle Verlassenheit dem Leben abgenommen werden und der Mensch hinwegbegleitet sein aus dem Licht des Tages in die Nacht.

Dem Erinnern, dem Gedächtnis unzulänglich - nur im Gleichnis noch erkennbar: 'Wie oft - wie oft!' 'Hattest du vergessen - konntest du es wirklich vergessen haben? Die Stimme? Ihr Rufen? Ihr Trösten?'

Ein Trösten, wenn der Tag vergeht, das Licht versinkt. Die Welt vergeht.

*

13/34

Wie oft hat die Stimme gerufen, geschrien, die jetzt in der Stimme eines einzelnen Menschen hinaufruft zu den Mauern der Stadt: 'Wie oft - deine Kinder versammeln - '

Die Steine haben das Rufen verschluckt, die Worte sind nicht gehört worden im Lärm der vielen Stimmen - im Tun der Tage -. Manchmal nur - zwischen Tag und Nacht - wenn das Singen erwachte und die Stille anfing zu sprechen - dann - in einem Singen und Sagen und im Schweigen war noch zu hören, woher die Stimmen und die Worte und das Singen ihren Klang erhielten. Sie rührten an, wenn sie hinter den Grenzen des Vergessens das doch-noch-Erinnerte, das nie Vergessene hervorlockten - die Erinnerung an die Stimme, die jedes Leben ins Leben gerufen hatte und über jedes Leben wachte - und in jedem Reden und Sagen und Schweigen enthalten ist - 'Wie oft - Kinder!'

'Wie oft, Kind!' hatte die Stimme hinter jedem hergerufen, mit der einen Sorge in den vielen Sprachen, welche die Welt kennt. Und jetzt soll die Stimme allen gelten, den Vielen, im Süden, im Westen, im Osten, im Norden - wenn die Nacht, die Dunkelheit des Verderbens und Untergehens über sie kommen soll - um dann zu rufen: 'Ihr'!

Und es kann doch nur die Stimme eines Einzelnen, eines einsamen prophetischen Menschen sein, die da ruft - und

nicht erhört werden kann - in der sich die Stimme Gottes auftut - und nur deswegen nach Aufmerksamkeit verlangt - nur deshalb ankommen will - nur deshalb so laut ist: damit im Lärm der vielen Stimmen nicht auch dieser Laut noch untergehen muß -damit etwas davon erhalten bleibt - damit, bevor es zu spät ist, ein Hören sich öffnet und ein Herz antwortet. In so vielen Sprachen, in so vielen Lauten, Worten und Bildern ist die Stimme enthalten .

In Wirklichkeit kommt es nur auf den Klang dieser einen Stimme an - in allen Stimmen, in allem Rufen, in allen Lockungen: ‚Ich habe dich gerufen - Ich!' In allen Irrtümern, Verwechslungen, unter fremden Stimmen, bleibt diesem Rufen der Beiklang der Verheißung.

Wieviel an 'Oft!' steht hinter diesen Worten, an Erfahrung, an Klagen und Rufen! 'Wie oft!' - kann er von sich selber sagen, bis zu diesem Augenblick.
Es waren Viele vor ihm, die vergeblich gegangen sind.

Die Kinder der Tiere hören, wenn die Stimme ruft - sie können nicht anders. Die Kinder der Menschen sind anders - die einen warten und niemand ruft nach ihnen - und die andren, die die Stimme über sich wissen und ihre Wachheit über ihrem Leben wissen, die antworten nicht und folgen der Stimme nicht. Sie folgen ganz andren Stimmen, die sie über sich bestimmen lassen, denen sie gehorsam sind - als seien das die Stimmen, in denen ein Gott spricht und über ihr Dasein verfügt, Ordnung stiftet und Zutrauen verlangt.

Die Stimmen der Mütter haben viele Töne und viele Farben, in denen sich die Verheißungen des Lebens auftun .

In ihren Stimmen sind die Zusagen der ganzen Welt einem nahe. Ein Riß geht durch das Leben, ein Schmerz wird fühlbar: im Entbehren erst des Getragenwerdens, im Fehlen der Wärme, der Nähe, wird der Klang des Erinnerns geweckt. Immer muß erst alles zu Ende sein, muß die Hoffnung zerbrochen und der Widerstand erloschen sein gegen die

Einsicht des Mißlingens, bis endlich der Stimme des Rufens zuerkannt werden kann, mit welchem Fordern sie nach einem ruft und verlangt, gehört zu werden.

Viele kommen von Norden und Süden, aus Osten oder Westen, die suchen und finden oder in die Irre gehen.

Die Ersten sind nicht besser dran als die Letzten. Die Ersten waren auch die ersten Mörder oder die Ersten waren die, welche wie Abel zu früh davon mußten und nicht wurzeln konnten in der Erde.

Er hat gesagt: <Ihr werdet mich nicht sehen, bis daß die Zeit kommt, da ihr sagen werdet: 'Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!'> (13,35) Dann ist er doch zu ihnen gegangen, nicht, um sich sehen zu lassen, denn er konnte nicht mehr erwarten, daß ihm entgegenkommen würde etwas von dem: 'Gelobt sei, der da kommt!'

*

Aus Schweigen und Hören in Freimut sprechen - 14/1

An einem Sabbat kommt er, 'das Brot zu essen', als einer, der zur Sabbatfeier auch bei einem Vornehmen der Pharisäer willkommen ist, Teilhaber am Essen des Brotes.

<Und sie lauerten ihm auf!> Trotz Sabbat, trotz der Gebete, trotz der heimlichen Gegenwart dessen, wohin ihre Gebete gehen. Sie sehen auf ihn hin, aber ihn selber nehmen sie nicht wahr. Alles verläuft wieder nach Sitte und Brauch, nach den Regeln und in der Ordnung der Begrüßungen und des Platzanbietens und des Platznehmens; jeder steht an der gleichen Grenze von den sechs Tagen, in denen jeder seine Werke verrichtete und dem einen Tag, der sie still sein lassen will und innehalten läßt 'von allen ihren Werken.'

Die nächtliche Seite des Tages zieht herauf und die lichte Seite des Tages, welcher der siebte ist, kommt über sie - und alles war einmal gut gewesen, wenn vom siebten Tag hingesehen wurde. Der Alltag war angefüllt von unterdrücktem Klagen, von verborgenem Leiden, den Gesetzen der Lebenserhaltung unterworfen, den Zwängen der Arbeit und den harten Regeln des Zusammenhaltens und Zusammenlebens. Aus den Klagen der Gebete sollte die Bitte um Heil, um Erlösung aufsteigen und den erreichen, der das Licht gegeben hatte.

Nur ist diesmal das Lauern geblieben, das Lauern, das den Tiererinnerungen des Menschen zugehört, als es nötig war, den Andren als einen Feind zu erkennen.

Als Beute wurde er angenommen, als 'das Andere', das es zu vernichten galt oder zu verzehren. Dafür hatten sich alle Kräfte zu sammeln, und nur ein leises Atmen, die fühlbare Spannung bis in die Fingerspitzen und die Ruhe im Bauch, ein Innehalten innerer Bewegung waren Zeichen für die Bereitschaft zum Angriff.

Alle atmen die gleiche Luft und jeder atmet aus in die gleiche Luft und es tritt etwas aus jedem heraus, was sein Inneres ausmacht und sich den Anderen mitteilt. Es geht auch von dem kranken Menschen etwas aus, ein Seufzen der Bedrängnis, eine unhörbare Forderung auf Angesehenwerden. Denn im Hause seines Leibes selber lauert, was ihn gefährdet und belastet.

Stöße des bedrängten Herzens sind auch im Deutschen noch die Anfänge dieser Sätze: Und - es begab sich!
Und! Siehe da! Ein Mensch vor ihm!
Und Jesus hebt an, setzt an zum Reden.

Und! Dann! Faßt er ihn an legt die Hand auf ihn, greift nach ihm - ergreift ihn - und läßt ihn dann gehen. Und! Da können sie ihm keine Antwort geben! Und dann ist auch Jesus gegangen.

Als was blieben diese Menschen zurück, die zusammen waren, weil sie fromm waren – und sollten von allen ihren Werken, den guten wie ihren bösen, und alles an Kraft sammeln sollten, um Gottes und seiner Hände Werk zu gedenken? Als er kam, da wußten sie schon um den leidenden Mitmenschen und daß Jesus hinsehen würde auf ihn, mehr auf den, als auf sie selber und den Ruf annehmen würde, der vom Mitmenschen ausging. Und sie merkten nicht, daß auch von ihnen etwas ausging, was Jesus erreichte.

Sie sind nicht genügend versteckt, ihr Lauern ist nicht hinreichend unsichtbar, sodaß Jesus es wahrnehmen kann. Es ist zu viel von ihrer Seele darin enthalten, und ihre Augen sind nicht genügend gedeckt vor dem, was aus ihnen hervorbricht und den Anderen trifft. In ihren Augen ist nicht der Himmel, welcher am Sabbat über ihrer Welt aufgeht.

Sie blicken auf einen hin, der nur scheinbar geladen ist, um mit ihnen das Brot zu essen und teilzuhaben am Gebet. Da muß der Andre schon „anheben", Kraft aufbringen im Körper, in der Seele, im Geiste, um dagegen anzugehen, daß sie ihn schon von vornherein zwingen wollen, sich klein zu machen, sich wegzuducken, auszuweichen, oder sich ihrem Angriff auszusetzen.

Und hebt an - der das schlichte Sachen umsetzt in ein Anheben, weiß, was Reden ist.

Auch da atmet es anders, ein Zurücknehmen aus dem vielfältigen Tun, ein Warten, ein Spannen im Bauch, das Eintreten der Leere, um sich auf das zu richten, was einer vor sich hat, um heben zu können, die Last, das Schwere - und hebt an gegen die Schwere, die von ihnen ausgeht, gegen ihren Widerstand, gegen ihren Widerwillen, gegen ihr Widerstreben, bringt die Worte hervor, gibt ihnen Laut und Gestalt, spricht gegen sie an, folgt dem Gebot, daß einer

den Bruder nicht hassen soll im Herzen, (3.Mose 19,17), spricht aus seinem Herzen:
<'Ist's recht, am Sabbat zu heilen - oder nicht?'>
Ist es recht, dieses: 'oder nicht?' Recht, nicht zu heilen? Wer gibt ihnen das Recht, zum Heilen ein 'Nein' zu sprechen?

Die Arbeit soll ruhen, die Kraft, welche von der Arbeit verzehrt wird, soll woanders hinfließen. Nun ist der Tag, wo die Menschen zur Ruhe kommen sollen von allen ihren Werken, ein Tag, der heilen soll - ein Nicht-Tun ist besser als das Tun und Tätigsein -und die Worte, Wortbilder und Erinnerungen füllen aus, wo die Leere eingetreten ist -.

*

Eines Tages gilt von den Tagen, die geheiligt sein sollen, das Wort von Bloch vom "lauter glücklosen Nichts-Tun" dem sogar die Arbeit noch als Erfüllung erscheint. Ist es die "Abstands-Utopie vom Sabbat im Sabbat", die eine „gequälte Forderung, nicht mehr kurzes Geschenk aus Gelobtem Land" darstellt und als Last auferlegt erscheint? (Bloch II/953)

*

In Wirklichkeit sind die Gedanken im Alltag geblieben, kreisen in der Stille des Äußeren um das: 'Was habe ich tun können, was werde ich tun in den kommenden Tagen?' Und Jesus greift in ihre Gedanken ein, in denen sie fortsetzen, was sie alle Tage tun. Und er, spricht: -'Wer ist unter euch, dem sein Sohn oder sein Ochse in den Brunnen fällt - und der ihn nicht alsbald herauszieht am Sabbattage?'>
Und sie - ihr Schweigen ist die Antwort.

Es würde auch Gott das, was sein ist, herausholen aus dem Brunnen und dem Dunkel, in das es fiel. *<Er riß mich*

heraus, denn er hatte Lust zu mir!> hatte einer gesprochen; sein Wort ist geblieben.

Erinnerungen hat sein Berühren geweckt, Erinnerungen eines Leibes, einer Seele, die auch gebildet worden war nach einem Bild, das Gott geschaffen hat. Angesprochen hat Jesus ihn und erfaßt in seinem Leiden, wie ein Klang, ein Lied, eine Berührung Antwort weckt, so hat ihn seine Hand, sein Wort ergriffen.

Nicht Bildung, nicht Besitz von überlieferter Wahrheit, nicht das Einhalten von Gebot, Vorschrift und Gesetz macht einen Sabbat, der Nachdenken, Nachsinnen als Freude gewährt.

<Er riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir!> hat der Mensch geantwortet, für den der Sabbat gekommen war. (Ps 18,2o)

*

„Das Jenseits kann hienieden nur in Gleichnissen beschrieben werden. Man nennt dieses Vorgehen 'Verbildlichung'; Verbildlichung und Gleichnis ist der Ausdruck eines Inhaltes im Gewand eines Bildes. Blickt man auf das Bild des Ausdrucks, so erscheint es einem als Unwahrheit". „Blickt man aber mittels des inneren Auges auf das Innere des Ausdrucks, so zeigt sich einem die Wahrheit desselben". (Fr. Meier Eranos 18/171)

*

Ein Gleichnis, ein Bild nur, stellt Jesus vor sie hin: Jeder hält sich an Regeln, wenn er einer Einladung Folge leistet: Man nimmt den Platz ein, der einem zugewiesen wird. Aber jede geladene Person hat ein Bild davon schon mitgebracht, wie der Platz auszusehen hat, der ihr zusteht, wenn auch nur nach den Regeln des Aufrückens in der Ordnung, die an den Tafeln die Verteilung der Ehren und die

Rechte des Zugreifens, das Miteinander und Nacheinander bestimmt.

Ein Gebot nur oder ein Angebot ist es, was er macht, aus Einsicht gesprochen, als 'Ausdruck eines Inhaltes im Gewand eines Bildes': <'Wenn du geladen wirst, so gehe hin - und setze dich untenan!'> Auch er ist geladen und kennt seinen Platz unter ihnen an ihrer Tafel. Aber er weiß um den Platz, der ihm gebührt und wartet darauf, daß zu ihm gesagt wird: <Freund, rücke hinauf!> <Wenn der kommt, der dich geladen hat:>

'Freund!' würde eine Stimme sagen und der Einladende sich zu erkennen geben als Freund, der einen bei sich haben will, weil er ihm wichtig ist und wert und weil er dazugehört. Einen Platz erhielte er von einem Freund, zu dem er sich nicht gedrängt hat, den es nicht zu erobern gilt.

Und weil Menschen nur auf den hören, der über ihnen sitzt, könnte dann alles, was auszusprechen ist, in die Aufmerksamkeit hinein gesprochen werden. Nicht die Ehre braucht er, die untereinander so wichtig ist, sondern Ehre, damit seine Worte Gewicht haben, auch wenn nicht begriffen wird, warum Worte so wichtig sind. Denn in ihrer Gestalt teilen sie das Schicksal der Worte, mit denen sich die Menschen verständigen und verstellen und Anteil haben an der Unwahrheit, mit der sich alle die Wahrheit zu sagen glauben.

<Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden!> hat er geglaubt.

Eine innere Wahrheit der Gerechtigkeit ist ausgesprochen worden, der auch der Sabbat nur ein Gleichnis ist, in dem erhöht wird, wer niedrig ist und an der Tafel des Lebens unten seinen Platz zugewiesen erhielt, der ihm gerade noch zugestanden wird. Und dann blickt er auf den, von dem die Einladung kam und sagt: 'Wenn du ein Mahl

machst, dann lade - - : nicht deine Verwandten, deine Freunde ein noch vermögende Nachbarn, die dir nützlich sind, sondern die Anderen, die keine geladenen Gäste sind und von niemandem gerufen werden'.

Jeder erwartet etwas von denen, die es wert sind, eingeladen zu werden. Jeder erhofft etwas für sich, wenn er einer Einladung Folge leistet. Aber wer nichts hat, der wird auch nicht eingeladen. Wenn nichts vorhanden ist, was zurückgegeben werden könnte, ist auf nichts zu hoffen. Worauf kann der Einladende hoffen? Dennoch sagt er: <'Selig bist du, denn sie haben's nicht, dir zu vergelten!'>

Er spricht nicht von oben herab. Es hat ihn niemand heraufrücken lassen auf einen Platz, der ihm zugestanden hätte.

<'Es wird dir aber vergolten werden!'> hat er seiner Einladung hinzugefügt: später, über jede Erwartung hinaus - <'in der Auferstehung der Gerechten.'> Jeder, der später einmal vollmundig von Jesus, dem Christus Gottes redet, muß sich fragen lassen: 'Tust Du das?'

*

Einer hat zugehört - einer hat verstanden - einer hat geantwortet: <Selig ist, der das Brot ißt im Reiche Gottes!>

Jesus jedoch hatte gesagt: 'Selig bist du, denn sie haben's nicht, dir zu vergelten.' Der Sprecher der richtigen Worte hat doch nicht richtig zugehört, obwohl er ein mündiger Mensch ist und wie von sich selber gesprochen hat.

Es sollte nicht bloß nachgeredet werden, was andere vorredeten. Aber auch richtige Worte, die sich allein schon durch ihr Dasein rechtfertigen, können zur Verschleierung mißbraucht werden.

<Die Elenden werden das Land erben und ihre Freude haben an großem Frieden> (Ps 37) - das hat Jesus vorgeschwebt - und es wird vorbei sein mit den Streitigkeiten um Ehren und um den Sitz an der Tafel 'ganz oben', vorbei auch mit den symbolbeladenen Handlungen, wie Schuh- und Knieküssen, dem prachtvollen Beiwerk wie Baldachin und dem vergoldeten Tragsessel. Aber auch mit der Krone, den Kronen und den Worten: 'Du bist der Vater der Könige und Fürsten, der Führer der Welt!' Es soll ein Psalm Davids gewesen sein. (Ps 18,36), in dem es heißt: *<und deine Huld macht mich groß!.>*

Viel später hat Luther übertragen: „Und wenn du mich demütigst, machst du mich groß."

Der Hörer und Sprecher hat sich andere Voraussetzungen gedacht für die, die 'das Brot essen' werden und denen vergolten wird 'im Reich Gottes', weil sie etwas haben, was Lohn erwarten darf. Seine Geschichte baut sich auf bis zu dem entscheidenden Satz. <Und sie fingen an, alle, sich zu entschuldigen!>

'Ich habe - ', 'Ich habe und muß - !' läßt er sie sagen und legt ihnen die Worte in den Mund, die ihm schon oft entgegenkamen, die seinen Worten entgegenstehen. 'Ich bitte dich!' und: 'Ich gehe jetzt!'

Aber er spricht von denen, die der Ordnung und dem Herkommen gemäß geladen wurden und die auf einmal keine Verpflichtung mehr sehen, den gesellschaftlichen und sozialen Zwängen folgen zu müssen, neue Verpflichtungen einzugehen, sich als präsent zu zeigen, Kommunikation und Interesse aneinander sich gegenseitig vorzumachen, zu

lächeln, sich zu verbeugen, miteinander zu speisen und zu feiern, ohne daß sie außer Rang, Erziehung, Stand und Interessen noch viel mehr gemeinsam haben.

Geld natürlich und Einfluß im Hintergrund, weswegen sie auch geladen werden mußten. Aber jetzt nehmen sie sich das Recht, einmal der Pflichten ledig zu sein und 'Nein!' sagen zu können und sich entschuldigt wissen.

Auf dieses 'Abendmahl' oder diese Hoch-Zeit im Leben des Einladenden brauchen sie keine Rücksicht mehr zu nehmen und müssen dabei auch keine kluge Vorsicht mehr walten lassen; der wird ihnen nicht mehr gefährlich, er kann ihnen nicht vergelten.

Sie dagegen können auf den guten Glauben, daß sie seine Freunde und guten Nachbarn seien, endlich verzichten, können ihre lange unterdrückte und im Zaum gehaltene Bosheit rauslassen und ihm ihre Nicht-Achtung zeigen.

Jedoch sind in der Geschichte noch andere da, die in zweiter Linie Geladenen, die als Nutznießer kommen dürfen, 'damit nichts umkommen soll.' Nur: Geladene sind sie nicht. Ihr Mißtrauen bringen sie mit und werden es auch nicht los: 'Wir sind nur hier, weil die Anderen nicht kommen wollten.' 'Wir sind so schlecht dran, daß wir uns von so einem - dafür sind wir noch gut genug.' 'Wir müssen so tun, als ob - wer sind wir denn - und der bildet sich ein, wir müßten auch noch dankbar sein!'

Sie folgten der Einladung, verstanden den Grund dafür, begriffen die Rache, die der Herr an den Leuten üben wollte, die eigentlich zu ihm gehörten und seine Leute sind.

Es sind nur 'andre', die sich auf das Festmahl stürzen. Sie benehmen sich nicht wie Eingeladene, denn solche wie sie muß niemand laden, sie werden höchsten vorgeladen als die, die an den Zäunen, Mauern, Hecken, auf den Straßen eben, ihr Zuhause haben. Sie sind gut genug, um

auch hierbei zu dienen, damit auch hier das Fest abläuft, damit es überhaupt noch stattfinden kann. Die Verletzung ist bei allem Glanz und bei aller Herrlichkeit zu spüren, obwohl es genug gibt, wo man sonst nie rangekommen wäre.

Sie kommen, weil keine Äcker da sind, keine Ochsen, keine Geschäfte, kein Kaufen und Verkaufen, weil sie keine Gewinne machen, weil sie nicht zu denen gehören, die sich von den Hochzeiten des Lebens abhalten lassen müssen durch eine Veranstaltung bei der sie nichts verloren und auch nichts zu suchen haben. Das Ressentiment des Gastgebers entspricht dem Ressentiment derer, an die man gar nicht bei der Vorbereitung des Festes gedacht hatte, nicht im Traum daran gedacht hatte, daß sie dazugehören müßten. Der Gastgeber weiß das alles, als er auf seine Gäste hinsieht.

Aber Jesus hatte vorher geraten, bei den Festen die zu laden, die nicht zurückgeben können, bei denen nichts zu gewinnen ist, die Armen, Blinden, die Lahmen, die, die wohnen im dunklen Lande.

Ob nun der Mann, der die feierlichen Worte gesprochen hat, auch getan hat, wozu Jesus aufforderte und nicht mehr die einlud, auf deren Umgang *er* wert legte, sondern andere, mit denen ihn nichts verbindet, wird nicht erzählt.

Aber jemand muß doch weitererzählt haben, was Jesus damals gesprochen hatte. Und auch, daß er noch hinzugefügt hat : <'Ich sage euch, daß der Männer keiner, die geladen waren, mein Abendmahl schmecken wird.'>

'Keiner!' hat er gesagt. Und von allen gilt, daß sie sich entschuldigen: 'Ich bitte dich! Wie hätte 'Ich das tun können - ich bitte um Verständnis, daß es nicht geht!' Es geht nicht an, es geht so nicht!

In seiner Geschichte ringen die Boten und hatten zu sagen: <Kommt, denn es ist alles bereit!> Jetzt ist die Stunde, jetzt ist der Augenblick, um alles andre liegen zu

lassen, stehen zu lassen, abzusagen allem was einer haben kann.

Zu Lassen ist, was festhält und hindert - um dem: 'Kommt!' Folge zu leisten.

<Es ging aber viel Volks mit ihm!> steht nun da.

Es scheint, als hätten die Leute aus dem Volk das Rufen gehört und kämen nun, um die richtige Zeit nicht zu versäumen.

<Und!> Er wendet sich um: 'So jemand zu mir kommt und haßt nicht -'>

Sein Reden droht sie von sich zu treiben, Befremdung zu wirken, statt Nähe herzustellen. Den Anderen hat er es schwer genug gemacht, jetzt verlangt er Unmögliches. Er kann nicht gedacht haben, daß die Leute aus dem Volk denselben Einblick haben in den Zustand und in die Bewegungen ihres Herzens wie er selber und deshalb, weil sie Hassende sind, nun seine Aufmerksamkeit suchen, sich nun von ihm erkannt und angenommen sehen wollen. <'Auch dazu sein eigen Leben - der kann nicht mein Jünger sein!'> Kann nicht! hat er gesagt. Vor dieser Aussage muß einer denken: 'Dann kann ich - auch nicht!'

Wohin wird Jesus nun gehen müssen, nachdem er gefordert hat, daß jedes Ich, bevor es sich auf den Weg macht, darüber nachdenken muß, ob es auch 'hat, es hinauszuführen!'

Es ist nur ein Gleichnis - aber es weckt Erinnerungen in jedem Volk, die Vorstellung von den Kriegern, die hinausziehen gegen einen Feind - und oft weit entfernt sind samt ihren Oberen von dem vernünftigen Gedanken, daß es manchmal, oft sogar, besser ist, sich die Kräfteverhältnisse klar zu machen und rechtzeitig um Frieden zu bitten.

Er nennt die Bedingung, die jeder Nachfolge zugrunde liegt. Er spricht in Klarheit, es ist seine eigene Bestimmung: <'Wer nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein!'>
Seine Aussage ist deutlich; sie ist nicht zu umgehen.

*

Bildergeschichten steigen auf, werden gehört und werden vergessen. Man kommt zusammen, genießt Gemeinsamkeit, die Erzählungen steigen auf: von der Wüste, den Herden, von verlorenen Tieren. Wieder in der Sprache des Besitzes, des Eigentums ausgedrückt, was vielleicht auch anders auszudrücken wäre, um vom Verlorenen, über die Freude des Findens zu erzählen, von dem Schaf, das der König dringend brauchte.

Dem Armen ließ er es nehmen und der Prophet stand vor seinem König mit diesem: 'Du bist der Mann!' (2.Sam 12)

Und Jesus kehrt die Geschichte um, erzählt von den Schafen, die ein Hirte verließ, um nach einem einzigen zu suchen. Jesus ist sich sicher, daß seine Geschichte von der Frau, die ihr Geld wiederfindet, die Zustimmung seiner Hörer hat.

Die Stimmungen unter Menschen ändern sich. Eines Tages ist es nicht mehr ratsam, laut hinauszurufen, daß gefunden wurde, was so wichtig ist.

Es ist die verzweifelte Suche eines Menschen, der wenig hat und dann entdeckt, das von dem Wenigen auch noch ein Teil verloren worden ist: in Verzweiflung und Verwirrung, entdecken zu müssen, das von allem, was einem blieb, nun auch noch ein Stück fehlt, bei allem Fehlen auch noch dieses eine Stück fehlen muß. Das ganze Haus stellt sie auf den Kopf. Lieber will einer die ganze Herde in Gefahr bringen, als das eine verlorene Tier aufgeben. Ein

Hirte geht in die Wüste, kommt selber in Gefahr dabei und setzt die andren Tiere aufs Spiel.

Er sieht nicht mehr nach den Menschen, die kommen und Lohn dafür haben wollen, weil sie als Rechtfertigung vor sich hertragen: 'Ich liebe meinen Vater, meine Mutter, Kinder, Brüder, Schwestern'. 'Sieh doch! Ich halte Gottes Gebot!'

,Ich liebe mein Leben!' 'Ich hasse nicht - ich liebe doch!' Die Hinweisgeschichten deuten an, daß es Jesus für richtig hält, lieber in der Besessenheit der Hausfrau ein ganzes Haus auf den Kopf zu stellen, als auf das Wiederfinden zu verzichten – oder lieber das, was man hat, zu verlassen, nur damit ein Schaf gefunden werden kann. Die Herde blieb verschont, das Geldstück findet sich. Sie rennt über die Straße, ihr Schatz hat keine Einbuße erlitten.

Wer jedoch einmal von sich ließ, was er hat, oder hätte haben können, der erhält es nicht wieder.

Jesus setzt seine Bedingung: <'Ein jeder, der nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein!'> ,Kann nicht -'

0

,K a n n n i c h t !' hat er gesagt –und alle!-:

Alle können nicht aufhören damit, sich zu entschuldigen. Wer nun als sein Nachfolger gelten will, der muß so tun, als ob er nicht gehört hat, was Jesus verlangt. Jeder rechtfertigt sich! Vor sich selber, vor Gott, vor der Gemeinde, weil er nicht absagt allem, was er hat. Und gemeint ist der Besitz als Grundlage des Daseins, sind die Tiere, die für ihn arbeiten, ist die Familie, der die Aufmerksamkeit gilt Es ist das Volk, dem die Zugehörigkeit gilt. Ein verborgenes Hassen wird brennen im Inneren, weil es nicht nach außen dringen darf, daß ein Jünger, der nicht absagen kann allem, was er hat, nicht sein Jünger sein kann.

Dafür wird jeder hassen, heimlich, tief verborgen. Die Last der Nachfolge, den, der gerufen hat, den, der gesandt hat, damit ein Rufer ist - und die Anderen, denen die Botschaft zugedacht wird und zugeeignet werden soll; Haß, weil Fremde es aufnehmen und nachfolgen oder Haß, weil die Fremden einem nicht die Botschaft abnehmen und das 'Wort' nicht annehmen wollen, weil sie nicht absagen wollen allem, was sie haben: und weil sie sich nicht selber verleugnen können.

Im Herzen, im verborgenen Schatz der eigenen Seele, bleibt der Vorwurf: 'Ich habe es gewollt, als der Ruf zur Nachfolge an mich erging - und ich habe nicht mitgehen können'. Der Vorwurf trifft die Menschen, die im Wege standen: 'Ihr habt mich nicht gehen lassen - ihr habt nur gewollt, daß ich euch folgen soll - und ihr habt selber nicht nachfolgen können - als ihr hättet aufbrechen müssen - als es notwendig war, auf den Weg zu treten'.

Niemand kommt an dem Wort Jesu vorbei: 'Wer nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein.'

Einmal gab es für jeden das Wissen um den Weg, die Lieder, die den Weg besangen, das Wissen um eine Zeit, als die Erinnerungen an Weg und Ziel noch lebendig waren - als es noch die Worte gab, die ihren Sinn nicht verloren hatten.

Ein Acker muß aufgebrochen werden, damit gesät werden kann. Eine Knospe muß aufbrechen, damit eine Blüte wird, ein Same bricht auf. Es ist Zeit aufzubrechen, damit eine neue Frucht, ein neues Werden kommt.

,Niemand 'ist da, der als Freund sagt: 'Rücke hinauf - hier ist der Platz für dich!' Einige wollen glauben, daß auch Jesus gesagt wurde: *<Alle Heiligen sind in deiner Hand. Sie werden sich setzen zu deinen Füßen und werden lernen von deinen Worten!>* (5.Mose 33)
Ein Verheißen war es: die Erfüllung steht noch aus.

Nachklang der Erwartungen von damals lebt noch in unserer Kulturwelt weiter, Spiegel der Erwartungen und Hoffnungen und von Sehnsucht: "...und hebst mich hoch zu Ehren - und schenkst mir großes Gut - das sich nicht läßt verzehren". Und: "Ich lag in schweren Banden - du kommst! - Und machst mich los!" (EG 11)

Er erzählt es in seine Geschichten hinein, er trägt es ein in die Schicksale, füllt es in die Gegebenheiten, die sie ihm lassen.

Jesus bleibt ein Wandernder, betraut mit einer befremdenden Botschaft, versehen mit einer fremden Bestimmung, die trotzdem an Vertrautes anrührt.

Innehalten von den Beschäftigungen ist nötig, das Finden der Ruhe an einem Tag wenigstens ist notwendig, damit mit einem leisen Verwundern in der Stimme gesagt werden kann: 'Du bist gekommen?' 'Es ist also gekommen, worauf ich gewartet habe!' 'Mir ist es geschehen!" Einer hört, wie die Stimmen sprechen, wie die Bilder der Seele aussehen und wie die Lieder der Seele laut werden, in ihrem Klingen antworten auf das hin, was Jesus eingegeben hat, was von ihm ausgegangen ist: Worte wecken das Lied, das ein Herz als seines kennt, dem es antwortet mit der eigenen Stimme, um des Wiedererkennens willen - und mit seinem Dank, den Weg gefunden zu haben: 'Ich habe immer gewußt, daß du kommen würdest!'

*

Dann erzählt er eine Geschichte die eingegangen ist in die Erzählkultur der Welt:

Warten auf den Verlorenen 15/11

<Ein Mensch hatte zwei Söhne ->

'Gib mir!' hat der Zweitgeborene von seinem Vater gefordert, <'das Teil der Güter, das mir gehört!'>
Am Anfang aller Geschichten hatte auch eine Stimme gerufen, die nur der Vater zu hören vermochte, als alle andren Stimmen schwiegen; er alleine hörte, mußte hören, wie eine Stimme aus der Wüste rief 'Vater! Vater, gib mir ein Teil der Güter, die doch mir gehören, gib mir Anteil - meinen Anteil:

Ein Teil! Ein Stück nur von meinem Vater!' Die Mutter des Andren aber hatte gesprochen: *<Der Sohn dieser Magd soll nicht erben mit meinem Sohn Isaak!'* (Gen 21)

Ihr Einspruch hatte Wirkung: *<Abraham gab all sein Gut Isaak.>* (Gen 25)

Alles sollte ihrem Kind gehören. "Nur Isaak darf einmal als Erbe lachen" hieß es. (Kautzsch 21) Die Sprüche, die Lieder waren dem zweiten Sohn Abrahams zugedacht. Sein erster Sohn hatte nichts zu lachen und hatte nichts zu erben. Seine Mutter war ausgestoßen. Er hatte nur die Wüste. 'Mutter!' hat er gesagt und der Tau der Nacht fiel auf sein Gesicht - und die Tränen seiner Mutter - und seine Augen suchten den Himmel! -:
'Die Sterne - Mutter -'

„Da warf sie das Kind unter einen Strauch", sprach wie zu sich, zur Öde, zur Nacht, in den Himmel: *<'Ich kann nicht ansehen des Kindes Sterben!'>* Eine Geschichte war es, ein Erzählen: *<Gott erhörte die Stimme des Knaben!>* Es ist nicht vergessen worden: <Und sie *nannte den Namen des Herrn, der mit ihr redete: 'Du bist ein Gott, der mich sieht!*'> (Gen 16)

Im Widerstehen des Jesus gegen Verdächtigungen, Anwürfe, gegen das Lauern, ist etwas von dem alten Spruch über Ismael: *< ... und er wird allen seinen Brüdern ins Gesicht sitzen!>* (Kautzsch)

Davon hat etwas die Art, mit der Jesus ihnen gegenübersitzt, wenn er bei Ihnen ist und das Wort ergreift und gegen die Dunkelheit und Öde der andren inneren Welt aushält. Er hatte hineingesehen in die innere Welt des Vaters; nach ihm hatte der Vater gesehen.

In seinem Erzählen lebt der Gram des Vaters, der zu sich selber sagen muß: 'Hätte ich gehütet meines Kindes!' Er mußte glauben, daß Gott nach seinem Sohne sieht.

Der Sohn hat ihn verlassen, der Sohn war fortgegangen. Er wollte nichts mehr zu tun haben mit dem Vater. Er hat sich auf seinen Weg gemacht. Aber der Vater hat immer noch das Kind vor Augen, den Jungen, der nun aufgewachsen ist und seinem Schicksal entgegengeht. Er ging fort. Ist er auf die Suche gegangen? Was möchte er finden? Keine Mutter hält ihn zurück.

In seines Vaters Haus hat er Leere gefunden, etwas vermißt, was der Vater nicht geben konnte. Als Vater weiß er nicht, was sein zweiter Sohn zu suchen aufgebrochen ist.

Er muß sich trösten mit dem Gedanken an die vielen Kinder, die aufbrechen und für die Väter verloren sind, in die Fremde ziehen - und in die Bitterkeit des menschlichen Geschehens eintauchen, überschwemmt werden von der Bitterkeit der Erde, die alles hergibt und wachsen läßt - nur: dem Einen nicht.

Dem Einsamen, der seinen Vater zurückließ, dem läßt sie nicht wachsen, dem gibt sie nicht, davon zu leben. Er findet keine Erde, die ihn tragen will, und keine Menschen, die ihn aufnehmen. Gott begegnet ihm nicht als ein 'Gott des Schauens', sein Himmel bleibt leer. Niemand ist da, der auf ihn gewartet hat, der ihm aufgetan hätte, damit er ankommen könnte.

Er ist mit Erwartungen gegangen und hat das Gut des Vaters vertan, verworfen, ausgegeben, was ihm zugekommen war - nicht nur das Hab und Gut, auch die Erwartungen und

Hoffnungen, die in ihn gesetzt waren, ihm eingepflanzt waren - mit denen die Mutter auf ihn hingesehen hatte - aber vielleicht war auch keine Mutter dagewesen und er war gegangen, weil er nach etwas auf der Suche war, ohne zu erkennen, wonach er suchen mußte. Er fand auch den Himmel nicht, nachdem er die Erde, zu der er gehörte, verlassen hatte. Er wußte nicht, was er tat, als er glaubte, es genau zu wissen, als er alles verließ, was er hatte; er glaubte, das Recht zu haben, sich sein Recht zu nehmen. Es war gut gewesen, daß er ging, es war böse, was mit ihm geschah, als er sich Freundschaft, Sicherheit, Dasein nicht mehr erkaufen konnte.

Er hat den Glauben nicht verloren an den Mann, der sein Vater war. Er findet sich bei den Schweinen im wüst gewordenen Leben und hat nur den Himmel über sich, der über allem ist, und will beten, weil der Weg zu seinem Ende gekommen ist.

Er hat nach etwas gesucht, was er zuhause nicht fand.

Er hatte sich aufgemacht, er hatte den Vater verletzt, er hatte an sich genommen, wovon er glaubte, daß es ihm gehörte, sein Eigen, sein Gut, sein Erbe. Der Bruder meldete es dem Bruder, der fortgegangen war. Der Vater hatte den Einen verloren und war dabei, auch den Andren zu verlieren. Der Vater wartete auf einen, den er nicht verlorengeben wollte.

Wie in den alten Erzählungen sprach es in ihm, daß Gott erhören möchte, wenn in fremdem Land eine Stimme rufen sollte. Es mußte noch immer gelten die Bitte: *<Erhöre die Stimme Judas und bringe ihn zu seinem Volk > (5.Mose* 33) Es ist die Stimme des Verlassenen und Verloren, die Stimme des Elendes, die ruft: 'Erhöre meine Stimme und bringe mich zu meinem Volk'!

Einmal waren die Beiden seine Kinder gewesen und einer dem andren Bruder. Einer war dem Vater geblieben, aber der

Bruder vermißte den Bruder nicht. Der hatte sein Teil erhalten. Der Jüngere hatte gekriegt, was er wollte. Er war mit seinem Teil davongegangen. Er hatte die Wahl und hatte gewählt.

Aber er selber war nicht davongegangen, um zu !eben wie die Lilien auf dem Felde. Er gehörte nicht zu denen, die auf die Suche gingen. Er hielt fest, was sein Eigen war. Der Ältere trug mehr Verantwortung. Er war der richtige Erbe.

Für einen Augenblick blitzt in seinen Zuhörern die Erkenntnis auf, daß der Erzähler auch alles verlassen hatte, was er hatte.

Der Bruder war auf die Suche gegangen nach etwas, was er vermißte. Ein Wanderer war er geworden, aber einer, der zunächst genug hatte, um sich unter fremden Menschen sehen zu lassen und sich kaufen konnte, was das Leben ihm schuldete.

Ausgesetzt fand er sich als der Fremde, ein Fremder unter Fremden, der verloren hatte, was ihm Schutz bot, was ihn schützte vor dem fremden Elend, das nach ihm wie nach vielen andren griff. Er darbte unter Menschen, die ihm nicht Nächste sein konnten. Jetzt wußte er, was Hunger und Armut ist.

Der Vater konnte nicht absagen allem, was er hatte, konnte nicht 'Lebewohl' sagen und aufhören, auf die Wiederkehr seines Sohnes zu warten.

'Sohn, warum hast du uns das getan?' hatte eine Mutter gefragt. Aber das Kind war auf dem Weg gegangen, auf den ihn der Vater gerufen hatte.

Dem Vater hatte er abgesagt, sein Gut vertan, und mußte erfahren, daß einer auch gegen den Himmel sündigen kann.

*

Einmal gab es einen, der ins Elend hat gehen müssen mit vielen anderen. <'Aber!'> sagte Daniel, *<es gibt einen Gott im Himmel, der kann Geheimnisse offenbaren - mir ist dies Geheimnis offenbart worden.'>* (Dan 2) Im 'Nachtgesicht' hatte er erfahren, was des Herrschers 'Gedanken des Herzens' waren.

Auch ein König trägt ein Bild in sich. Auch in einem König träumen die Träume. Wie ein Menschenvater sitzt der König an der Tafel des Lebens obenan. Ihn verfolgen die Bilder, die aus ihm selber aufsteigen:

'Das Haupt war aus Gold. Silber bildete Brust und Arme, die Lenden waren Kupfer und die Füße aus Eisen und Ton. Mit beiden Füßen steht der Koloß fest auf der Erde. Ein Stein rollt und zerstört die Füße, auf denen der mächtige Körper steht.'

Angewiesen ist der aus edlem Material aufgebaute Körper auf Füße aus Eisen und Ton. Alles zerbricht in einem Augenblick.

Die Untertanen hatten nur die Füße aus Eisen und Ton vor sich und verehrten das Haupt aus Gold, das hoch über sie emporragte und das sie verehrten, gläubig. Hinfällig ist der Glanz und die Herrlichkeit. Der Zusammenhalt ging verloren. Der Herrscher war auch nur ein Mensch, der verstoßen wurde aus der Gemeinschaft der Menschen.

Er fraß Gras wie das Vieh, lag unter freiem Himmel, schmutzig, lebte im Elend: *<Sein Haar wuchs wie Adlerfedern, seine Nägel waren wie Vogelklauen.>* Was ihn getragen hatte, war zerfallen und ließ ihn in den Abgrund fallen: Gott *<enthüllt das Tiefste und Verborgenste, weiß, was im Finstern geschieht, und das Licht wohnt bei ihm.>*

Eine Lösung wird es geben, nach sieben Jahren des Wahnsinns und der Zerrüttung: *<Sobald du erkennst, daß der Himmel mächtig ist - >. (Dan* 4) In die Hölle ist er geworfen worden, der Mensch, der die Krone trug - und

Rettung war, als das Tiefste und Verborgene, das, was im Finstern geschieht, sich enthüllt hatte und von der Erkenntnis begriffen wurde.

Der Himmel ist mächtig - in der Tiefe des Elends und in der Finsternis, in der alle Lichter, die den Menschen leuchten wollen, ausgehen, ist Erkenntnis und Rettung möglich.

<Das Reich ist dir genommen!> war der Spruch, der einen Menschen von der Höhe stürzte und zu Fall brachte. 'Das Reich ist dir genommen', ist die Erkenntnis, die Menschen zu Fall bringt.

*

'Mein Reich ist mir genommen' war die Erkenntnis des Mannes im Elend, nachdem er verloren hatte, was ihn gehalten hatte. 'Ich habe gesündigt - gegen den Himmel!' war die Erkenntnis, die ihn herausriß. Alles andere - war dagegen nichts.

Ein Sohn fraß den Fraß der Schweine. Sein täglich Brot teilte er mit Schweinen. 'Ich will nach Hause gehen -'. Nicht von Mitmenschen war Erbarmen zu erwarten. Zum Himmel über sich sprach er: Ich habe gesündigt!'

Noch einmal Aufbrechen, noch einmal Gehen. Fortgehen. Wohin? Dorthin, von wo er weggegangen war, weil er nicht mehr zu Hause sein konnte. Nie mehr wird er sein können, was er gewesen ist, ein Sohn. Aber über das Land wird er gehen, das ihm Heimat war, die der Vater gegeben hatte, einer nur noch von denen, die ihm dienen - und für ihn arbeiten.

Ein Abglanz noch des Kindseins liegt auf dem Land. Ein Bruder, Kind einer Mutter.

Nach Hause geht er, ohne die Erwartung, noch einmal nach Hause zu kommen. Ein Tagelöhner wird er sein wie

andere, ohne Besitz, ohne Heimatrecht und davon leben, was die Arbeit eines Tages bringt.

Er kann nicht wissen - er müßte es wissen können, daß ihn die Gedanken des Betens seines Vaters noch immer begleiten. Vielleicht hat ihn ein Rufen aus der Ferne begleitet.

Ein Ruf aus der verlorenen Vergangenheit erreichte ihn. Als ein Kind ist er in die Welt getragen worden, als Kind ist er in der Welt aufgewachsen, ein Kind ist er geblieben, nicht aufgewachsen wie ein Baum, der verdorren muß, wenn er sich seinen Wurzeln versagt oder sich dem Boden, aus dem er herausgewachsen ist, entziehen würde. Menschen sind anders, sie haben keine Wurzeln. Wenn sie zu Müttern geworden sind oder zu Vätern, vergessen sie nicht die Kinder, die durch sie geworden sind.
Die Augen ihrer Kinder sehen sie immer vor sich.

Selbst der König David, ein harter Mann, ein leidenschaftlicher Mensch, ein Kind der Herde, der seinen Sohn verlor, klagte, weinte: *<'Ach, Absalom -Absalom - mein Sohn - mein Sohn Absalom!>* schlug die Hände vors Gesicht und verbarg sein Weinen: *„Mein Sohn, mein Kind!" <Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben* -> (2.Sam 19) Er hat es ernst gemeint, der Vater, der auch ein König war und es ertragen mußte, von seinen Kindern verlassen zu werden. Gott hat nicht gewollt, daß er starb, aber der Vater hatte zugelassen, daß seine Söhne starben.
Er trug an einer Schuld, die nicht zu sühnen war.

*

Auch der Vater war auf der Suche nach einem Grund, auf einem Weg ins Unbekannte, auf dem Weg in die Vergangenheit, um die Erinnerung an sein Kind wiederzufinden, um seinen Sohn begleiten zu können auf seiner Reise in die Ferne, die ihm selber *ver*borgen war wie das Bild, das seinen Sohn

getrieben hatte aufzubrechen. Nur der Himmel über ihm konnte noch sehen, wo er war und konnte ihn erhören, wenn er rief.

Sein Ältester, der Erbe, hatte ihn nicht verlassen, nur der Kleinere war gegangen. Aber sein Vater begreift auch gegen das dunkle Schweigen, in das ein Kind gegangen ist: 'Ich bin es, der gesündigt hat gegen den Himmel. Himmel, erbarme dich des kleinen Lebens. Himmel, erbarme dich des Lebens - so weit der Himmel reicht - am Morgen, am Abend, an Tagen und in vielen Nächten, fern hinter den weiten Horizonten der Erde: Erbarmen für dies Kind.'

Im fremden Land, unter fremden Menschen könnte doch einer sein, der an seiner Stelle ruft: 'Laßt die Kinder zu mir kommen!' Sein Sohn ist kein Kind mehr; aber vielleicht steht er als Erwachsener nun dort in allem Elend und läßt die Kinder zu sich kommen - und hält die Hände über sie und segnet sie.

Viele Männer, die Väter waren, haben glauben müssen, daß in der Ferne jemand wäre, der sich ihrer Kinder annehmen würde, und nach ihnen sehen müßte, und die Hände über sie halten könnte, und Segen sprechen über ihnen, weil ihr Vater das nicht mehr tun konnte, und die Kinder ohne Mutter ihren Weg gehen mußten: daß da jemand sei, der ihnen gibt, was sie zum Leben brauchen, wenigstens Muttersprache - und Erinnern an das, was Mütter und die Väter im Herzen trugen.

Und die Kinder, wenn sie groß geworden sind, weinen heimlich um die Mühen, die Leiden ihrer Väter, die sie gelitten haben auf allen ihren Wegen, auf weiten Wegen - und auf denen sie vielleicht nie das Heil, die Erlösung geschaut haben.

Sie hatten einen Himmel über sich und nur den Glauben an den 'Gott des Schauens'.

Der Himmel ist nahe als ein Himmel, der aus den Träumen und Tränen erschaffen ist, getragen vom Glauben, daß Väter und Mütter wiederkommen - oder vom Hoffen, daß Kinder wiederkommen und daß ein Heimkehren ist.

Ins Bewußtsein gehoben ist die Freude eines Vaters: <Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden! Er war verloren und ist gefunden worden!>

Sie waren fröhlich. Der Bruder war zornig. Bitterer Vorwurf spricht aus dem Sohn, der seinen Vater nicht verließ: <'Ich habe dein Gebot noch nie übertreten!' <'Du hast mir nie -!'> Spricht Jesus nun als ein Verlorener des Hauses Israel? Ist er wie ein Bruder, der aus der Ferne kommt und vor seinem Bruder steht - und die Stimme des Brudermenschen erträgt?

Der Bruder hat nie ein Gebot verletzt.

Aber er verletzt den Vater und kränkt seine Liebe, verachtet sein Erwarten und die Hoffnung auf die Wiederkehr seines Sohnes und verfinstert die Freude des Vaters.

'Wir haben Gott zum Vater' kann der Glaube sagen und dahinter steht das Vermissen einer Gabe, die mit den Freunden fröhlich sein läßt.

Dem Bruder, der als Verlorener wiederkommt, kommt das Mißtrauen und tiefe Abneigung entgegen.

*

Ich weiß, was ich tun werde 16/1

'Ich weiß wohl, was ich tun will, hätte von dem Verlorenen in der Geschichte des Jesus gelten können. Er konnte auf seinem Weg nicht weitergehen. Er hätte nur noch verderben können.

Jesus hat sich seinen Vertrauten zugewandt. Seit der Weg nach Jerusalem die Richtung bestimmt, entstehen Fragen

und erhalten Antworten. Jesus ist entschieden. 'Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen' ließ er den Sohn in seiner Geschichte sagen. 'Was sollen wir tun' fragt es in den Jüngern.

'Ist es klug, auf einem solchen Weg zu gehen, dessen Bestimmung undeutlich ist?'

<Was soll ich tun?> läßt Jesus den Mann sagen, dem der Verlust seiner Stellung droht und der alles verlieren kann. Bis zu diesem Augenblick, da ihm der Untergang drohend näherkommt, scheint er genau gewußt zu haben, was er machte und wie er es anstellen mußte, um zu Wohlstand zu kommen. Er hat immer gewußt, was er wollte.

Und er weiß immer noch, was er tun will: *<Ich weiß wohl, was ich tun will!>* sagt er zu sich selber.
<Es war ein reicher Mann!>

Eine Geschichte fängt an: wer selber kein Reicher ist, kann Anteil haben am Reichtum, indem er Reichtum verwaltet, der ihm nicht gehört, worüber er jedoch verfügen kann. Er waltet seines Amtes. Eine Ansprache ist es, die sich an alle richtet, die in ihrem Leben Haushalter sein müssen. Gut ist es, in einem Land zu leben, in dem es reiche Leute gibt. Unterschwellige Vorwürfe, auch Unrecht hänge am Reichtum und: viele Möglichkeiten. Teilhaber sein, mitmachen können: sein Amt ist alles, was er hat; dazu hat er's bringen können, dazu werden seine Fähigkeiten gebraucht: zur Verwaltung und zum Mehren des Reichtums wird er benutzt.

Sein Dasein, sein Leben ist gebunden an die Reichen, er hat sich an sie gehängt - und hängt nun von ihnen ab. Er kennt sich und weiß, was er kann: <'Graben kann ich nicht - und zu betteln schäme ich mich!'>

Es hilft kein Beten, es gibt keine Einsicht in die Notwendigkeit einer Umkehr: 'Wenn ich selber falle, dann fallen alle andren auch mit mir!' Wenn ein Zusammenbruch

kommt, muß er alle mit sich reißen; die Teile stürzen mit dem Ganzen.

Sein Himmel ist die Welt der Reichen, die in den Reichen der Welt zu hause sind, auch wenn die auf tönernen Füßen stehen, die mit Eisen vermischt sind und über Leichen gehen können.

Dabei gibt es kein: 'Sündigen gegen den Himmel', außer ein Sündigen an denen, die sich den notwendigen Schritten in den Weg stellen. Jeder hat Anteil an der Gewalt, die von oben kontrolliert wird und weitergegeben wird. Zum Graben ist nicht jeder gemacht. Als Bettler durch die Länder ziehen kommt fast den Schweinehirten machen bei fremden Menschen gleich.

Er ist ein Stellvertreter, und als solcher handelt er auch jetzt, als es an ihn kommt, daß er Rechnung zu legen hat von seinem Wirtschaften. Aber ein Statthalter hat das Recht, Gunst zu gewähren, Vorteile zuzugestehen, von Geschäften seinen Gewinn einzustreichen, läßt Abstriche vornehmen, Schulden streichen, Vergünstigungen geben - und niemand merkt, daß die Angst ihn dazu treibt. Die Furcht vor der Forderung: 'Leg Rechnung ab - zeig, wie es steht mit dem Vermögen, das dir anvertraut worden ist' bringt ihn durcheinander, aber nicht so, daß er nicht mehr wüßte, was er tut. Das Amt ist alles, was er hat und worüber er verfügt ist seine Amtsgewalt. Jemand hat ihn verleumdet, beschuldigt, Verdacht besteht gegen seine Geschäfte und gegen seine Redlichkeit.

Er greift zurück auf seine Amtsmacht und wendet sich an die, mit denen er im gegenseitigen Vertrauen Geschäfte gemacht hat. Geschäfte macht er auch weiter, damit er nicht auf einmal auf der Straße steht. Er kauft sich ein bei Anderen, indem er sie sich zu Schuldnern macht, setzt auf ihren Eigennutz, auf ihre Verschwiegenheit und ihr Entgegenkommen. Wer rechnen kann, erzeigt sich dankbar,

wenn seine Rechnung aufgeht, gleich aus welchen Gründen der Andre aus dem Amte geht. Solange er lebt und Einfluß hat, muß seine Verschwiegenheit zum Nutzen der gegenseitigen Abmachungen in Rechnung gestellt werden,

'Ungerecht! Aber klug!' ist das Urteil über ihn. Es muß nur alles gut gehen, dann zahlt sich Untreue als Klugheit aus.

Es lassen sich auch Menschen kaufen, es lassen sich Zutrauen und Freundschaft kaufen, wenn einer die Möglichkeiten dazu hat. Es läßt sich Hab und Gut kaufen und verkaufen, es läßt sich Grund und Boden kaufen und verkaufen. Es fragt niemand nach den Gründen, die einen antreiben. Die <Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts!> urteilt Jesus.
<Wieviel bist du schuldig?> wird gefragt.
<'Du aber, wieviel bist du schuldig?'> fragte der Mann die Schuldner seines Herrn. Schulden werden ermäßigt, Schulden werden gestrichen, um sich die Vertragspartner zu verpflichten. Er weiß, was er tun muß, damit sie ihn <in ihre Häuser nehmen>, wenn es so weit ist.

Darauf kommt es dem Erzähler an, damit sich jeder die Frage stellt nach dem, was er tun wird, wenn Rechenschaft gefordert wird, wo jeder sich fragen muß: 'Weiß ich, was ich tun will?'

Um dann, wenn das Amt verloren ist, bei andren Zuflucht zu finden, die weniger Schuld zu tragen haben, deren Lasten geringer geworden sind, die in der Lage sind, ihre verbliebene Schuld zu begleichen. Die andren haben vielleicht nicht genug, um ihre Schuld abtragen zu können, und sind deswegen auf Gnade angewiesen, die bei Geld- und Schuldengeschäft nicht angebracht ist. Ihnen bleibt nichts andres übrig, als auf das Angebot einzugehen, das sie zu Komplizen der Schuldverstrickung eines andren macht. Er hilft ihnen, sie helfen ihm.

Dankbarkeit ist es nicht, was sie miteinander verbindet. Harte Notwendigkeit läßt sie zueinander stehen. Bindungen sind entstanden, die haltbar sind, aus Schuld und Betrug und Schuldigsein und Schuldigbleiben. Alles auf Gegenseitigkeit im Bewältigen der Schuld und in der Furcht vor dem Sichverantwortenmüssen.

In der Welt der 'Kinder des Lichts', die wissen müßten, was sie wollen, sollten alle zueinander stehen können und der eine dem andren die Schulden verringern helfen. Denn es wird Rechenschaft gefordert werden - von jedem. Auf jedem liegt der Verdacht, daß veruntreut worden ist beim Haushalten über die Güter, die ihm anvertraut wurden.

Wohin kann er gehen, an wen sich wenden, wenn nicht an die, die gefangen sind in einem Netz von gegenseitiger Schuldverstrickung. Wer einmal im Haben ist und über Güter gesetzt war, geht nicht unter, sondern fällt auf die Füße, selbst wenn die Beauftragung hinfällig geworden ist.

Das mag der Grund sein, warum arme Leute kein gemeinsam gewirktes Netz von gegenseitigen Abhängigkeiten haben, das sie schützen kann und auffängt, was vom Fallen bedroht ist.

'Ich weiß, was ich tun werde!' hat der Mensch gewußt und hat gehandelt nach seinem Wissen, das er in ein Können umsetzte.

<'Macht euch Freunde!> sagt Jesus. Freunde haben sie sich zu schaffen, die sie aufnehmen 'in die ewigen Hütten', wenn es mit der alles verbindenden Klammer des Mammons vorbei ist.

'Was ist er uns schuldig, jetzt, wo er wiedergekommen ist, womit niemand wirklich rechnen konnte?' hat sich der Bruder gedacht, als der junge Mann in der Geschichte zurückkehrte, der fortging auf der Suche nach einem Echo

auf etwas, was er verloren glaubte und zu finden hoffte - nach einer Gestalt seiner Vergangenheit suchte, stillgewordenen Lebensbildern folgend, die er in sich trug und für die er sich einen Freund hoffte. Seine Vergangenheit war nicht verstummt und nicht vergessen, was auch hinter ihm lag, verborgen auch in der Lebensgeschichte des Vaters; die Spuren waren noch zu sehen. Er machte Worte, wenn nichts anderes, aber doch die Worte.

Worte waren sein Verlaß, wenn die Wege, die seine Füße abschritten, erst wieder zu dem Mann zurückführten, der sein Vater ist, der sich auch vor dem Himmel wußte, erfüllt von allem, was die Worte meinten: 'Ich habe gesündigt -Himmel - vor dir - ': Keine Entschuldigungen, keine Ausreden. Nichts vorzuweisen, kein Hinweis auf die Pflichten, die getragen wurden: für den Wohlstand, von dem auch andre versorgt wurden, die Verantwortung, die Arbeit, die gelungen war, die Mühsal eines Lebens.

Vor dem Himmel ist die Trauer zu tragen, Trauer über die Wege, die nie gegangen wurden, über Menschen, mit denen kein Zusammenfinden war, die nicht zu Freunden wurden, wo es versäumt wurde, sich zu lieben. Vorzuweisen hat er nur sein Warten auf den Sohn, der ihn verließ, und der wiederkehren würde, weil sein Erwarten immer noch um ihn ist.

Es gibt kein Vergessen, daß der Sohn einmal ein Kind gewesen ist; der Vater hat den Glauben des Kindes nicht verraten - und nicht die heimlichen Tränen vergessen, die in seinem Inneren weinten.

Für den Heimkehrenden ist es mit dem Besitz und dem Wohlstand vorbei. Sein Bruder hat auch ein Haushalter zu sein und ist seinen Freunden verpflichtet und dem Gut, nicht mehr einem, der aus dem Elend kommt. Er hatte nichts mitzubringen, womit er sich den Bruder zum Freund machen könnte. Er mußte nicht mehr aufgenommen werden in ihre

Gemeinschaft. Es mußte genügen, einer der Tagelöhner und Arbeiter zu sein.

Was er zu sagen hat, das kann nur zu einem gesprochen werden, der weiß, wie wichtig die Freunde sind, die einen in die ewigen Hütten aufnehmen, und der selber auf dem Wege dorthin ist, an dem Worte nicht ihren Klang verlieren, wenn sie erst mal gesprochen sind - vor dem Himmel.

Und vor dem Mann, der selber vor dem Himmel steht: Keine Entschuldigungen, nur die Worte der Wahrheit sprechen: seiner Wahrheit, die er gefunden hat. Geringer Ertrag ist das, hat keinen Schein, keinen Glanz. Ist nichts, um sich großzumachen. Ist nichts, was mitzubringen lohnte. Ist nichts, um Anerkennung zu erhalten.

<War tot - ist wieder lebendig geworden. War verloren - ist wieder gefunden worden!> Die Erinnerung an diese Worte bleibt, auch wenn der Vater ihm nichts anderes hinterläßt. Das ist Vermächtnis, das nicht verloren werden kann.

Schuldig bleiben sie alle etwas, die Kinder der Welt und die Kinder des Lichtes. Vertragen müßten sie sich, sich gegenseitig aushalten wenigstens und sich miteinander zu Freunden machen. Denn Amt und Auftrag tragen nur für eine Zeit und was Menschen miteinander zu verbinden scheint, Besitz, Land, Eigentum, Geld, Volk, Sprache, Kultur, kann verloren gehen oder genommen werden -.

'Ich sage!' hieß das Wort, 'macht euch Freunde!' Jesus ahnte, daß es einmal heißen wird: 'Warum habt Ihr euch so viele Feinde gemacht - um des Mammons willen?'

Viele ungerechte Haushalter sind unter den Kindern der Welt; nur einer geringen Zahl von ihnen wird Rechenschaft abverlangt. So klug sind die Menschen der Welt nun auch wieder nicht, daß sie Rechenschaft fordern von denen, die das gemeinsame Gut veruntreuen. Aber den Kindern des

Lichtes müßte das Wissen eignen, wie mit dem Mittel des Geldes und der Geldwirtschaft Freunde zu schaffen sind.

Geschichten, die eine Botschaft tragen, sollen die Jünger durch die Welt bringen und allen, die davon betroffen sind, mitteilen. 'Nimm den Schein deiner Schuld und setz andre Werte ein und mindere deine Schulden!' Denn was der Vater über seinen Sohn sprach - das muß auch andren Söhnen gelten, die wissen, daß sie verloren sind.

*

Was unser ist 16/10

<Mit dem gerechten Gut treu sein -> Einen Auftrag hat er erteilt, einen Weg gewiesen, eine Möglichkeit eröffnet, damit das ‚wahre Gut' nicht verloren geht.

<Wenn ihr mit dem Fremden nicht treu seid - wer wird euch geben, was u n s e r ist ?>

Einer spricht von dem, was schon gemeinsam ist, ihnen gehört und Einigkeit herstellt. Aber er stellt eine Frage. Um des wahren Gutes willen steht Jesus gegen die Herrschaft des Mammons: 'Ihr könnt nicht - könnt nicht! - Gott dienen: und dem Mammon!' Es ist wieder da, das 'Ihr könnt nicht!'

Der Zugang zu den Möglichkeiten des Reiches Gottes steht allen offen. Aber wählen muß jeder. Wer nicht lassen kann alles, was er hat, der kommt nicht hinein. Der Weg liegt vor allen offen, der Weg ist nicht einfach zu gehen, die Pforte ist eng und bisher folgten nur wenige diesem Weg. Und Vielen wird am Ende entgegengehalten: Ihr seid nicht die Richtigen, ihr habt kein Recht einzudringen. Die Pforte bleibt geschlossen, bis 'der kommt, der das Recht hat'.(Hes 21)

'Wer im Geringsten treu ist – der - !' hat Jesus gesagt. 'Wenn dich einer bittet um eine Meile - dann!' 'Gehe mit

ihm! Wenn einer dich bittet, dann gib! Wenn jemand zu dir kommt - dann -!'

Das scheint kein Wert sein, zu gering, nichts ist damit zu machen. Es gab, die im Geringen ihre Treue bewiesen, es sind aus Hirten Könige geworden. Geringe sind hoch erhoben worden, um sich im Großen als treu zu erweisen. Aber selten ist ein Mann oder eine Frau erhoben worden nur deshalb, weil sie treu waren im Geringsten. Wer treu ist, der ist jemandem treu, wer vertraut, der vertraut jemandem. Jesus fragt: <'Wer will euch das wahre Gut anvertrauen?'>

Der Sohn in seiner Geschichte veruntreute alles, was ihm anvertraut war. Ihm konnte niemand mehr das 'wahre Gut' anvertrauen, weil ihm nicht zu trauen war. Sein Bruder mußte ihm mißtrauen. Der Vater blieb ihm treu, weil er sich selber vor dem Himmel wußte.

Vor dem Jünger steht der Zweifel: 'Bin ich es, dem das wahre Gut anvertraut werden kann!' Denn was ist, wenn das wahre Gut anvertraut worden ist, und die Klugheit fehlt damit umzugehen, wenn die Kunst mangelt, sich Freunde zu machen?

Es gehört zur Klugheit der 'Kinder der Welt', daß sie verstehen, zwei ganz verschiedenen Herren zu dienen. Jesus weiß, daß er nur einem anhängt und den andren verachten muß. Einer kann von sich glauben, was er will oder andre glauben machen, was er will, daß sie von ihm glauben sollen Einer, der ins Verborgene zu sehen vermag, wird wissen, wohin die Vorlieben gehen und wie die Abhängigkeiten geartet sind und wo der verborgene Haß lauert. Er sieht auch, wo auch unter offenkundigem Haß eine heimliche Liebe verborgen ist.

Recht und Ordnung, auch die Gerechtigkeit und die Wahrheit selber sind Kleider und Hüllen, die nicht nur anzeigen, wer der Träger in seiner Weltwirklichkelt ist, sondern

bemänteln und verbergen zugleich die Wirklichkeit des Menschen, der sich damit großtut. Jesus weiß, warum er, scheinbar nur zunächst den Frommen, aber hinter ihnen allen, vorhält: <'Ihr seid's, die Ihr euch selbst als gerecht hinstellt: vor den Menschen! Aber Gott kennt eure Herzen!'> Es sind Leute, die ihrem Glauben treu sind, die zuhören. Seit Johannes wird das Evangelium vom 'Reich Gottes' allen angeboten, sagt er. Die Menschen um ihn dienen dem Glauben und sind zugleich Kinder ihrer Welt und greifen nach dem, was ihnen möglich ist, um teilzuhaben am Gut der Welt. Mit dem 'wahren Gut' wird verfahren wie mit den Reichen in der Welt: 'Jedermann drängt sich hinein - mit Gewalt!' stellt er fest.
'Aber' heißt es dann. Und: <Das alles hörten die Pharisäer> 'Gott kennt eure Herzen'. Ein Zorniger spricht. Jesus kennt auch die Herzen. Man spottet, man lacht über ihn.

Er hält dagegen: <Ihr - die ihr euch als gerecht hinstellt vor den Menschen!> Sie fühlen sich beschimpft, denn was sollen sie anderes tun. Es ist kein Wert, vor den Menschen gering und niedrig dazustehen. Er scheint die Menschen nicht zu kennen - sie haben die 'Hohen' nötig und blicken auf zu den 'Gerechten'.

Aber Jesus wirft ihnen vor: <- was hoch ist unter Menschen, das ist ein Gräuel vor Gott': *< - denn nichts bleibt, wie es ist, sondern was hoch ist, soll erniedrigt werden >* (Hes 21,31.)

Jesus hat keine Gelegenheit gehabt, die wirklich Hohen kennen zu lernen, die 'von Gottes Gnade' Amt und Position und ihre Macht in der Welt beziehen.

Irgendwer ist immer da, der zuhört und erwidert, um zurechtzuweisen, in die richtige Ordnung zu bringen und zu regeln. Oder zu unterdrücken, auszulöschen, was zum Licht aufbrennen sollte - um in der Welt den Menschen zu leuchten, damit das wahre Gut erkennbar wird und Treue

findet und Anhänger, die sich dem Verdacht ausgesetzt sehen, daß sie die Güter der Welt veruntreuen.
<Sie spotteten sein>: Es ist in Wirklichkeit das: Unmöglich! Das allen seinen Worten Widerstand entgegensetzt. Noch ist es nur Spott.

Der Gedanke liegt nicht so fern, daß sie Jesus vowerfen, daß auch er 'hoch' sein will, damit seine Worte Geltung finden und als Gebot und Gesetz anerkannt werden. Das kann kein 'Gräuel' sein - vor Gott oder den Menschen - oder nur vor einem Gott, wie Jesus ihn sich vorstellt.

Er setzt der Ordnung einer Welt, die erst im Kommen ist, seinen Widerstand entgegen. Aber zwei Gesetze stoßen aneinander und erzeugen eine Reibung, die das Menschliche zerreiben wird, das sich nicht entscheiden kann. Ohne Schuld und ohne Selbstvorwurf wird es kein Leben mehr geben. Dennoch verlangt Jesus eine Wahl.

Alle Gebote, Forderungen, die oft grausamen Regelungen der menschlichen Gesellschaft werden befolgt und fast nie wird ihnen dieses: 'Unmöglich' entgegengesetzt. Jedoch seinen Forderungen die nicht gegen das Menschliche gerichtet sind, wird 'Unmöglich' entgegengesetzt - und doch verlangt es die Seelen, dazu einen Zugang zu finden.

Die Menschen hungern, dürsten nach Gerechtigkeit, nach Liebe, nach Erfüllung der Sehnsucht nach einem Reich des Friedens - wenn nur nicht der Weg dahin schwer wäre, der Zugang dorthin mit Aber! und den Ängsten vor Verlust und Hintersichlassen verbunden wäre.
Ein 'Reich Gottes' wird ersehnt - aber im alten Volk Gottes schon war wenig Hören und Tun nach den Weisungen von Mose an und den Propheten.

Die gewohnten Herrschaftsformen und Völkerbildungen sind haltbar und werden die Zustimmung durch die sie

tragenden Menschen nicht verlieren. Und noch ist nicht erschienen, was die Herrschaft des Mammons bedeuten kann.

*

Wenn einer von den Toten auferstünde 16/19

Es klingt, als erzähle er nur eine Geschichte, die alle schon lange kennen: <Es war aber ein reicher Mann.>

Es ist der übliche Gegensatz von reich und arm. Die Armen sterben wie die Reichen. Aber die Reichen sterben anders, nach einem Dasein <herrlich und in Freuden>. Der Reiche stirbt und wird begraben. Die Armen möchten glauben, daß einer von ihnen <von den Engeln in Abrahams Schoß> getragen wird. Um getröstet zu sein, nachdem das Dasein sie ungetröstet ließ.

Erst hinter der Grenze, die das Leben vom Tode scheidet, begreift der Arme, der einmal reich war: und herrlich lebte, daß es auch für ihn Treue gibt und Angehörige, denen er etwas schuldig blieb. Wenn er schon verbrennt, dann soll der, den er nie ansah und dem er gegenüber keine Treue empfand Bote sein, um den Kindern seiner Welt sein Gewahrwerden zu überbringen: <'Wenn einer von den Toten zu ihnen ginge - '>

So weit ist der 'reiche Mann' vom Himmel geschieden wie es nur die Hölle sein kann. Abraham fleht er als einen Vater an, der ihn hören wird, da er doch den Armen bei sich aufgenommen hat. Die Antwort hat der Reiche aus seinem guten Dasein mitgebracht: Ihr habt Mose und die Propheten: Hört auf sie!'

Mit dem Erkennen: <Sie werden nicht glauben, wenn jemand von den Toten aufstünde!> geht er ins Vergehen ein.

*

Ein Sohn des Königs David *<stand auf von dem Altare des 'Herrn' und hörte auf zu knien und die Hände zum Himmel auszubreiten und trat hin und segnete die ganze Gemeinde Israel mit lauter Stimme und sprach: 'Gelobt sei' der Herr! Es ist nicht eins dahin dahin gefallen von allen seinen guten Worten!'>* Und sagte: *<'So habe ich dir nun ein Haus gebaut, dir zur Wohnung!'>* (1.Kön 8) Kein Wort Gottes soll fortgefallen sein, aber das Vermögen eines Volkes ließ er hineinbauen in einen Tempel, an dem sein Name hängen blieb. Das Fundament des Baues war sicher gegründet, die Arbeit des Volkes war dafür ausgenutzt worden.

Das Fundament des Volkes des 'Herrn' zeigte danach tiefgehende Risse. Der Tempel erinnert noch immer an die Größe des damaligen Augenblickes und an die Höhe, zu der einer von ihnen erhoben worden war. Ein neuer Tempel wächst auf, überwächst die alten Fundamente.

Wenn dann <einer von den Toten> käme, würde ihm Treue zuteil und Buße getan. Mose und die Propheten sind gewesen. Jesus ist da. Auf Mose und die Propheten wurde nicht gehört. Wird Jesus gehört? Von jetzt an, wo alle sich dem Reich Gottes aufdrängen wollen, muß seine Stimme Gehör finden.

Das Gesetz, nach dem die Welt und ihre Menschen geschaffen sind, wird bleiben, selbst wenn ‚Himmel und Erde vergehen'. Das Gesetz, nach dem alle gemessen werden, bleibt gültig. Selbst wenn es nicht ausgetragen, selbst wenn es nicht erfüllt werden kann, selbst im 'Unmöglich' bleibt es als Ansprache.

Wer im 'Geringsten' treu ist, versteht den Ernst, mit dem das alles gesagt wird.

*

17/1

Das Gesetz der Schöpfung ist mit der Welt gegeben. Gott hat ein Gesetz gegeben, und es ist mühsam genug, ihm treu zu sein. Das Gebot Jesu und sein neues Gesetz wächst aus dem alten Gesetz heraus und wenn es sich den gegebenen Ordnungen fügt, kann es sein, daß mancher mit Gewalt hineindrängt, um als Teilhaber und Verwalter mitzuwirken. Aber im Einklang mit seinem Gebot zu leben, verlangt Hingabe und kommt fast einer Leugnung der weltgegebenen Menschenwirklichkeit gleich.

Das Widerstreben erkennend sagt er in die Verlegenheit seiner Jünger: <Es ist unmöglich daß nicht Ärgernisse kommen!>
Wer nimmt Ärgernis und wer stellt ein Ärgernis dar?

Treue Diener des Gesetzes haben schon in der alten Zeit geklagt und sich beschwert: *<'Um deinetwillen werden wir täglich getötet und sind geachtet wie Schlachtschafe!'>* (Ps 44.23) Ärgernisse kamen auf sie zu und sie mußten sie ertragen: *<Was s i e reden, das soll vom Himmel herab geredet sein. Das sind die Gottlosen, die sind glücklich in der Welt und werden reich!'>* (Ps 73) Es ist unmöglich, nicht auf Ärgernisse zu stoßen. Selbst solche, die in Frömmigkeit treu sind, nehmen Ärgernis. Dennoch glaubt er, drohen zu können: <'Weh aber dem, durch welchen sie kommen!'>

Er droht. Er läßt sich hinreißen zu seinem Ausbruch mit dem Mühlstein um den Hals und dem Ertränken im Meer.

Er äußert sich im Zorn eines Menschen, der Ärger erlitt und auf den Ärgernisse zukommen. Aber der Grund für seine Empfindsamkeit sind die 'Kleinen', die über das Ärgernis nicht hinweggenommen, das ihnen der Weg verleidet.

Antworten soll trotzdem nicht im Zorn geschehen: <’Hütet euch!’> trägt er auf und verlangt die Kraft zum Vergeben.

Das ist ein Gebot aus seinem Gesetz. Seinen Leuten bleibt nur die Bitte übrig: <Mehre uns den Glauben>, damit sie das Ärgernis aushalten können und vermeiden können, andren zum Anstoß werden zu müssen. Und wenn sie geschafft haben, was verlangt wird, dann sollen sie noch zugeben: <Wir sind unnütze Knechte. Wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren!>
Das ist es dann: Nur die Schuldigkeit tun.

Die Nachfolger werden auch einsehen müssen, was jedes schöpferische Wirken am Ende auch im Rückblick bekennen muß: 'Es war unnütz. Wir haben unsere Schuldigkeit getan: aber wir sind unnütze Menschen.'

Der, der seine Schuldigkeit tut, erwartet kein besonderes Lob oder ein Geschenk. Jesus spricht von einem Glauben, unscheinbar wie ein Samenkorn, darauf wartend, seine Kraft zu entfalten. Menschen können ihre Wurzeln nicht aus dem Grund reißen, der ihr Leben trägt. Und wenn sie herausgerissen werden, bleibt die Sehnsucht, wieder heimkehren zu dürfen ins Vertraute, um zu sein wie alle andren Menschen, die nie ein Glaube ins Ungewisse und Fremde geworfen hat.

Es steht noch aus, ob ein Baum gehorcht und sich aus seinem angestammten Boden reißen kann.

Ein Knecht, der abends vom Feld kommt, kann nicht erwarten, daß ihm der Tisch gedeckt ist, an den er sich setzen kann. 'Hütet euch!' sagt Jesus.

*

Einer von Zehn 17/11

Trotzdem fragt Jesus, als die Mitmenschen rein wurden: <'Wo sind aber die neun?'> Auch er zählt. Auch ihm ist die Anerkennung seiner Anstrengung wichtig. Nach allen Mühen bleibt die Frage nach den andren. Einer kommt zurück, sonst keiner. Sein Glaube muß auch ihm weiter helfen. Ärgernis ist das auch.

*

wann kommt 17/20

Es ist wieder Ruhe in seinem Reden. Jeder, der wartet, fragt danach, wann das 'Reich Gottes' kommt, wenn schon die Ärgernisse kommen müssen. Mit Knechten verglich er seine Jünger. Das Tun der Schuldigkeit wird von ihnen gefordert. Nur das ist zu *s*ehen, *es* ist ein geringes Tun. Das Reich Gottes kommt nicht so, daß es vor die Augen tritt und anzusehen ist. Es wirkt nicht so, daß einer dem andren es zeigen kann mit: ‚Sieh hier!' 'Sieh dort!'> Und dann läuft man hin, um es zu betrachten.

Einer nur wird angerührt und gibt <'Gott die Ehre>. Seine Leidensgefährten begreifen nur, daß sie gesunden. Es genügt ihnen, sich den Priestern zu zeigen.

Man benötigt nur das Zeugnis ihrer Wiederherstellung. Daß das Reich Gottes nach ihnen griff, merken sie nicht. Von außen ist kein Unterschied festzustellen. Nur einer von ihnen fühlt die Berührung durch das 'Reich Gottes' und bewahrt sie in seinem Inneren. Er ist ein Fremder und geht nicht auf angestammtem Boden.

Ungeduld fragt; auch die Frömmigkeit von solchen, die treu sind, fragt, wann endlich das 'Reich Gottes' kommt. Jeder ist verwurzelt in der Überlieferung des Glaubens. Zu sehen sind Wirkungen, die von seinem Tun ausgehen.

Aber niemand sieht, was nicht in ihm selber lebendig ist. Eitle Vorstellung, ein Bild muß erwachen im Menschlichen, damit es weiß, wonach zu suchen ist, damit ein Finden ist.

*

Als Joseph unter den Brüdern stand und von den Bildern seiner Träume erzählte, wurden sie ihm gram um seines Hochmutes und des Anspruches willen, dem sie sich nicht beugen konnten. Sie sahen nur den Bruder, der ihnen wie ein Fremder vorkam. Sie sahen in ihm nichts anders, als was sie erwarteten zu sehen. Sie ertrugen den nicht, der aufwuchs zu einem Können, das ihnen später zur Rettung werden sollte. Im Außen wollten sie ihn nicht annehmen. An das Geschehen in ihnen vergaben sie nicht ihre Aufmerksamkeit

*

Jesus sagt: <'Das Reich Gottes kommt nicht so, daß man's mit Augen sehen kann!'**>** Und dennoch sagt er: <'Siehe!'> Ein anderes Sehen wird verlangt.

Vom Vater im Himmel sagte er, daß da ein Sehen 'ins Verborgene' ist. (Mt 6) Aber jeder sieht nur, was vor einem ist, ins Verborgene sieht keiner. Weiter dringt das Beobachten nicht. Er erscheint wie ein Fremder, Das Gehör nimmt auf, wie er fast demütig sagt: 'Das Reich Gottes ist mitten unter euch!'>

Aber das Wort weckt kein antwortendes Bild im inwendigen Menschen, Der suchende Blick möchte anderes sehen und findet kein den Erwartungen entsprechendes Bild, das ihm was sagen könnte. Das 'Samenkorn' wurde nicht geweckt. Von außen gesehen gab es kein Vermögen, um anzunehmen, was in ihrer Mitte aufwuchs und die Aufmerksamkeit wurde nicht aufgebracht, die dem Geschehen in ihrem Inneren hätte zugewendet werden müssen. Obwohl es den Spruch gibt: *<Eure Söhne und Töchter sollen weissagen;*

eure Alten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen!> (Joel 3)

Mit Recht wartet mancher seitdem auf die Ausgießung des heiligen Geistes. Aber das ist etwas, wo niemand einfach zusehen kann, wo es Beobachten gäbe ohne eigenes Ergriffenwerden und innerstes Beteiligtsein. Aber das Menschliche will auf ein Begreifbares und Sichtbares hin gewiesen werden.

<Es wird die Zeit kommen, daß ihr sehen werdet!>

Damit meint er die Jünger: 'Ihr'! Und ist wieder bei dem Gleichnis vom Arbeiter, der keinen gedeckten Tisch vorfinden kann und der von seinem Herrn nicht bedient wird: <'Ihr werdet nicht sehen!'>

Sie unterliegen wie alle andren der Versuchung, wenn gerufen wird: 'Siehe hier! Siehe! Dort ist es!' Und dann zieht es einen hierhin, dorthin, das Begehren, 'einen der Tage des Menschensohnes' zu sehen. Das Bild ist keineswegs versunken vom König, der über seinen Leuten steht und sich traut zu sagen: 'Ich habe Gott ein Haus gebaut! Kein einziges Wort Gottes ist hinfällig geworden.'

Dann ist es doch eine Erscheinung, die er benutzt, um vom Tag des Menschensohnes zu sprechen: Ein Blitz reißt alles, was unter dem Himmel ist, aus dem Finsteren und taucht es in gleißendes Licht, Ein Bild, ein Geschehen der äußeren Welt, vor dem das Innere und seine Welt erschrickt und in Entsetzen getaucht wird, weil blitzartig das Verborgene sichtbar wird unter dieser gleißenden Helle. Die Erkenntnis leuchtet auf; der Blitz einer Erleuchtung schafft Klarheit angesichts einer Welt, über deren Grauen sich das Leben bewegt.

Aber die Menschheit hat nichts anderes zu tun als zu essen, zu trinken, zu kaufen und zu verkaufen, zu pflanzen und zu bauen. Dann kommen die Tage und Nächte, wo es Feuer und Schwefel vom Himmel regnet und umbringt die einen, und die

Überlebenden sagen: ‚Hätten wir doch nur erkannt zur rechten Zeit, was zu unserem Heil gewesen wäre.'
Daran rührt Jesus nicht weiter; er redet nur von dem Offenbarwerden des Menschensohnes, das ähnlich geschehen wird.
Siehe! Mitten unter euch!' sagt er. Um seinen Weggenossen dann vorzuhalten, daß sie den 'Tag' nicht sehen werden. Keiner wird mehr rufen wollen, hinweisen mit: 'Seht hier! Seht doch dort!' und auf das zeigen, was geschieht, wenn 'der Tag' da ist. Auf das Leiden möchte die Abscheu, die Verlegenheit, die Neugier hinblicken, aus sicherer Entfernung, als Zuschauer: *<Der Gerechte ist umgekommen – niemand ist da, der es zu Herzen nimmt! – fromme Leute sind hingerafft, niemand achtet darauf>* (Jes 57)
Dankbarkeit steigt aus dem Innersten: Es hätte einen selber treffen können, aber andre hat es weggerafft. Tief verborgen vor Andren, vor dem eigenen Ich kommt das Aufatmen: 'Gott sei dank, daß nicht ich es bin - nicht ich!' 'Die hat es getroffen - nicht mich!'

Die Seele selber stimmt der Verwerfung der andren zu, um des eigenen Daseins willen, das Gott erhalten wollte. Aber ein Dasein trägt von da an an der Verletzung, beeinträchtigt ist das Leben, das wollen soll, daß dem Nächsten kein Leid geschieht.

Verworfen wird des 'Menschen Sohn', als unnütz vom Leib seines Volkes abgetrennt, als unnützes Glied verworfen: von diesen Geschlecht.

Jona sah, wie sich die große Stadt bekehrte. Jesus wird nicht sehen, wie ein neues Geschlecht heranwächst, um einen Altar zu errichten nach dem Vorbild eines Noah: Nie mehr wird Gott verfluchen die Erde des Menschen! -'Nie mehr!'

Wenn ein anderes Geschlecht noch einmal glaubt, an Altären stehen zu müssen, dann mit dem Wissen und dem Wollen und dem Versprechen: Nie mehr! Nie mehr leiden machen, nie mehr einen Menschen verfluchen, verwerfen - um des Menschensohnes willen. Jesus bleibt bei sich, verleugnet eher seinen Daseinsanspruch, seinen Körper, sein Dasein unter allen andren, verleugnet das Am-Lebenbleiben-Wollen, um das Leben nicht zu verraten, das das Haus seines Leibes birgt. Keiner tritt in den Weg, keiner hält den Lauf des Geschehens auf - niemand spricht: 'Haltet ein!' 'Laßt los!' 'Macht ein Ende damit: mit der Quälerei, mit allem, was Ihr ein Ende machen nennt!'

Niemand sagt: 'Steh auf!' Niemand ruft nach Ihm - bevor es zu spät ist.

Veräußert ist es, läßt zu einem Wortgebilde unter vielen andren Wortgebilden werden, was ein Gebilde ohne Worte ist, was Wille ist und Mut und Treue, die Treue eines Knechtes: <*'Ich bin nicht feige, ich weiche nicht zurück!'*> (Jes 50)

Stille Worte, Zuspruch der Barmherzigkeit: <'Wer da sucht, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren!' 'Und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben verhelfen.'>

Sich bewahren wollen, sich *retten, sich* abwenden, fliehen, hat keine Verheißung.

Keiner mehr, der vor dem Verhängnis sich nach dem Hausrat umsieht, um zu holen, was zu retten ist: Aufgeben von allem, was hinter sich zu lassen ist, was verloren ist, der Seele zu liebe. Angenommen werden oder verworfen werden: Ein Leben, das gerettet wurde, kann ein Verworfenes sein? Wie soll dann Leben sein, wie kann dann noch Weiterleben sein? Es kann nicht verleugnet werden, was vor aller Augen ist, was alle Andren wollen.

Es gibt Menschen, die eher ihr Leben verlieren wollen, nur um nicht verleugnen zu müssen, des Irrglaubens, der Abweichung vom allgemeinen Weg beschuldigt, gedemütigt, für Dumme gehalten, verspottet, der Bosheit bezichtigt, als Abfall fortgeworfen; und die Andren glauben, daß sie selbst damit ihr Leben gerettet, ihrem Dasein Sinn gegeben haben, wenn sie denen das antun.

Keine Sprache hat Worte, kein Wortgebilde stellt nach, was Wirklichkeit war. Erinnerung drückt nicht aus, vermittelt nicht die Menge und die Tiefe an Schmerz und Leiden. Die Sprache ist nur ein Zeichen, hinter der sich das verbirgt, was dem Leben angetan wurde und denen, die nicht verleugneten. Worte bemänteln, hüllen ein, verbergen - lassen zu einem Nichts gerinnen, verwerfen das Entsetzen, was die menschliche Seele erlitt, was sie empfunden, gefühlt hat.

Wie ein Blitz - ein Blitz, der alles mit Licht überfällt - herausreißt aus der Finsternis, in die Menschen geworfen werden: Wie ein Blitz, der vom Himmel in die Menschenwelt fährt, ist das Erscheinen des Menschensohnes. Dann kommt das Sehen, dann! Die 'Klugen' machen weiter ihre Worte, denen die Traurigkeit mangelt, die es brauchte, um dem nachzudenken. Weise wären sie, wenn sie das alles wüßten, wo nur Gott hingesehen hat, der alles sieht, auch was im Verborgenen geschieht.

Worte nur tragen die Wunden, die zugefügt wurden. Worte heilen nicht die Verletzungen. Erinnerung macht nicht mehr gut, was Böses getan wurde. Es braucht keinen Blitz.

Die Erleuchtung, die das Sehen bringt, überfällt einen, der zum Altar geht. Es braucht den Blitz nicht, um gewahr zu werden, daß ein Bruder oder eine Schwester etwas gegen den einen hat, der am Altar stehen will - oder Worte reden will: *<Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich*

habe, so laß vor dem Altar deine Gabe und geh hin und versöhne dich -> (Mt 5)

An den Altären, die stehen werden, wird nicht mehr geopfert. Weder die kleinen Gaben des alltäglichen Glaubens noch andre 'Gaben', die scheinbar wohlgefällig sind: Weit ist der Weg zu einem 'Bruder', der etwas gegen den hat, der am Altar stehen will. Es braucht keinen Blitz, wenn die Erkenntnis als Erleuchtung über einen kommt. Und dann verstummen macht. Wer 'Im Namen Jesu' Gotteswort sprechen muß, der ist darauf gefaßt, daß Gott *<öffnet die finstern Schluchten und bringt heraus das Dunkel ans Licht!>*

Das Gedächtnis des Inneren, das alles bewahrt, wo die Augen sich schlossen oder vorbeisahen, steht vor dem Vorwurf und der Frage: *<Ihr seid Lügentüncher! Seid unnütze Ärzte! Wollt ihr Gott verteidigen mit Unrecht und Trug für ihn reden?>* (Hiob 13) Jeder muß stehenbleiben vor dem Altar - jeder spricht nur mit Wehmut die Worte nach, die erhalten blieben aus dem alten Vermächtnis. aus verbliebenem Gedächtnis: *<Was ihr zu bedenken gebt sind Sprüche aus Asche!>*

Andere Stimmen kommen zum Sprechen, die Einsprüche, die nicht erhörten Klagen, die Schreie der Schmerzen bilden den Hintergrund - aus der Asche noch. Ein Zeichen, ein Gleichnisreden: <Wo das Aas ist, sammeln sich die Geier!> Sie hocken da - die Geier - die Menschen, um den von ihrem Urteil Verworfenen, um das Menschen-Aas, das Hände zugerichtet haben. Und gehen nach Hause, essen, freien und lassen sich freien , kaufen und verkaufen, pflanzen und bauen, hegen ihre Brut. Ihr Dasein schwimmt wie ein Boot auf dem unendlichen Meer des Vergessens.
Die Geier sind schon am Himmel, warten.
Jesus geht auf dem Weg nach Jerusalem, auf einem Weg, auf dem nur Wenige gehen: <'Es geht nicht an, daß ein Prophet umkomme außerhalb Jerusalems'>: Er hat auf Jerusalem

hingesehen, hat ihr wahres Gesicht erkannt: <'Jerusalem Tochter Zion - du tötest - den, der dir gesandt ist'.> Es ist nur ein Mensch, der auf seinem Weg fällt, liegen bleibt, weggeworfen wird - Geier -? Menschen! Verkleidet in ihrem Rechttun - alles für das Recht - mit Recht ausgerüstet. Wer gibt wem die Schuld - wer trägt die Schuld, die alle Menschen tragen müssen: Zwei auf einem Lager, zwei bei der Arbeit auf dem Feld. Aus Feldsteinen waren die kärglichen Altäre der frühen Zeit: einer hat den Andren angenommen wie ein Tier seinen Feind annimmt, erhielt sein Leben, obwohl er verworfen wurde. Hielt sich im Dasein, sah nicht die Geier. Fühlte auch nicht das Lauern der Kräfte in sich, denen sein Körper, sein Geist, seine Seele dienstbar waren: die wirkenden Kräfte sind nicht mit Augen zu sehen. Ein verfallender Altar, ein Haufen Steine, wie ein Wegzeichen, wie ein Denkmal für die Wandernden, blieb. Wer dem Andren das Leben nehmen kann, kann am Leben bleiben. Er hat versucht, seine Seele zu erhalten. Er hatte die Kinder. Und Abel wird *zu* seinem Recht verholfen?
Seine Leute fragen nur: 'Herr, wo?' 'Wann?'

*

18/1

Wo? fragt es. Wann kommt das Reich Gottes? 'Wo ist -?' Ein Sprichwort wirft er hin: <'Wo das Aas ist'-> Sie werden sehen, wenn es geschieht, werden merken, wo das Wo? ist; sie selber werden zu Zeugen gemacht.
Deswegen ergeht die Mahnung, daß man <allezeit beten> soll.

Viel ist verlangt, wenn fortwährend die lauten Stimmen um einen sind, auch in einem selber reden, einredend sich bemerkbar machen. 'Nicht nachlassen' wird geraten. Es ist

nicht möglich, das zu tun: In getrennten Welten lebt jeder: Zwei liegen auf einem Bett: Wo sind dabei die Gedanken, von welchen Bildern wird jeder heimgesucht? Lebenerhaltende Tätigkeiten fordern ihr Recht, brauchen Hingabe. Die Arbeit erfordert Kraft, nachlassen muß die Kraftzufuhr, die dem Beten dient. Zwei Frauen mahlen - wer kann sagen, womit jede wirklich beschäftigt ist? Die eine wird angenommen, die andre verworfen, behauptet Jesus.

Den 'Auserwählten' Recht schaffen ist Hoffnung, deren Bestätigung noch aussteht. Um Recht muß gestritten werden, Recht muß erkämpft werden. Recht erhält niemand, nur weil <Tag und Nacht> gerufen wird.

Auch da überfällt einen die Frage, wann Gott den Nicht-Verworfenen ihr Recht zuteil werden läßt. Der Richter hat Angst, daß die Frau ihm 'etwas antue.' Er handelt, weil sie ihn unter Druck setzt. Er spricht ihrem Anliegen Recht zu, damit sie ihm nicht ins Gesicht fährt, die bedrängte Frau, und damit er eine Last und Mühe los ist.

So umgetrieben, so besessen vom Begehren, daß Gerechtigkeit wird, soll ein Betender sein.

Jesus stellt einem die Frage, auf die keine Antwort erwartet wird: <'Doch wenn des Menschen Sohn kommt - meinst du, er werde den Glauben finden auf Erden?'>

'Meinst du? Kannst du dir das vorstellen?' 'Gib Antwort!' - 'Du! Glaubst du, daß Gott Glauben findet: bei Dir?' Der Glaube schreit aus Bedrängnis nach Erhörung, nach Heilung, nach Erfüllung. Nicht dem Mitmenschen fährt der Glaube ins Gesicht, lädt Lasten auf, verursacht Mühe mit dem Zorn getäuschter Erwartung, nährt nicht die Verachtung, die andren gilt. Jesus rät nicht an, was er nicht selber tut. Wer hinsieht, gewinnt für einen Augenblick, Einblick in das innere Sprechen des Jesus.

*

Das Erscheinungsbild läßt keinen Schluß zu auf die innere Gestalt. Im Verborgenen bleibt der immerwährende Fluß des Betens. Manchmal tritt es an die Oberfläche. Jesus hat es wahrgenommen. Auch ein Frommer sieht nur das, was vor Augen ist - und was er zu bemerken imstande ist: 'Ich bin nicht wie die andern Leute!'

Frömmigkeit ist ein Zeichen der Unterscheidung. Er hat Recht, der Fromme, er ist nicht wie andre Leute. Jesus hat auch zugegeben, daß einer angenommen wird, ein andrer verworfen wird. Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, der Zöllner, der ihm ein Ärgernis darstellt, sind zu erkennen in ihrem Anderssein. Es gibt auch andre Merkmale der Unterscheidung. Ob es in dem Andren betet 'allezeit', ist nicht zu erkennen. Die Frömmigkeit versucht nicht, es zu erfahren. Der fromme Mensch ist befaßt mit seinem Beten und sucht nicht nach einem Zugang zu der inneren Welt der fremden Gestalt. Er sieht auf sein eigenes Tun. 'Ich faste, ich gebe: ICH –”

Auch auf dem Sünder liegt die Last, daß er nicht so ist wie andre Menschen, wie fast alle Menschen erscheinen. Er gehört als Sünder nicht zu den Auserwählten. Er ist im Unrecht.

'Gerechtfertigt ist dieser, nicht jener' urteilt Jesus. Der, der vorne steht, legt auf sein Urteil keinen Wert, er sieht nicht die Gerechtigkeit darin. Der allgemeinen Meinung nach gehört Jesus eher zu den 'andren' Leuten, zu den Ungerechten, zu denen auch, die Verwerfliches zum Beruf gemacht haben.

Verborgen, unsichtbar, fließt ein Strom des Betens, trägt Bitten, Flehen, das Rufen nach Erbarmen und Angerührtsein. Aus vielen Rinnsalen ist der Strom gespeist,

genährt von Bitterkeit und den Klagen, die aus dem Elend kommen: Ein Fluß heimlichen Weinens um verlorene Lebendigkeit, um nicht geratenes Dasein. Erfüllung war versprochen.

Von einem Gut hatte Maria gesungen, mit dem die Leere gefüllt werden soll. Worte nur zeigen an, daß eine Seele rief: 'Schaffe mir, Gott, Recht vor meinem Widersacher!' Worte weisen auf Frömmigkeit hin: <'Gott, sei mir Sünder gnädig!') Er sah nicht auf die Andren hin. Die Frau suchte nach jemandem, der sich ‚nicht vor Gott fürchte noch vor keinem Menschen scheue.' Sie selber fürchtete die Menschen und hatte selber auch Angst vor Gott Sie suchte nach jemandem, der ihr Schutz gewährt.

Sie mußte: 'Bitte!' sagen, war zum Betteln gezwungen. Der Richter hatte Abgrenzungen um sich, die ihn vor den Andren schützten, damit er keinen Menschen zu scheuen brauchte. Niemand kam an ihn heran. Nur das Begehren, das aus der bedrängten Frau sprach, durchbrach seine Grenzen und überwand die Sicherungen gegen den Strom des Begehrens nach Gerechtigkeit und Wahrheit und Hilfe.

'Mehre uns den Glauben!' haben die Jünger gesagt. 'Stärke unsre Aufmerksamkeit für den Fluß des Betens in uns.' 'Es ist in euch - das Reich Gottes!' hat er gesagt.

'Wo?' fragen Menschen, die in ihren Rechten sicher wohnen und das Bitten nicht nötig haben. 'Wo!' sagen die Menschen, die das Erbarmen nicht brauchen und auch nicht zuwenden da, wo es notwendig wäre.
'Wo?' Mitten unter euch!' ist die Antwort.

<'Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das tut ihr ihnen!'> war eine seiner Aussagen, die denen ein Recht zusprechen, die 'Bitte!' sagen müssen. Werden sie einmal Antwort und Gehör finden? In Kürze - oder in -weiter Ferne - hinter Horizonten verborgen, die sie nie überschreiten werden: so weit wie sie wandern müssen oder

erst dann, wenn sie ihre Seele verlieren und ihr zum Leben verhelfen.
'Mitten unter euch!' geschieht das alles.

Zwei sind im Tempel. Der eine ist verworfen, der andre wird gerechtfertigt. Der eine spricht die Wahrheit seines Lebens aus, als Dank, den er anbietet und wofür er Dank erhofft dafür, daß er nicht sein muß wie die anderen Leute. Nicht wie die anderen Leute muß einer sein, der vor Gott hintritt, in seinem Tempel um zu beten. Aber er muß auch nicht sagen: 'Schaffe mir Recht vor meinem Widersacher!' Es gibt keinen Widersacher, der sein Recht streitig macht oder nach seinem Leben oder nach seiner Seele steht. Er sucht danach, seine Seele zu erhalten und kann deshalb nicht sein wie die andren Leute.
Der Andre steht von ferne.

Auch im Heiligtum steht der Widersacher einer Seele vorne, sichtbar, erhöht, und darf herabsehen auf einen, der nichts gilt Der eine wird angenommen, der andre geht verloren.

Der Andre besitzt keine Anschuldigungen, die er abladen könnte. Er schlägt sich selber, die Lasten seines Daseins schlagen auf ihn selber zurück. Sein Recht ist verdorben, seine Seele schon verkommen und verloren. Er ist der andren nicht mehr gewahr. Er ist bei sich selbst und bei dem Gespräch seines Herzens mit Gott.

'Herr, gehe vor mir hinaus!' hatte der Mann gesagt, der ihm dann mit den andren nachfolgte. 'Ich bin ein sündiger Mensch!' hatte er gesagt. Er war nicht mehr zurückgekehrt in den Alltag, er hatte alles hinter sich gelassen. Er ist mitgegangen, damals, als alles anfing.

'Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden' hat Jesus gesagt und daran geglaubt. Aber das ist nicht die Regel unter Menschen. Der Himmel hat seinen Blitz noch

nicht über die Erde und die Menschengeschichten hinfahren lassen, der alles ins Licht getaucht hätte.

'Gott urteilt', sagen Menschen, 'Gott nimmt an und verwirft', sagen sie, aber in Wirklichkeit, nicht erhellt von dem Blitz, der vom Himmel zur Erde fährt, urteilen und verurteilen die Menschen anstelle ihres Gottes.

Tag und Nacht rufen, ein Beten allezeit - das ist der Ausdruck des inneren Tuns des Jesus. Das ist der Glaube, nach dem er fragt, ob des Menschen Sohn diesen Glauben findet. Jeder wird gefragt werden, ob der Glaube solches tut.

Der Weg führt nach Jerusalem.

Dort wird sich entscheiden, ob Gott Recht verschafft seinem Auserwählten: <Wer sich selbst erniedrigt - der wird erhöht>. Es wird sich erweisen, ob es ein Rechtschaffen vor den Widersachern gibt, Hilfe und Schutz vor dem Widersacher, der dem Leben entgegensteht.

Die Frau hängte ihr Herz an das bißchen an Recht, das ihr unter den Menschen zustehen müßte. Nicht ihr Fall machte dem Richter Mühe, sondern sie selber machte sich ihm zur Last, hängte sich an ihn. Er war nicht ihr Freund, zwischen ihnen war kein Band. Er scheute, was auf ihn eindringen wollte.

Aus den Finsternissen des Vergangenen rufen verlorene Seelen, die ihre Seele nicht bewahren konnten und vergeblich baten in allen Sprachen der Welt: 'Recht vor den Widersachern!'

Wütend hatte sich Jesus hinreißen lassen zu seinen Ausbruch: <'Besser einen Mühlstein um den Hals und ersäufen.'>

Da war er ungerecht, aber doch ein Richter, der bedrängt wurde durch die Stimmen, die lauten, die ganz stillen, die unhörbaren.

*

"Mitten unter euch!" hat er gesagt und das Wort der Erwartung unter sie gesät. Der Grund dafür war vorbereitet und der fruchtbare Boden hätte Frucht hervorbringen müssen. 'In euch!' ist gehört worden und das Inwendige in den Angesprochenen war von zur Äußerlichkeit gewordenen Frömmigkeit zugedeckt. Anstoß hat sein Reden bewirkt, als er zu ihnen gesprochen hatte: <'Euer Inwendiges ist voll Raub und Bosheit!'> (11,39)

Niemand möchte einen solchen Vorwurf auf sich sitzen lassen. Das Erscheinungsbild des äußeren Menschen muß gehütet bleiben vor den Klagen, die von andren kommen und auch vor der Last, welche die Erkenntnis der Wahrheit auferlegen könnte, die in jedem eingelegt ist.

'Wer sich selbst erhöht, der wird auch unter Menschen erhöht werden!' Das gilt in der Welt, das findet Bestätigung. Nur die Erwartung im Inneren glaubt dem Wort und findet in sich die Bestätigung des Glaubens daran. Bei Kindern ist das anders. Sie kommen aus dem Inneren und tragen den Keim des Glaubens und zu allen andren Möglichkeiten in sich. Sie können angerufen und geweckt werden. Aber ob die Prägung durch ihre Mitmenschen auch gültig wird für ihr Dasein, entscheidet nicht allein diese Umwelt an menschlicher Gestaltung.

Um die Gestalt des Inneren zu finden, hat schon mancher seine 'Welt' verlassen müssen.

Deshalb kommen sie und bringen ihre Kinder zu Jesus. Sie stoßen auf einen Widerstand, den sie nicht erwartet haben.

Die Abweisung kommt von den Jüngern. Bei allen, von denen Jesus sich anrühren ließ, haben sie gesehen, aus weichem Grund sie sich ihm näherten. Sie konnten die Hoffnungen und Verzweiflungen, die Bitten, das Flehen um Hilfe und Rettung aus dem Elend begreifen, aber an diesen Kindern ist nichts zu sehen, weshalb die Zuwendung Jesu als notwendig erscheinen sollte.

Die Kinder haben noch nichts erfahren und erlebt, was ihnen ein Recht gegeben hätte, von Jesus angerührt zu werden.

<Laßt die Kinder zu mir kommen!> weist er sie einfach an und vertraut darauf, daß in seiner Nähe und durch sein Berühren in den Kindern Antwortbereitschaft entsteht. Die Ahnung des Kommenden liegt schon auf diesen kleinen Leben. Vielleicht werden sie ihr Leben lang daran leiden müssen, weil sie nicht zu nutzenden Quellen ihrer Lebendigkeit gelangen können.

Schwer wird es werden zu entdecken, daß 'ihre Seele ein wasserreicher Garten' ist, wozu sie geschaffen worden ist. (Jer 31) In der Vergangenheit war es eine Drohung und ein Wort der Hilfe zugleich, als es hieß: *<'Ich zürne nicht. Sollten aber Disteln und Dornen aufschießen, so wollte ich über sie herfallen - es sei denn, sie suchen Zuflucht bei mir und machen Frieden - ja, Frieden mit mir.>* (Jes 27.4) Erst wenige im Volk ahnen, daß die Samen dieser Disteln und Dornen übers Land geweht werden.

<Siehe! Ich schreie: Gewalt! Und werde doch nicht gehört. Ich rufe - aber kein Recht ist da.> Was in der Vergangenheit geschah, kann sich im Kommenden wieder ereignen. Was einem widerfuhr, kann auch zum Schicksal von Vielen werden.

<'Die Hand Gottes hat mich getroffen!'> hat der Leidende gewußt und sein Leiden nicht als Schuld andren angelastet. (Hiob 19) 'Gott hat mir den Weg verbaut!' hat der Mensch, der nicht zum Himmel aufblicken wollte, gespürt. Er wollte nur bei Gott Erbarmen finden und daß sich ihm wieder ein Weg öffnet, wenn Gott es will. Er hat die Schuld nicht auf andre abgeladen. Er wollte kein Gutsein vorweisen, hinter dem er sich verbergen konnte. Zuflucht und Frieden wollte er finden.

Zuflucht und Frieden ist mitten unter ihnen, als Jesus die Kinder berührt. Die Jünger sind betroffen, als Jesus befiehlt: <'Laßt die Kinder zu mir kommen!'>

Für einen Augenblick sehen sie zurück auf die vertrauten Kindergeschichten ihrer Überlieferung. Sie erinnern sich der Menschen, unter denen sie lebten, von denen sie getragen und genährt wurden und die sie auch bedrückten und bedrängten. Und manchmal auch ihnen ihr Recht verschafften. Und haben: 'Vater!' und: 'Mutter!' gerufen und meinten nicht nur die Männer und Frauen, die ihnen Vater und Mutter waren, die selber Lasten trugen und bedrückt waren und andre bedrücken mußten. Sie legten sich auch ihren Kindern als Lasten auf und suchten nach Zuflucht und wollten Frieden.

Noch ist der Kreis klein, wo jeder beim andren sehen kann, was an Weg hinter ihm ist. Jeder war selber ein Kind. Einige unter Ihnen, die Vater und Mutter, Frau und Kinder verlassen haben, damit sie mitgehen konnten, spüren etwas von der Last, die auf ihren Angehörigen, auf den Kindern vor allem liegen mochte - wo finden die ihre Zuflucht?

<'Ich weiß nicht, wo ihr her seid!'> (13,27) hat er zu verstehen gegeben. Er muß nicht sagen: 'Ich weiß, wo ihr her seid, ihr Auserwählten meines Vaters im Himmel!' Jesus weiß, woher sie kommen und wo sie hingehören.

Sie nehmen die Kinder an die Hand, schieben sie zu ihm hin: 'Geh!' 'Du auch, damit er dich nicht übersieht!' 'Er soll dich sehen!' 'Nun geh schon hin!' 'Du sollst nicht zurückstehen!' Denn es gibt die Kinder, die sich auch dabei nicht nach vorne drängen, die unwillig die Hand ihres Vaters, die Hand ihrer Mutter abwehren, die sich ihnen auf die Schultern legt und wollen doch auch gesehen und gerufen werden. Kinder treten vielleicht auch zurück, damit ein anderes Kind nach vorne gehen kann, denn sie selber verlieren nichts dabei, weil Zeit da ist und Jemand, der nach allen sehen möchte und niemanden verloren gibt.

Kinder treten ein in ihren Kreis, sind endlich auch Hervorgeholte, Auserwählte und werden gesegnet. <'Wer nicht das Reich Gottes annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen!'> sagt er.

*

Was muß ich tun 18/18

Mit einem 'und' geht die Geschichte weiter. Und ein Oberster stellt daraufhin die Frage: <'Was muß i c h tun?'>

Oder: 'Was m u ß ich tun - damit ich auch das ewige Leben erbe'? Lächelnd hat er vielleicht zugesehen, wie Jesus die Kinder segnete. Den 'guten Meister' schiebt er vorneweg.

Der 'gute Meister' fragt schlicht zurück. 'Warum?'

Im achtungsvollen Wort der Begrüßung und der fordernden Anrede kommt die verborgene Mißbilligung zum Vorschein. 'Was soll einer wie ich wohl tun müssen. Er kann nicht im Ernst erwarten, daß ich mich auf mein Kindsein ansprechen lasse!' 'Güter Meister!' sagt der Oberste etwas von oben herab. Er hat sein Gegenüber damit erhöht und ihm

einen Rang zugeteilt, was zugleich wie eine Zurechtweisung wirkt. Die Grenzen sind abgesteckt. Es könnte ihm jemand zu nahe kommen.

Alle Leute sagen: 'Herr!' 'Meister!', bieten Titel der Verehrung und der Furcht, denn diese Anderen können einem etwas antun, wenn sie ihr Erhöhtsein nicht anerkannt fühlen, sie können zurückschlagen, wenn jemand ihnen zu nahe tritt, weisen Bitten zurück. Nicht jeder kann fordern, gebieten oder ein Geschäft anbieten, damit man zu seinem Recht kommt. Wer bitte! sagen muß und zur richtigen Anrede gezwungen ist, ist schlimm dran.

Jesus entgegnet, fordert nicht, wehrt nicht, nimmt nur vorweg, was am Ende herauskommt: 'Niemand ist gut, ich selber nicht, die Meister nicht, der Herr ihm gegenüber auch nicht.' Aber die Gelegenheit wird ihm gegeben, sein Gutsein zu erweisen, worauf er antworten kann: <'Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf!'> 'Das alles!' und er meint damit die Bürde an Gesetzen, Regeln, Bräuchen, die einem wie ihm auferlegt ist und die er trägt, wie andre ihre Lasten tragen, die Knechte, die Arbeiter, alle die kleinen Leute und darunter stöhnen und seufzen, während er zwar auch trägt, aber mit Anstand und scheinbar mühelos. Ganz andre Lasten an Verantwortung, an Pflichten und Entscheidungen sind ihm auferlegt. Allerdings auch Rechte und Ehren und Möglichkeiten des Handelns, welche die andren nie kennen werden und nie haben können.

Jesus nimmt die innere Stimmung des Andren wahr und tut wie ein Arzt, der innerlich überschlägt, was es mit dem Gehörten auf sich hat. Dann sagt er, zu einem Ergebnis seines Nachdenkens kommend: <'Es fehlt dir noch eins!'>

Eins fehlt, obwohl sonst alles vorhanden ist, eins, was nicht zu erben ist, was nicht erworben werden kann, weil es niemand hat und auch nicht von irgendwem zu übernehmen ist.

Reich und jung war der Mann, von dem Matthäus (Mt 18) erzählt, noch nicht ganz so festgelegt, und beides ist glaubwürdig, das von dem Hochgestellten, dessen Stellung unter den Menschen das Gefühl des Mangels im Zusammenhang der Gemeinsamkeit übrig läßt und den Zwang zur Rechtfertigung auferlegt und dem jungen Reichen, dem noch etwas fehlt, um wirklich reich zu sein, nicht in den Augen andrer, aber in seinen eigenen, und gelernt hatte, immer nach einem: 'Was noch?' zu fragen.

'Was fehlt denn nun noch, was muß ich noch tun, um etwas zu erreichen, damit ich anerkannt werde, damit die Andren zufrieden sind mit mir, ich an dem Platz stehen darf, der mir zukommt?'

Um ein Herr zu sein, ist die Erfüllung eines ganzen Programms nötig, Erziehung des äußeren und und Formung des 'inwendigen' Menschen. Er darf nicht so werden wollen 'wie alle Menschen', er muß über Härte, über kalkulierbare Zugriffs- und Aneignungsfähigkeiten verfügen, braucht aber keine soziale Existenz zu leben, denn ihm ist alles vorgegeben. Die Welt ist für ihn schon eingerichtet, das Muster der Auserwähltheit trägt er in sich. Die Welt der andren trägt, schützt ihn, festigt und macht etwas aus ihm.

Seine Bevorzugung erscheint ihm als natürlich. Und alles scheint zu geschehen ohne die 'Schmerzen seines Gewordenseins'.

Aber er trägt auch an einer Last, aber diese Last ist ihm das Leben. Wohin ginge seine Kraft, müßte sie nicht an dieser Last tragen? Beschämung kennt er nicht, denn er ist niemandem etwas schuldig, außer den Vorbildern seines Standes natürlich. Seine Lebensmuster sind vorbereitet und bewährt. Ihm muß niemand die Gebote vorhalten. Selbstverständlich wird in seinem Stande und in seinen Kreisen nicht gestohlen, nicht gemordet, selbst notwendig werdendes fälschendes Zeugnis ist rechtlich abgesichert.

Die Werkzeuge und Waffen des Rechtes werden richtig eingesetzt.

Die Leute, die unter ihm sind, glauben, daß Menschen seiner Art große Lasten zu tragen haben, obwohl ihr eigenes Dasein die größeren Lasten trägt, auch wenn es ihnen nicht klar ist.

Seine soziale Rolle deckt sein Inwendiges ab gegen den Blick von außen, wie sein ganzes Dasein geschützt ist gegen die möglichen Anfragen, welche aus einem fremden andersartigen Bereich des Lebens kommen können. Er hat sich eingelassen auf ein Gespräch mit diesem Vertreter einer scheinbar bekannten, aber doch fremden Welt anderer Erfahrungen, ihm nicht zugänglichen Wissens und Erkennens: da ist jemand auf Wegen gegangen, die er nie gehen könnte, da hat jemand Grenzen überschritten, an die er selber nie rühren würde. Auf die Kindlichkeit, die andere in ihr Erwachsenendasein mitnehmen, hat er schon lange verzichtet, und er läßt auch nicht zu, daß noch einmal daran gerührt wird, daß noch einmal hochkommt, was ihn seitdem angetrieben hat, bis aus ihm ein großer Mann geworden ist.

Er verfügt über seine Welt wie über sein Inneres. Er hat von Kindesbeinen an gelernt, sich auszurichten nach allem, was verlangt wurde, durch Vater, Mutter, die Familie, die Welt der Vornehmen und Reichen, durch die Überlieferung.

Der 'Meister' kann ja nichts wissen von Tradition, von der Ausstattung, die ihm zu Gebote steht und von den Praktiken, sich die Herrschaft über andere zu sichern und mithalten zu können im Ringen um den Wohlstand, der auch nicht einfach zu erben ist, wie vielleicht das 'ewige Leben'. Jesus ist nicht gerade belohnt worden durch die Wirksamkeit zahlreicher Entschädigungen, die seine Umwelt und Mitwelt ihm zuteil werden ließ.

*

Jenen Menschen gab es in der Schrift, Hiob, einen Reichen, dessen Geschichte einem erst bewußt machte, was einen in Wirklichkeit von den kleinen Leuten trennt, denn er hatte beide Existenzen gelebt, nicht aus freiem Willen. Auch in der abseitigen sozialen Umwelt, in der gezwungen war zu überleben, hatte er nicht vergessen, wer er gewesen ist: <'*Wenn ich ausging zum Tor der Stadt und meinen Platz auf dem Markt einnahm, dann sahen mich die Jungen und verbargen sich scheu, und die Alten standen vor mir auf, die Oberen hörten auf* zu *reden und legten die Hand auf ihren Mund, die Fürsten hielten ihre Stimme zurück. Denn wessen Ohr mich hörte, der pries mich glücklich, und wessen Auge mich sah, der rühmte mich. Der Segen des Verlassenen kam über mich und ich erfreute das Herz der Witwe.*

Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog, und mein Recht war mir Mantel und Kopfbund. I c h war des Blinden Auge und des Lahmen Fuß. I c h war ein Vater der Armen, und der Sache des Unbekannten nahm i c h mich an. Sie hörten mir zu und schwiegen und warteten auf meinen Rat. Nach m *e i n e n Worten redete n i e m a n d mehr. Wenn i c h ihnen zulachte, so faßten sie Vertrauen, und das Licht meines Angesichtes tröstete die Trauernden. Wenn i c h zu ihnen kommen wollte, so m u ß t e ich obenan sitzen und thronte* wie *ein König unter der Schar.>* (Hiob 29)

Klar und wissend ist beschrieben, was das Bewußtsein eines Ichs ausmacht, das oben ist. Alles, was Menschen geben können, ist für ihn da. Ihm wird Platz gemacht, ihm wird der Weg freigemacht. Ihm widerspricht niemand, selbst die Fürsten zögern, gegen ihn die Stimme zu erheben. Ihm wird Zutrauen geschenkt, sein Angesicht ist es, das tröstet, sein Zulachen genügt schon, damit sie vertrauen.

Er sieht sich selber gezwungen, obenan zu sitzen und muß sich wie ein König behandeln lassen. Die Leute kommen ohne 'ihn nicht aus.

ER erhält den Segen der Verlassenen, das Herz der Einsamen wendet sich ihm zu - seine Menschlichkeit spiegelt sich in den anderen, und sie sind ihm deshalb dankbar. Und Gott selber sieht auf ihn, achtet ihn, schützt ihn - Gott ist ein Teil seiner Welt. Er weiß es, die Anderen wissen es. Auch wenn Gott fern ist, so kennt Gott ihn.

"Woher kommst d u ?" hatte Gott gefragt. Woher kam der Bote der Welt, der als Engel denen zugehörte, die um Gott waren ?

Woher kam er, daß er sich fragen lassen mußte? Es ist eine große Ferne, aus der dieser Engel herkommt. Aber einer ist es, den Gott dort kennt, in jener fremden fernen Welt, jenen Hiob. Nach ihm geht die Frage. Nach einem nur wird gefragt. Nach den Anderen jedoch, nach dem, was über die Vielen hintreibt, sie zerreißt, sie quält, wie sie sich gegenseitig schinden, geht die Frage nicht. Es ist nicht zu berichten und mitzuteilen im Glanz der Engel.

Hiob hat sich mit dem Gewand und seiner Rolle, die ihn schützt, schon lange verwechselt, ausgewechselt das menschliche Herz und den Anruf des eigenen Selbst.

Dann kam der Zusammenbruch. Alles war fortgenommen, was ihn umkleidet hat. Er war nur noch ein Mensch unter vielen andren Menschen. Was ihn zum Menschen gemacht hatte, war verloren: *<Jetzt verlachen mich, die jünger sind als ich, deren Väter ich nicht für wert geachtet hätte, sie zu meinen Hunden bei der Herde* zu *stellen, deren Stärke ich für nichts hielt, denen die Kraft dahinschwand, die vor Hunger und Mangel erschöpft sind, die das dürre Land abnagen, die Wüste und Einöde. Aus der Menschen Mitte werden sie weggetrieben: man schreit ihnen nach wie einem Dieb; an den Hängen der Täler wohnen sie, in den Löchern*

der Erde und in Steinklüften zwischen den Büschen schreien sie, und unter den Disteln sammeln sie sich - gottloses Volk ohne Namen!>

„Gottlos' sind sie, die keinen Namen haben.

Aber er selber ist unter ihnen noch viel weniger: *<Sie verabscheuen mich, halten sich ferne von mir und scheuen sich nicht, vor meinem Angesicht auszuspeien.>*

Ihre Stärke hielt er für nichts, weil nichts von ihrem 'in der Welt sein' beweisen konnte, daß sie Kraft und Stärke hatten, weil sie keine Mittel hatten, um zu demonstrieren, daß auch sie Menschen waren: Lebewesen ohne Land, ohne Herkommen, ohne Namen.

Sie konnten sich keinen Namen machen, fristeten als Asoziale ihr bloßes Dasein.

*

'Das alles habe ich gehalten!' sagt ein junger Mann, steht da, sieht Jesus an: 'Was soll ich noch tun?'

'Das alles habe ich gehalten!' sagt der Herr, wartet, sieht an Jesus vorbei, 'Was habe ich davon?'

Die Erfüllung aller Gebote hat ihm keine Erfüllung gebracht. Das Gefühl eines Fehlens geht mit, weil sein Gewissen geschärft worden ist, jeden Fehler zu merken, alle Sicherungen zu beachten, die einen vor dem Absturz schützen.

Dann hört er die Stimme: "Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast - und dann - dann kannst du kommen, um nachzufolgen."

Dann wendet sich Jesus denen zu, die ihm nachfolgen und dafür verließen, was sie besagen und nun merken, daß Jesus dem Anderen, dessen Möglichkeiten und Ansehen ihnen hätte zugute kommen können, nicht entgegenkommt. Bei dieser Forderung kommt sie das Entsetzen an.

Jesus wendet sich ihnen zu und sagt dann: <'Ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen!'> Sie, die zu den Armen gehören, werden von der Furcht beschlichen bei dieser Vorstellung, die über die ausgesprochen wird, von deren Wohlergehen sie abhängig sind. Von deren Entscheidungen hängt ihrer aller Geschick ab. Für die Armen scheint keine weitere Aussicht zu bestehen, als daß sie als Arme ihr Leben fristen müssen und sich zufrieden geben müssen mit dem, was von der Herren Tische für sie abfällt. <Wer kann dann selig werden?> fragen sich die Jünger.

Wer kann sich dann noch retten, wenn schon den Reichen keine Möglichkeit mehr bleibt, die alles erreichen, was sie wollen und selbst in den Untergängen immer noch den Kopf oben behalten?

In der Erzählung steht: <Jesus sah sie an -> Er sieht diejenigen an, die sich für seinen Weg entschieden haben und bereit sind, wirklich zu tun, was er von ihnen fordert und doch nicht wirklich glauben können, daß am Ende des Weges Erfüllung steht.

Sie sehen in diesem Augenblick etwas von der Forderungskraft, die aus einer Erfahrungswirklichkeit herkommt, für die sie nur blasse Namen haben und in die einige von ihnen nur für Augenblicke hatten hineinsehen können.

Wenn schon die Reichen nicht ins Himmelreich gelangen können, wie soll es dann den vielen Anderen gelingen?

Die Reichen können nicht zu Armen werden, wie auch die Armen nicht reich werden können. Die heimliche Frage geht mit, begleitet von der tiefsitzenden Mißgunst, die jedem entgegengebracht wird, der reich ist und die selbst dem gestürzten Hiob entgegenkam, der auf die Solidarität der Armen und Elenden angewiesen war. Da er nichts mehr hatte, worüber er verfügen konnte, konnte ihm das Dasein als Elender auch nicht gelingen. Dazu war er genauso wenig

geschult und ausgebildet wie der junge Herr oder der Obere, der für die Verwaltung des Reichtums sozialisiert worden ist und nicht bestehen kann unter den harten Bedingen einer ihm fremden sozialen Schicht, wo mehr Stärke abverlangt wird, als er aufzubringen fähig ist.

Die Geschichten von den Armen und Elenden werden nicht erzählt und werden nicht berichtet: Erfolgreiche ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Man muß glauben, daß sie genügend von der Kraft besitzen, um es sicher 'hinauszuführen', wie Jesus das nannte (14,28).

Hiob war seinen Weg weitergegangen, als Gott für ihn nicht mehr derjenige war, der behütete und bewahrte und über alles wachte, was das Dasein sicherte. Als Bericht einer Erfüllungserfahrung ist seiner Geschichte keine Anerkennung geworden.

Auf den 'Stühlen des Mose' wurde ihm kein Platz eingeräumt. Die Geschichte eines Offenbarwerdens der Wirklichkeit und des Leidens eines Menschen blieb seltsam verborgen.

*

Der junge Herr "ging betrübt von ihm". Der, der ein Oberster war, „wurde traurig, als er das hörte". Er mußte ahnen, daß ihm immer etwas fehlen würde.

Er litt an dieser Trübung und der andre nahm von dieser Begegnung die Traurigkeit mit sich und vermochte doch nicht einzutauschen das, wovon er sein Dasein bezog gegen etwas, was erst in der Verheißung nahe ist.
Es hat nicht gelangt zum: „Erbarme dich mein".

*

18/28

"Siehe, wir haben alles verlassen. Was wird uns dafür?" fragt Petrus im Anschluß an diese Begegnung.

'Was wird nun daraus?' fragen die Jünger, nachdem sie alles verließen, nachfolgten und nun eine Antwort brauchen. <Es ist niemand, der ein Haus verläßt oder Weib oder Brüder oder Eltern oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben!>

Jesus verspricht viel, zu viel, denn eben war nur vom Verlassen des Reichtums und des Besitzes die Rede.

"Sieh auf uns! Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt! Was haben wir davon?" Vorwurf ist in der Frage. Mißtrauen wagt sich hervor, ob er genug Kraft hat, die aus ihnen verborgenen Quellen kommt, um sein Werk zu vollenden, auch an ihnen.

Jedoch hat der Herr, als er sich von ihnen wandte, einen Blick werfen können auf die, die mit Jesus gehen und bei denen einem auch der Gedanke kommen konnte, ob man sie zu den Hunden der Herde stellen könne - Menschen, die jede Sicherheit aufgegeben hatten, die Boden und Besitz geben und Verantwortung abverlangen. Ihre Stärke bedeutete ihm nichts, weil nicht sichtbar war, was sich damit aufbauen und bewirken ließ. Eine neue Synthese wirklicher Solidarität konnte daraus erwachsen, welche einen anderen Grund hatte als die Schicksalsgemeinschaften, in denen sich die Menschengruppen geformt haben.

Er hatte auch seinen Grund gehabt, um seine Frage an Jesus zu richten. Er hatte alles getan, was ihm auferlegt war und doch nach einem Vollkommenen gesucht. Er war ein freier Mensch, er hätte auch seine vielen Güter und seinen Stand und alles, was ihn 'zum Menschen machte', verlassen können. Aber gerade dieses Können war ihm nicht gegeben.

Dazu war er nicht trainiert worden, auch ohne die Stützen des Reichtums zu existieren, vielleicht sogar mit Leuten zu !eben, die vor einem ausspuckten, einem nicht den

Weg freigaben, nicht vor einem aufstanden oder den Mund hielten, wenn er sein Wort gesprochen hatte.

Er vermochte es nicht zu ertragen, unten anzustehen, wenn andre oben saßen und Verehrung und Ansehen auf sich zogen. Er konnte jedoch sein Erbe und seine Last auf sich nehmen, auch wenn er dabei wußte, daß ein Zwiespalt in ihm blieb, weil der andre Weg auch gangbar gewesen wäre.

Aber seine Traurigkeit und die Trübung seines Inneren würde zufriedenstellende Kompensationen haben, denn auch die Armen werden nicht glücklich, wenn sie auch von den Bürden der Verantwortung frei sind, und sie haben einfach zu wenig, um sich zu trösten. Sie haben nichts, um vor dem eigenen Anspruch zu bestehen. Sie können sich nur vergleichen mit denen, die zwar auf den Zugang zum Reich Gottes verzichten müssen, aber sonst in ihrer Zeit alles haben.

*

Man könnte denken, daß Jesus auch jetzt fragen würde: 'Glaubt Ihr das?' und hätte eine Antwort haben wollen auf die Frage: 'Glaubt ihr wenigstens mir?'

Es sind auch diesmal nur Worte und es ist nur ein Mensch, der ihnen die Worte zuträgt und das Wissen, woher sie kommen und aus welchem Grund sie aufwuchsen.

Sie können nicht hinübersehen in die Zeiten, in denen die Gefäße herrlich sein werden, die für den Erhalt und als Denkmale für die Überlieferung gebaut werden würden und wo sie auf den Thronen sitzen werden, von denen Jesus zu ihnen geredet hatte.

Bilder würde es geben, aus Holz, aus Stein, das Leben der Lebendigen würde selber ein Zeugnis sein, Kirchen sich erheben über der Erde, Dome, Münster stehen über allen, Zeugnis ablegend von der Macht, die sich in ihrer Errichtung kundtat.

Glauben, Singen, Beten werden die Menschen, die nach ihnen kommen, nicht mehr unter den Disteln sich sammeln müssen in der Einöde. <Und es werden kommen vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Süden, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes!> Hineingenommen in das Sehen, hat er gerufen: <Und siehe! Es sind Letzte, die werden die Ersten sein !> (Kap 13.29.30)

"Sehet doch! Es ist alles bereit!" wird es heißen: und alle werden sie hinsehen auf die, welche als Diener des Wortes und als Herren zugleich ihnen den Zugang gewähren, damit sie teilhaben an dem, was ihnen zugesagt worden ist. Sie werden beten und glauben, in ihren Nöten, in ihrem Fürchten und in ihren Ängsten auf Antwort und auf Erfüllung warten.

Aber es wird auch eine Zeit sein, wo die Letzten immer noch Ausschau halten nach denen, die ihrer Brüder Hüter sind und darauf warten, daß die Regel Geltung hat: <*Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung sei ferne von euch samt aller Bosheit. Seid miteinander freundlich, herzlich und vergebt einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat*!> (Eph 4,31.32)

Aber auch in der zukünftigen Zeit wird die Bitterkeit, die Trübnis und die Traurigkeit, der Grimm im inwendigen Menschen diejenigen begleiten, die in Besitz nehmen konnten, was sie geerbt haben unter den Menschen, wenn sie das alles nicht eintauschen können gegen einen Schatz, den sie im Himmel haben könnten. Freundlichkeit jedoch und Herzlichkeit und Vergebung von Herzen sind die Kennzeichen, an denen abzusehen ist, ob einer auf den Schatz im Himmel zugeht.

Aber das kann auch zum Schein sein, der äußerlich gemacht wird und nicht von Herzen kommt.

Aber Bedeutung hat die Erscheinung, die gepflegt wird und nur so tut, als sei in ihr ein Hüter der Brüder und

Schwestern entstanden. wo es nur darum geht, zu den Ersten zu gehören und sich den Anschein der 'Letzten' zu geben, um Ansehen und Verehrung zu gewinnen, während die Letzten sich weiterhin unter den Disteln sammeln.

Jedoch die Ersten werden nicht angefragt, an welchem Schatz sie sammeln. Und die Letzten werden nicht aufgefordert, Fragen zu stellen und sich zu offenbaren.

"Worin stehe ich noch zurück?" hatte der Mensch, der ein Herr war, gefragt. "Was geht mir noch ab?" sagte er und blieb an der Grenze stehen, hinter der im Austausch gegen alles, was er hatte, die Vollkommenheit auf ihn wartete. Aber er wollte sich nicht auf die Solidarität der neuen Gemeinschaft und auf ihre Erfüllungsverheißungen verlassen. Er diente Gott weiterhin in überkommenen sichernden Regeln und Gesetzen.

Gott war ihm nichts schuldig und er blieb als Mensch Gott gegenüber auch nichts schuldig - und den ihm fremden Menschen war er auch nichts schuldig. Jemand wie er hatte es nicht nötig, etwas schuldig bleiben zu müssen.

Jesus hat bestätigt, was eigentlich schon alle wußten: All das ist unmöglich unter den Menschen Und er sagt: <'Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich!'>

'Bei Gott!' sagen die Menschen und spüren die andre Wirklichkeit, wo vieles möglich ist, wenn auch nicht 'unter Menschen'. Sie spüren den Strom der Worte, der manchmal zutage tritt wie eine Quelle, die aus einer Tiefe kommt, zu der niemand vordringen kann.

*

Seine Worte haben eben noch zugesagt: "Niemand wird ein Haus verlassen - oder seine Kinder - ohne daß er nicht vielfältig wieder empfange -!" Das war zu dem gesagt, der ihn gefragt hatte und daran trug, daß er verlassen hatte, was das Haus verspricht, die Frau verheißt. Niemand kann Kinder verlassen und sich einreden, er empfange vielfältig wieder - in dieser Zeit.

Aber Jesus verlangt von seinem Mitmenschen nur das, was er von sich selber auch verlangt hat, wozu er sich selber hingegeben hat. Aber er hat gesagt: „Laßt die Kinder zu mir kommen!" Es hat vielleicht in den Umstehenden gesprochen: 'Weil da keine Kinder sind, die er seine nennen kann.'

Ein Wandernder ist er, der überall zuhause ist, überall anhalten kann und aufbricht, wenn seine Zeit gekommen ist, bereit und fähig, mit jedermann in Beziehung zu treten, auf ihn einzugehen, den fremden Anderen, in seine Welt einzutreten, sich aufnehmen zu lassen, sich mitzuteilen, aus derselben Schüssel zu essen, aus der alle essen, darauf wartend, bis ein Andrer sich öffnet, ihn einladend, seine Kraft zu erweisen, seinen Glauben zu zeigen und sein Antworten, um dann wieder loszulassen und weiterzugehen.

Einige bleiben immer zurück, wissend, was der Andre mit sich fortträgt an Schätzen, und selber das behütend, was vom Wandernden einem zugekommen ist und von nun an wachsen wird, wie losgelöst oder erlöst von den Bindungen, die das Dasein ausmachen und jedem die Liebe gebend, deren es bedarf.

Viel von Jesus selber ist in diesen Worten erhalten geblieben. Hat er selber empfangen -in dieser Zeit - vielfältig - und erhalten, was er glauben mußte?

Oder denkt der Nachfolgende, heimlich, verborgen, oder ein gängiges Schema nachempfindend: 'Jesus war der Knecht,

ein Kind Gottes, war ein Sohn. Ihm konnte nichts geschehen, ihm war möglich, was bei Menschen nicht möglich ist?'

Wo er hinkam, gab *es* ein Haus für ihn -: Oder blieb er einer von denen, die nach den Häusern sehen und sich vorstellen, in diesem oder jenem selber zuhause zu sein, das Leben dieses Hauses mitzuleben, eine ganze Welt zu erleben von diesem einen Ort her, und Frau und Kinder zu haben und andre vorüberziehen zu sehen, ohne sich sorgen zu müssen, nach welchem Haus diese ziehen und wo sie hingehören und woher sie kommen?

Die Schicksale der Kinder dieser Welt, ihrer Welt, ist vor aller Augen - der wohlhabenden Kinder der Welt wie auch der armen Kinder dieser Welt - sie haben nur die eine Welt - in die sie eingefügt sind, die sie benutzen und von der sie benutzt werden - aber die Kinder des 'Reiches' - was haben sie mehr, als das Schicksal auf sich zu nehmen, das als Aufgabe ihnen zukommt und das dem des Menschen Sohnes ähnlich sein wird.

*

<'Seht! Wir gehen hinauf nach Jerusalem'> Sie gehen gemeinsam. Er nimmt sie mit auf einem Weg, der Verspottung, Geschmäht werden bedeutet. Von Geißeln und Töten spricht er. Auf den 'dritten Tag' weist er hin. Es ist schwierig, darin einen Sinn zu finden. Sie haben kein Verständnis dafür, als Verspottete, als Verhöhnte, als Verfolgte zu ihm zu stehen - wo es doch keine andre Bestimmung geben kann, als Kind dieser Welt zu sein.

Jeder gehört nur der Menschengruppe an, die Sprache, Dasein, Schicksal gibt; ihr hat jeder zu dienen und ist verpflichtet, ein Glied des Volkes zu sein, das am Leben hält.

Der 'Oberste' war ein Kind seiner Welt geblieben, er vermochte seine Welt nicht zu verlassen . Jeder bleibt in

seiner Welt, die hervorgebracht hat, die bestimmt und Schicksale lenkt. Vielleicht bleibt nur die Frage übrig und unbeantwortet, warum Gott das alles so zulassen kann - wenn es zu spät ist, auf die Stimmen von denen zu hören, die nicht nur Kinder ihrer Welt sind: 'Warum habt ihr das alles zugelassen!' 'Es ist mitten unter euch geschehen! Ihr alle wart beteiligt - !'

Er nimmt mit sich die Zwölf. <Es wird alles vollendet werden!> Das ist seine Gewißheit, seine Zuversicht. „Seht!" sagt er nur, "wir gehen, hinauf nach Jerusalem".

Wenn alles vollendet ist, wird des Menschen Sohn „ausgeliefert: - den Völkern". Wissen sie, was das Gesagte bedeutet?

Es geht über ihr Vorstellungsvermögen, was das Grauen der Seelen bedeuten wird, die 'das Alles' empfangen müssen.

Viele haben den Glauben, daß wenigstens einem von den Vielen, daß wenigstens Jesus es gelingen wird, was versprochen ist: *<'Ich habe ihm meinen Geist gegeben: Er wird das Recht unter die Völker bringen. Ich halte dich bei der Hand und behüte dich und mache dich zum Licht der Völker, daß du die Augen der Blinden öffnen sollst -'>* (Jes 42)

*

Wenn ich nur sehen könnte 18/35

Die Rede ist verborgen. Der Zugang gelingt nicht zu dem Gesagten. Trotzdem gehen sie mit auf seinem Weg.

Ein Blinder will wissen, was los ist. Er bettelt. Jesus geht vorüber, wird ihm gesagt. Da schreit er: 'Erbarme dich mein!'

Ein Bettler schreit. Jesus hat nichts, was er einem Bettler geben kann. Der Bettler belästigt nur die Leute, Blindheit ist sein Schicksal. Niemand kann sich all des

Leides erbarmen. Es hat keinen Sinn, sich deswegen beunruhigen zu lassen.
Der Weg nach Jerusalem 'ist noch weit.

*

Auch an Jericho hängen alte Geschichten. Es lag ihnen auf dem Weg, als sie als Fremde kamen. Eine Frau, die ein verächtliches Leben führte, bot den heimlichen Kundschaftern eines fremden Volkes Unterschlupf und Zuflucht, verhalf zur Flucht, ahnte schon, was kommen mußte, als sie ihre menschliche Pflicht an den Gästen tat: Vorboten des Unheiles waren sie - Boten des Verderbens - nicht aufzuhalten, was da näherkam Verschont wurde sie und ihre Familie - verschont, wo alle andren vernichtet wurden. (Jos 2) Ihr Leben lebte weiter in ihrem Sohn, der zum Stammbaum des Joseph gehört. (Mt 1)

*

Jesus bleibt stehen, läßt sich aufhalten: <'Was willst du, daß ich dir tun soll?“ Er nötigt ihn, er zwingt ihn, das auszusprechen, was er von ihm hören will. Der Mann ist nur ein blinder Mensch, einer von vielen. 'Erbarme dich', kann er sagen. 'Erbarmung' wird noch manches Leben flüstern aus dem Staub, in den es getreten ist. Ein armseliges Leben bittet: '...daß ich wieder sehen möge'. Nichts weiter als das. Nicht mehr als das.

Es ist diesem Leben gleich, ob der Weg Jesu verborgen ist, ob sein Reden verstanden wird, ob sein Prophezeien richtig ist. Aber vor diesem armen Leben kann Jesus sich erbarmen, die Blindheit aufheben - die Augen öffnen, zu Ohren, die hören, sagen: <'Dein Glaube hat dir geholfen'>.

Das wenigstens ist zu begreifen, daß Gehör geöffnet werden kann, daß Augen zum Sehen verholfen wird. Daß

Antworten sein muß, wenn ein Leben: 'Bitte!' sagt, um Erbarmen fleht.

Ein Blinder! Einer. Von einem, dem die Augen geöffnet werden und seinem Glauben, der ihm hat helfen können, ist der Weg weit bis zum Licht der Völker.
Jesus will von diesem Einen den Erweis seiner Beauftragung.

Das Hüten und Bewahren des Überkommenen als Bedingung für das Erben des angesammelten Reichtums reicht nicht aus, gibt keine Bestätigung des Auftrages her.

Und doch müssen die Augen auch dafür geöffnet werden, daß hinter dem 'Gehüteten' der Überlieferung, der Schrift, die Sprache und das Lebendigsein der Menschen entdeckt werden muß, die zum Erkennen und Wissen kamen, auf ihren Wegen.

Worte blieben als Nachklang, als Widerhall. Das 'Sagen' ist dem Nicht-Verstehen, dem Vergessenwerden, der Nicht-Bedeutung ausgesetzt. Immer wieder wurde 'gesagt'. Botschaft kam und ihre Verkünder. Bei vielen Worten, in denen 'gesagt' wurde, kamen die Worte nicht an, trafen auf keinen Grund, der eine Resonanz hätte bilden können, trafen auch nicht auf die Erfahrungen, welche das Wort aufgenommen hätten.

*

auch nur einer von 'denen' 19/1

Der Weg führt durch die Stadt. Ein Oberster wenigstens, wenn auch nur der Zöllner. Mit der herrschenden Macht hat er sich zusammengetan, ist reich geworden dabei. Und fühlt sich gedrängt, Jesus zu sehen und zu prüfen, wer er ist. Es ist ihm nicht so wichtig, was die Leute von ihm denken, als er den Maulbeerbaum besteigt. Aber ihn hat sich

Jesus herausgesucht, als er zu ihm aufsieht und dann sagt: <'Ich muß heute in deinem Haus einkehren!'>

Auch ein Oberster der Zöllner muß sich überlegen, wen er sich ins Haus holt, auch wenn der Gast sich selber einlädt. 'Er muß!' sagt er. Warum bei ihm - und nicht bei andren? Auch ein Wandernder wie Jesus sollte sich überlegen, bei wem er einkehrt. Oder braucht er eine Zuflucht? Glaubt er nicht mehr, daß die besseren Leute ihn aufnehmen? Fordert er nicht mit Absicht das Murren vieler andrer heraus?

Wenn Jesus untergeht in Jerusalem, was Gott zu verhüten weiß, dann droht auch ihm Verderben, da wird auch ein roter Strick am Fenster nicht mehr helfen.
<'Auch er ist Abrahams Sohn!'> 'Auch er' - wie Jesus selber: <ein Sohn Judas, ein Sohn Jakobs, ein Sohn Isaaks, ein Sohn Abrahms, ein Sohn Noahs, ein Sohn des Enos, ein Sohn Seths, der war ein Sohn Adams - der war Gottes.> Siehe! Ein Sohn Abrahams teilt aus, gibt von sich Geld und Gut, macht gut, wo er gutmachen kann. Vertraut der Zusage des Jesus, hat ihm nicht nur das Haus geöffnet.

<Suchen und selig machen, was verloren ist -> Dazu kommt des 'Menschen Sohn': Des Menschen Sohn, ein Sohn Adams, der Gottes war'.

Er hat nicht gefragt, wozu Jesus bei ihm einkehren mußte. Er ahnte immer, daß er nicht der war, der er hätte sein sollen. Er war gezwungen, mehr Geld einzunehmen, als rechtens gewesen wäre, er mußte abzahlen, womit er sich sein Amt erworben hatte. Er hat teuer dafür bezahlt, daß er reich ist. Er verfügt nicht über die Mittel der inneren Welt, die ihm ein karges, aber ehrliches Dasein ermöglicht hätten. Er half niemandem mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, weil er Angst hatte: Angst vor dem Elend, Furcht vor dem Nicht-Haben, Furcht vor seinen Mitmenschen, Furcht davor, zur Rechenschaft gezogen zu

werden, Angst davor, als einer angesehen zu werden, der auf der 'andren' Seite steht, die aus dem Land Geld herausholt.

Er versucht zurückzugeben, er entäußert sich der Sicherheiten, die sein Dasein tragen, gefährdet sein 'Haus', über das Jesus sagt: <'Heute ist diesem Haus Heil widerfahren!'>

Er hat sich nicht versteckt gehalten hinter den Ausreden und Entschuldigungen: <'Du nimmst, wo du nichts hingelegt hast!'> <'Du erntest, wo du nicht gesät hast!'> Und dann, zuletzt: <'Ich fürchte mich vor dir - du bist ein harter Mann!') Die Gegenrede kommt schon entgegen: 'Ich ernte, wo ich nicht gesät habe?' 'Ich nehme mir, ohne gegeben und gearbeitet zu haben?'

Aber der Mann hatte keinen großen Anteil bekommen, seine Möglichkeiten waren beschränkt, er war nicht geschickt genug auf dem Markt der Möglichkeiten der Welt, um aus seiner Gabe etwas zu machen, um aus seinem Vermögen ein Vermögen werden zu lassen. Er steht nur da, demütig: 'Hier ist dein Kapital.' Er fürchtete sich, vor dem Herrn, der ihm Geld anvertraute, er fürchtete sich vor den Menschen, er fürchtete sich, das Wenige auch noch zu verlieren, das ihm zu nicht eigen war, er fürchtete sich vor der Welt und ihren Gesetzen. Er vertraute sich selber nicht - und traute der Gabe selber nicht. Er mißtraute einem Herrn, der davonzog und ihn alleine stehen ließ mit einem Auftrag, von dem er nichts verstand.

Er zog das Schweißtuch vom Hals, und packte die Gabe ein und vergrub sie, sicher versteckt vor Dieben und: auch vor sich selber. Er hat das anvertraute Gut nicht angerührt. 'Wenigstens das habe ich getan.' Verlegen steht der Mensch, beschämt gesteht er: 'Ich habe nicht vermehrt, aber auch nichts verloren, nichts abgezweigt, um es für mich zu verwenden.

Noch nicht einmal für die Menschen, die mir auch anvertraut sind, hab' ich's verbraucht. Und hatte Furcht, die ganze Zeit hindurch. Er hat sich nicht getraut zu sagen, daß der 'Herr' gut fordern kann, wenn er nicht weiß, wie ihm zumute war, 'Ich habe es nicht besser gekonnt -' steigt es aus der Seele eines mißlungenen Lebens auf. Dieses Erkennen ist seine Frucht.

Vielfältig gab der Mann in Jericho zurück. Vielfältig wird der Gabe der Gehorsam verweigert, vielfältig gehütet die Gabe, eingegraben, versteckt, verborgen gehalten, weil die Verantwortung zu groß ist, weil die Last der Verantwortung zu schwer erscheint.

Die Geschichte trägt nicht, was als Schluß kommt: <'Doch meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrschen soll: 'Macht sie nieder!'> Es ist wieder das sonst verborgene Drohen, das sich offen zeigt: Gericht soll sein und Richten von allen, die sich widersetzen: dem Auftrag, der Begabung, dem Betrautwerden mit dem 'Schatz' an Wissen und Erkennen, dem Vermögen von Erfahrung und der Sammlung von Worten, die Gott zu sagen ließ in einer langen Geschichte. Zu Feinden sind geworden, die der Wahrheit und der Gerechtigkeit nicht dienen wollten.

Jesus hinterließ das und ging weiter: nach Jerusalem -

*

Die Steine schreien 19/29

Ein Zeichen, eine Bestätigung, daß die Überlieferungen nicht versteckt, verborgen gehalten, vergraben worden sind, braucht er, will eine Antwort hervorholen, sendet ein Rätselwort, schickt zwei Jünger los mit dem Signalwort: <Der Herr bedarf sein!> Sie brauchen nur einen Esel

loszubinden und mitzunehmen. Sein Besitzer wird fragen: 'Warum tut ihr das?' 'Wozu braucht ihr meinen Esel?' 'Wer seid ihr?' und wird begreifen, daß von ihm erwartet wird zu verstehen, daß die Zeit gekommen ist, wo die Zeit wiederkehrt, von der es heißt in den Prophezeiungen: <Es *wird das Zepter von Juda nicht weichen - bis daß der Held komme: Er wird seinen Esel an den Weinstock binden und seiner Eselin Füllen an die edle Rebe ->* Gefährdung spricht auch da: 'Das Zepter wird nicht weichen von Juda, bis -.'

Was geschieht mit dem Zepter und der Krone Jerusalems, wenn der 'Held' kommt?

Aber vorerst heißt es nur noch einmal: <'Juda - du bist's!'> (1.Mose 49) <Dich werden deine Brüder preisen!>

'Deines Vaters Söhne neigen sich vor dir!' 'D i c h werden deine Brüder empfangen.'

Propheten sind getötet worden. Aber diesmal, diesmal wenden sie Jesus zu, was sonst ganz anderen galt: *<Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!>*

Und im alten Gebet stehen die Worte der Gewißheit: *<Ich werde nicht sterben, sondern leben - und des Herrn Werke verkündigen!>* (Ps 118) Im alten Gebet steht aber auch: *<Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und nicht sich verlassen auf Menschen>*

Der Beter hatte sein anvertrautes Gut nicht verborgen; aber auch, wer sagte: 'Ich fürchte mich nicht!' muß die Furcht gekannt haben, warum sollte er sonst gesprochen haben: *<Was können mir Menschen tun?>* Er wußte, was Menschen antun können. Wahrheit wird sich erst enthüllen.

Einige im Volk, fromme Leute, versuchen Jesus zu ermahnen: <Meister, wehre deinen Jüngern!> Sie wollen zur Vorsicht mahnen. Sie halten den Jubel einer kleinen Gruppe beim Eintritt in die Stadt nicht für angebracht. Da sagt Jesus

nur: <'Wenn diese werden schweigen, so werden die Steine schreien!'>

Einige von den Frommen haben wohl richtig verstanden daß, wenn erst die Jünger, die nun mit ihm gehen, schweigen, daß dann die Steine reden werden. Er steht still, sieht die Stadt, sieht ihr Schicksal, sieht und weint.

Es gibt wirklich keinen Grund zu Jubeln. Zu dieser Zeit, im Jetzt, muß Jerusalem erkennen, was zum Frieden dient. Aber es ist vor ihren Augen verborgen, was notwendig wäre. Einer ganzen Stadt die Augen zu öffnen, dazu ist Jesus nicht in der Lage; es bleibt nur das Weinen, aus Hilflosigkeit, aus der Erkenntnis, was auf sie zukommt - und auf alle Menschen, die von ihr abhängig sind. Es wird dem Land angetan, es wird der Geschichte des Volkes angetan. Es wird allen Kindern angetan, die noch kommen werden. Wenn die Menschen erst gegangen sind und Menschen schweigen müssen, dann schreien nur noch Steine. Viele Steine werden noch schreien in der Geschichte der Menschheit, die nicht erkennt, was zum Frieden dient.

Es wird immer Einige geben, die sehen und erkennen - und keine andre Möglichkeit haben als ihr Weinen, weil sie keine Stimme haben, die so laut wäre, daß sie auch gehört würde. Bis dann die Steine schreien - und es zu spät ist.

*

19/45

Es ist ein kärglicher Versuch, als er den gewohnten Betrieb im Tempel stört und einen Raum erschaffen will, der seiner Bestimmung gerecht wird, ein Bethaus zu sein: *<Mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker>* (Jes 56.8)

Er ist nicht der Erste, der über die Bestimmung des Tempels eifert und ihn fordert für ein Tun, das wirklich Beten ist.

*

2o/1

Er wird nicht der Letzte sein, der für diese Absicht die Ordnung des Tempels stört. Deshalb wird die Frage nach der Vollmacht, die Jesus als Begründung vorweisen kann, in aller Ruhe, im Gespräch unter Klugen und Weisen, als Rede und Gegenrede gestellt. Ein kluger Mensch, ein frommer und denkender Mensch hat ein Urteil über die Taufe des Johannes. Aber es ist auch nicht klug, sich gegen die Meinung im Volk zu stellen und sich selber zu bekennen. Also ist es am einfachsten, sich zum Nicht-Wissen zu bekennen. Also gibt es für Jesus keinen Grund, sich zu erkennen geben.

Trotzdem gibt er versteckt in einer seiner Geschichten zu erkennen, wer er ist und woher seine Vollmacht rührt.

Das alte Lied vom Weinberg

Er gibt einen Hinweis, wohin er gehört, wenn er auf die alten Geschichten und Lieder achtet, die andre vor ihm gesprochen und gesungen haben: < *Jerusalemer und Judäer! Richtet zwischen mir und meinem Weinberg! Warum - ?>*

Der Weinberg hat die Frucht nicht getragen, die erwartet werden konnte. Es ist gegeben worden - und wenig ist zurückgekommen. Es bleibt das: 'Warum?' 'Warum nicht?' In einem Bethaus' muß die Frage gehört werden, in einem Bethaus muß die Antwort gefunden werden. Warum geschieht das nicht in dem Bethaus, das 'der Tempel' genannt wird?

Nichts hat sich verändert, seit der Priester Zacharias am Opferfeuer seinen Dienst verrichtete.

Die Zeit ist gekommen, wo aufgerufen ist zu richten zwischen dem 'Weinberg' und dem Gott Israels:
<Denn der Weinberg des Herrn Zebaoth ist: Israel!
Und sein Lieblingsweinstock: Juda!
Er erwartete gerechteste Gerechtigkeit und sieht nur Unrecht, das zum Himmel schreit. (Jes 5.1-7)

Sie alle haben teil am Wissen und an den Erfahrungen ihrer langen Geschichte, sie alle sind berufen und auserwählt. Eine Gabe wurde gegeben, die Gabe wurde bewahrt - aber es ist nichts weiter dabei herausgekommen. Es ist noch immer wie in den alten Zeiten, als der Sänger stand und die Leute über ihn lachten: *<- es sind mißratene Kinder, die zu den Sehern sagen: Hört auf mit euren Gesichten! Und zu den Propheten: Prophezeit uns nicht immer die Wahrheit!*
Sagt, was uns schmeichelt, schaut, was uns Freude macht! Weicht ab von eurem Wege. Laßt uns in Ruhe mit dem 'Heiligen Israels'!> (Jes 3o)
Jetzt wird gerufen: <Das ist der Erbe!>

Ein Stein, den die Bauleute verwerfen, kann nicht zum Eckstein gemacht werden. Noch steht der Bau des Tempels als Zeichen für das Haus des Volkes - noch! kann nur Jesus denken. Für die Andren steht der Bau des ganzen Volkes sicher - die Ordnung steht, bei allen Zweifeln, obwohl die fremde Weltmacht droht. Unruhe muß nicht noch verstärkt werden in den Zeiten der Unsicherheit <Du lehrst den Weg Gottes recht!> Lob und Huldigung, um den Gegner einzufangen durch die Schmeichelei seines vermeintlichen Selbstdünkels.

Jesus weicht nicht ab von seinem Wege. Auch nicht, um geschmeichelt zu werden und Anerkennung zu finden.

Hinter der Macht, die nach ihrem bewährten Lebenszusammenhalt greift, steht Gesetz und Recht und die

Ordnung des Geldes. Geld wird zum Träger der gesellschaftlichen Synthesis, die den „Daseinszusammenhang der Menschen zu einer lebensfähigen Gesellschaft" vermitteln wird. (Sohn-Rethel)

Geld ist bereits im Umlauf und ist wichtiger als das Tempelgeld, das im Tempel die Wechsler einwechseln gegen das Geld ihres Alltages, das ihr Dasein beeinflußt. Als sie ihm das Geldstück vorweisen, das sie aus ihrem Beutel ziehen, stehen sie betroffen. Jesus hält ihnen vor, daß sie dem, woher das Geld seinen Wert erhält, auch dienen müssen. Oder sich entschließen müssen, Gott zu geben, worauf Gott Anspruch erhebt. Der Mann in Jericho hat den Versuch gemacht, mit Geld gutzumachen, was vielleicht nicht gutzumachen war. Die Leute, die ihm die Fangfrage stellen, haben vielleicht auch gutzumachen, was sie schuldig geblieben sind: Dem Kaiser, was dem Kaiser gehört!
Und Gott - was Gott gehört

Das wird gefordert in diesem Augenblick: 'Nun urteilt bei euch selber, nun entscheidet, sprecht euer Urteil über den Weinberg Gottes'. Da halten sie den Mund. Ein Urteil wird nicht gesprochen.

'Wes wird sein -?' war der Mensch angefragt worden, dessen Feld wohl getragen hatte. Wem wird der 'Weinberg' gehören?

Die Entscheidung steht an. Die Zeit dafür ist gekommen. Jesus ist kein Fremder, aber er erscheint fremd, als er als Erbe vor sie hintritt. Er muß nicht mehr fragen: 'Was muß ich noch tun?' 'Es ist unser Weinberg!' 'Er gehört uns!' müßte jetzt einer sagen. 'Jerusalem ist unser Erbe!' Aber das Geld der Fremden greift schon in ihren Alltag. Jeder hütet sich davor zu benennen, was nicht auszudenken ist: Der 'Weinberg' kann andren gegeben werden.. Für die Weingärtner in seiner Geschichte kommt ein bitteres Ende. Aber der Erbe wird getötet werden. Es ist nicht das erste

Mal, daß Gott seinen Weinberg an die Anderen ausliefert. Mit: 'Das sei ferne!' wird das Unheil nicht aufgehalten.

*

Forderung der Lebenden: der Lebenden Gott 20/27

Deswegen ist Jesus nicht nach Jerusalem gegangen, um sich über die Auferstehung von den Toten zu unterhalten. Aber er ist gekommen, damit Klarheit entsteht über die Wahrheit, mit der er geht und die ihn Menschen nicht mehr fürchten läßt: <Gott ist nicht der Toten Gott, sondern der Lebendigen Gott!> Sie stehen nur da, wie der Mann in seiner Geschichte, der seine Gabe vergraben hatte.

Verlegen wird gesagt: <Meister, du hast recht gesagt> Und wissen nicht, was sonst noch zu sagen sein müßte.

Da stellt er noch eine Frage: <Wie sagen sie, der Christus sei Davids Sohn?> David nennt ihn 'Herrn'.

*

20/45

Ein Mensch hat als König Christus seinen Herrn genannt. Von seinem Anspruch her spricht Jesus, sicher, daß das Volk ihm zuhört, vor dessen Stimmung sich die hohen Herrn im Volk fürchten, und fordert von den Jüngern verbindlich: 'Hütet Euch!'

Schriftgelehrte, Pharisäer sind ein Bild, werden schon zum Gleichnis. Es war nötig, daß sie die Gebetsriemen hatten, daß sie Quasten trugen, daß sie gegrüßt werden mußten, daß sie obenan am Tische saßen, damit das Volk an die Gebote des 'Herrn' erinnert wird und sie tut! Denn in ihrer 'Gabe' war enthalten die Forderung nach dem Tun: <-

und sie tun, damit ihr euch nicht von eurem Herzen noch von euren Augen verführen laßt! Ihr sollt an alle meine Gebote denken und sie t u n : daß ihr heilig seid eurem Gott!> (4.Mose 15)

Jesus greift die geheiligte Ordnung nicht an; er bekämpft nicht die Treuen der alten Ordnung.

Eine neue Ordnung wächst auf - gegründet auf dem Offenbaren der alten Ordnung. Es gibt kein neues Gesetz, sondern nur Bestehen auf der Forderung nach der Erfüllung des Gottesgebotes im gelebten Leben.

Erfüllen soll sich, was der Prophet verkündigt hat: *<Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren* Sinn *schreiben. Und es wird keiner den andren lehren und sagen: 'Erkenne den Herrn', sondern sie sollen mich alle erkennen, beide, klein und groß!>* (Jer 31) Aus der alten Ordnung wächst die Frucht.

Nicht mehr Vorbild, nicht mehr Eindruck durch das Erscheinungsbild bestimmt Denken und Glauben und Tun. In den Sinn geschrieben, ins Herz gegeben ist Gottes Wille. Deshalb heißt es: 'Hütet euch!'

Nicht mehr Ansprache als Herr! und Rabbi! ist nötig. Einer nur ist 'Meister'. 'Vater!' sagen verliert jede Drohung, wenn Gott der Vater ist. 'Lehrer' sich nennen lassen, ist unwichtig. Autorität wird anders aussehen und mit andren Mitteln wirken müssen. In der Vorstellung Jesu ist die neue Ordnung schon lebendig.

Es braucht Zeit, bis in seinen Jüngern das Verständnis für seine Regeln wächst und sie miteinander nach seinem Gesetz leben.

Der alte Baum trägt seine Frucht. Alles, was er sagt, hat seine Wurzeln in dem alten Grund. Aber selbst die alte Ordnung und das alte Gesetz sind bedroht. In den Zeiten der Gefährdung muß auf das Bewährte zurückgegriffen werden, muß dem Hereinbrechen von Fremdem Widerstand geleistet werden.

Jesus verursacht Unruhe im gemeinsamen Haus ihres Daseins. Seine Botschaft gefährdet den nötigen Zusammenhalt. Das Mißtrauen der Obrigkeit ist berechtigt.

Jesus hat gemeint, wenn nun jemand: 'Unmöglich!' sagen will, dann widerstrebt er dem Auftrag, verweigert sich der Gabe, die dem Volk gegeben ist und macht sich Gott zum Feind.

*

Hingabe im alltäglichen Tun: das andere Opfer 21/1

Jesus <sah aber auf und schaute die Reichen, wie sie ihr Opfer einlegten.> Sah auf zu der Frau. Als gäbe es nichts, auf was sonst zu sehen wäre. In seine Augen fällt eine der unscheinbarsten Begebenheiten am Rand des Weltgeschehens. Das Geschehen im Tempel ist unwichtig. Salomo stand in seiner Pracht, das Reich war auf dem Höhepunkt seiner Macht.

Jesus hat nichts anderes zu tun, als zu einer Frau aufzusehen, die keinen Namen hat.

Anstatt zurechtzukommen, mit dem Wenigen was sie hat, wirft sie das Wenige fort. Wozu? Wofür? Es ist nicht zu sehen, worum sie gebetet hat, wofür sie geopfert hat. Niemand ist bei ihr, der wüßte, warum sie alles weggibt, ob sie verzweifelt sich aufgegeben hat, weil sie hingibt, wovon sie lebt. Sie erhebt sich nicht, drängt sich nicht auf, erhebt keinen Anspruch, lehrt nicht, meistert nicht - tut etwas, ohne sich umzusehen, ob jemand nach ihr sieht. Nur Jesus sieht zu ihr auf.

Im Tempel bleibt alles, wie es immer war. Keine Seraphen erscheinen. Ferne gerückt ist, was dem Gerufenen

wiederfuhr, als er Gott erkannte. *<Sein Saum füllte den Tempel>* hieß es. (Jes 6.1) Eine arme kranke Frau hat den Saum vom Gewand Jesu angerührt.

Jesus sieht der Witwe zu. Sagt nur, wie vor sich hin: <Sie hat von ihrer Armut alles eingelegt, wovon sie lebte!>

Ihr Tun ist ein Vorbild. Er sieht in dem schlichten unbeachteten Tun die Hingabe, die sein eignes Leben bestimmt. Dazu muß ein Mensch fähig werden, alles von der eigenen Armut einzulegen, alles, wovon das Leben zehrt. Es ist ein Abbild aller geheiligten Handlungen der Vergangenheit, die zum neuen Leben erwachen.

Ohne ihm begegnet zu sein, ohne ihn zu kennen, tut eine schlichte Frau, wovon er gesagt hatte, daß ein Jünger ist, der lassen kann alles, was er hat. Mitten unter allen geschieht das. Die andren sehen nur auf zu ihrem Tempel in seinem Glanz, <fein geschmückt>. Von dem, was jeder sieht, wird nicht ein Stein auf dem andren gelassen werden.

Auf ihn wird nicht gehört. 'Meister!' wird gesagt. Auskunft wird gefordert. Anzeichen sollen gewiesen werden.

<Es wird die Zeit kommen> ist kein Zeichen. Ähnliches ist schon oft gesagt worden. Wenn die Zeit nahe kommt, die Vorbereitung braucht, will jeder sich mit andrem beschäftigen. Anzeichen und Warnungen werden nicht ernst genommen.

Die Zeit ist vorbei, wo aus dem Überfluß eingelegt wird zu den Opfern. Opfer werden gefordert, welche die Armut erbringen muß und alles kosten, wovon das Leben zehrt. Eine neue 'Zeit' bricht an. Mit der Gewißheit des Sehers sagt er ruhig: <'Ein Volk wird sich erheben wider das andre und ein Reich wider das andre!'>

Er nimmt in einem Wort vorweg, was die Zeiten, 'die kommen', ihnen allen bringen werden, ihren Kindern und deren Kindern: <'Sie werden die Hände an euch legen, euch verfolgen.'> Der Aufbruch der Gewalten wird alle Völker und

Reiche erreichen, wird Länder verheeren, Länder auslöschen, Leben verzehren, Namen vernichten, neue Namen schaffen, Völker untergehen lassen und Völker ins Licht der Geschichte heben.

Menschgruppen treiben, werden vertrieben, Welten versinken, in denen die Lebendigen zu Hause waren. Menschenwelten bilden sich, Welten an Erinnerung gehen verloren. Vergangenheiten versinken, das Leben der Lebendigen wird um seine Frucht gebracht.

Es ist sein Wort, daß Unheil denen droht, die seinem Namen und seinem Wort anhängen. <'Um meines Namens willen'> sagt er. Und sagt dazu: <'Das wird euch zu Zeugen machen!'>

Ganze Völker und Reiche kommen in Bewegung, stoßen aufeinander, Kriege und Empörungen zerreißen den Zusammenhalt - und die Leute, von denen er spricht, sollen davon zu Zeugen gemacht werden, zu Zeugen, denen <Mund und Weisheit> gegeben werden soll, <welcher nicht sollen widerstehen noch widersprechen können alle eure Widersacher!>

Es sind nicht nur die geschichtlich wirkenden Kräfte, die in Bewegung geraten: Es sind auch die wirkenden Kräfte des Weltgeschehens selber, die alle Menschen umtreiben.

Nach dem Leben selber greifen sie. <Gott ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott> <Sie leben ihm alle!>

Für das Kommende ist es so ausgesprochen worden, nicht um einer Menschengruppe Erklärungen zu ihren Vorstellungen von der Auferstehung der Toten zu liefern. Aber das Gesicht, was ihm zuteil wurde, läßt sich nicht in Worten fassen - die Worte übersteigen das Fassungsvermögen seiner Zuhörer und ihrer Zeit.

Sie finden sich selber nur noch in einer der Rand- und Bruchzonen der Menschengeschichte. Nicht mehr die alten Mächte stehen neben ihnen, eine neue Macht steht auf, zieht ganze Völker im Osten, im Süden, im Westen, im Norden in

ihren Machtbereich. Noch steht der alte Baum. Von der Axt hat Johannes gesprochen, die an seinen Stamm gelegt ist. Es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Wenn das anfängt, dann ist gefordert: <'Seht auf! Dann erhebt eure Häupter, darum, daß sich eure Erlösung naht.'> <Wacht allezeit und betet!> Auftrag und Wunsch ist es, was Jesus ihnen nahelegt: <Daß ihr stark sein möget - zu entfliehen - und: zu stehen vor des Menschen Sohn.>

Der Tempel ist ein unruhiger Ort. Die Stimmen sind alle laut. Es sind viele, die gegeneinander reden und lärmen.

Am Ufer des Stromes stand ein Engel. Seine Stimme hörte nur einer. Was er sagte, nahm er mit.

*

<Des Nachts aber ging er hinaus und blieb über Nacht an dem Berg, den man den Ölberg heißt.> Er verläßt das Haus Gottes, das kein Bethaus mehr ist. Er sucht seine Zuflucht zum Beten an einem Berg.

Es ist nicht mehr die Zeit zum Schlafen. Vom Erheben des Hauptes hat er gesprochen, darum, daß sich die Erlösung naht. Aber die Drohung liegt über dem Land und der Erde: <Es wird große Not auf Erden sein - und ein Zorn über dies Volk!>

Prophetisch klingt die Drohung vom <zertreten werden von den Völkern - bis daß der Völker Zeit erfüllt ist -> Anteil jedoch sollen sie haben, die bei ihm bleiben, an seiner Lebenswirklichkeit und sollen <sehen des Menschen Sohn kommen in einer Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit.> Jedoch wird vorher noch eine Wolke der Finsternis über ihr Land und die Stadt ziehen und ihr Dasein verhüllen.

Die Sonne, die ihnen geleuchtet hat, ist am Untergehen.

*

Es ist nur wie ein Umsehen aus einem Versunkensein in Gedanken, die woanders hingehen, dies Hindeuten auf den Feigenbaum und andre Bäume, um die Gedanken der Jünger dahin zu sammeln, wo die Welt selber darauf hinweist, wie die Zeit abläuft und ihr Weitergehen anzeigt. Es ist nur ein Hinweisen auf einen Baum als Zeichen für den Kreislauf des Jahres.

Der Sommer kommt. Das Jahr geht seinem Höhepunkt entgegen, ein Jahr erfüllt sich und geht zu Ende. 'Es ging ein Sämann aus zu säen' hat er gesagt. Da war er am Anfang seines Weges mit den Jüngern.
Die Zeit geht ihren Weg, seine Bestimmung hat ihre Zeit.
'Ihr wißt - ' sagt er und spricht von der Bestimmung, die zur Erfüllung drängt.
Er zeigt ihnen nur einen Baum.
Ihr wißt jetzt selber, daß der Sommer nahe ist -.
Der Sommer wird kommen. Ernten werden eingebracht .

Für wen wird es sein, wofür das Feld getragen hat?' lautete die Frage in einer Geschichte. Der Mensch in seiner Geschichte hatte so viel geerntet, daß seine Scheunen nicht reichten, um die Ernte aufzunehmen.
Ein Feld ist dafür da, daß es reifen läßt für die Ernte.

<Wenn ihr dies alles seht angehen, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist!>

Seine Bestimmung kennt, für wen das Reich Gottes nahe kommt. Ein Jahr geht zu Ende. Ein Leben findet sein Ende. Völker kennen Zeiten, wo gesät wird und bringen ihre Ernten. Völker sterben. Zeiten kennen ihre Zeit. Zeiten können vergehen, ohne erbracht zu haben, was Erfüllung ihrer Bestimmung ist.

Ein Ende steht der ganzen Welt bevor. Untergehen droht oder das Aufgehen in eine Zeit der Ernte und Erfüllung.

Ein Jahr geht der Zeit der Reife entgegen. Der Sommer kommt. Er selber wird den Sommer nicht mehr kommen sehen.

Und er sagt, daß sie wissen sollen, daß das Reich Gottes nahe ist.

*

Er hat den Menschen in seiner Geschichte sagen lassen: 'Du bist ein harter Mann, du nimmst, was du nicht hingelegt hast und erntest, was du nicht gesät hast!' Von sich selber darf er sagen: 'Ich bin gegangen und ich habe gesät.'

Er ist gegangen im Bewußtsein, daß das Reich Gottes nahe ist. Für ihn gilt aber auch: 'Des Mensch Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt -'

Er geht ein in den letzten Abend in dieser Welt. Sein letzter Tag bricht an. Die Zeit für die Ernte ist gekommen.

Ganz still, in völliger Ruhe spricht er aus. <Die Hand meines Verräters ist mit mir über Tische.> Einer hat ihn schon verraten. Von den Händen, die auf dem Tisch sind, weiß er, wozu Menschenhände fähig sind.

Er ist schon den Händen der Menschen ausgeliefert. Hände, die mit seinen zusammen auf dem Tisch sind, sind zu Werkzeugen jener andren geworden, die nach ihm greifen. Die andren Hände sind mit auf dem Tisch, vertraut und fremd, die Hände eines Freundes, eines Bruders. Er spricht es aus, damit der 'Eine' es auch weiß, daß er es weiß und gewahr ist, warum es geschieht, wozu es sich in den Lauf eines Geschehens einordnet, das von andren Händen bestimmt wird.

Der Brudermensch hat den Andren seine Unterstützung gegeben, sich abgewandt von der ihnen gemeinsamen Aufgabe, auf die Ernte zuzugehen. Einer hat schon seine Wachheit verraten. Nichts weiter, keine Anklage, keine Anschuldigung, kein Klagen.

Es ist kein Schimpf dabei. Vor ihm muß niemand sich schämen, keiner die Augen niederschlagen. Auch nicht einer, der ihn verläßt.

Die Hand eines Menschen, der ihn verrät, ist immer mit auf dem Tisch.

*

Der Abend steht über dem Land. Die Nacht steigt auf. In der Stille sehen sie auf ihn hin - oder sehen an ihm vorbei und an dem, was auf sie zukommt; Stärke braucht es, um <vor des Menschen Sohn) stehen zu können ohne auszuweichen, ohne nachzugeben, ausgestattet mit der Fähigkeit, vor dem Verhängnis des Untergangs zu fliehen, solange es noch Zeit ist, dem Verderben zu entgehen, um nicht in den Sog hineingerissen zu werden.

Er selber hat nichts verborgen, begraben und versteckt von dem, was ihm anvertraut war, hat seinen Auftrag nicht verraten. Er legt alles ein, was er hat. Er legt alles ein, wovon er lebt. Er hat nichts verloren gegeben, wonach er auf die Suche ging und was er gefunden hat. Er verleugnet eher sein eigenes Leben, als daß er die Sendung verleugnet. Er ist kein Verräter, er gibt sich nicht her für einen Verrat an den Erwartungen und den Hoffnungen seines Vaters im Himmel, der darauf wartet, daß er zu ihm zurückkehrt.

Aus der Ruhe seiner Seele spricht er: <'Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen.'> In ihre Erwartung hinein fallen seine Worte: <'Ehe denn: Ich leide!'>

Es war immer das Osterlamm, das geopfert wurde, um vor Leiden zu schützen, damit Leben erhalten blieb. Ein Erinnerungsbild war es geworden, ein Erinnerungsmahl ist es geblieben durch die vielen Jahre auf dem Weg seit dem: 'Damals', seitdem alle die Geschichten unter ihnen

geschehen sind und die Geschichte selber darüber hinweggegangen ist. Ein Fest ist daraus geworden; die Erinnerung ist geblieben an das Ungeheure, das tödlich Drohende, was draußen umgeht.

Damals war es sichtbar, als der Tod nach den Erstgeborenen griff, damals, in einem fernen Land. Diesmal ist das Drohende, das Verhängnis noch verborgen hinter den Horizonten der Geschichte.

'Ich werde es nicht mehr essen, bis 'daß es seine Erfüllung findet - im Reich Gottes.' Es ist nicht mehr notwendig, das feierliche Verzehren das dem Gedenken gewidmet ist, es ist nicht mehr nötig, das tägliche Essen und Trinken. Die Zeit des Essens als Bedingung für das Bleiben im Leben ist vorbei. Jesus löst sich davon, Ein Leben geht zu Ende.

Wenn der nächste Tag anbricht, ist sein Leben schon weitergegangen und sieht zurück auf die Wege der Erde.

Deshalb sagt er hinweisend: Ich werde nicht mehr essen, nicht mehr trinken - in dieser Welt'. 'Nicht mehr will ich!' Essen ist vorbei, Trinken ist vorbei: Aufnehmen, was die Welt gibt, ist vorbei -. 'Ihr! Eßt! Ihr! Trinkt!' Nahrung gibt Kraft - der Leib benötigt die Kraft. Betet, seid stark, ohne sich zu plagen mit Sorgen der Nahrung, die das Herz beschweren!

Ganz leer schon von allem, was beschwert, geht er auf die Aufgabe zu, auf die Arbeit ausgerichtet, die vor ihm liegt, ohne Beschwerung: schon hingegeben mit aller Aufmerksamkeit an das Werk einer 'Taufe', von der er sagte, daß ihm 'bange' sei, bis sie vollendet wird.

Seine Aufmerksamkeit gilt der Nutzung anderer Felder an Kraft, auf denen eine andere Ernte reift als die, die auf den Feldern draußen heranwächst und das Weiterleben gewährleistet.

Seine Wachheit gilt den Kraftfeldern, die im alltäglichen Dasein ungenutzt bleiben und unbenutzbar sind. Dem Ende geht das alles entgegen, wovon es heißt: Ich esse, ich trinke - ich gehe auf den Wegen, auf denen alle gehen, die Mitmenschen, die ihm Frau und Vater, Mutter sind und Bruder und Schwestern. Sie brauchen das alles. Dennoch gilt: 'Hütet euch!' Nicht beschweren mit: Sorgen um den Lebensunterhalt - ! (19.34)

Er braucht es nicht mehr, er ist dabei abzulegen alles, was das Kleid der Sterblichkeit benötigt. Und sieht dabei zurück auf das hin, was unter Menschen nötig ist, alles mit den Fragen nach: Was esse ich, was trinke ich, womit kleide ich mich, in welcher Sprache drücke ich mich aus, damit Ansehen ist und Wohlergehen unter der Menschen. Alle sind doch auf Wegen, deren Ende sie nicht kennen.

Und sagt dann: Zank und Streit um Plätze ist nicht mehr notwendig - unter denen, die ihm nachfolgen. Nicht als 'Wohltäter' sollen sie erscheinen. 'Ihr nicht auch!' sagt er nur, gibt Weisung, regt an, damit die Größten so werden wie die Jüngsten unter ihnen, die Vornehmen Diener werden. Nicht in der Einbildung. nicht so, daß die Großen den Kleinen und Niedrigen auch noch die Last auferlegen, sie als 'Wohltäter', als 'Retter', als 'Heilande' anzusprechen, die doch in Wirklichkeit Macht haben und Gewalt ausüben und davon ihr Leben haben. Von denen hat er gesagt, daß 'ihr Lohn dahin' ist. Sie haben alles empfangen in ihrem Leben.

Aber seine Menschen werden Mangel haben: sie müssen weitergehen auf dem angefangenen Weg, wenn ihnen Jesus genommen ist. Sie sind alleine, wenn sich erfüllt hat, wovon er sprach. 'Habt ihr je Mangel gehabt?' fragt er. Sie sind mit ihm gegangen auf seinem Weg, Augenblicke erfüllten Seins gab es für sie. Sie gingen wie ein Hochzeitszug übers Feld und rauften Ähren. Da war kein Fasten, da war kein

Verzichten. Seine Gegenwart erfüllte ihr Dasein. Aber der 'Bräutigam' wird fortgenommen - das Fest ist zu Ende.

Wenn jetzt noch einmal die Frage gestellt wird: 'Leidet ihr Mangel?' dann wird die Antwort sein müssen: 'Ja.'

Ein Gehen wird sein über die Felder, deren Ernten ihnen nicht gehören, woran sie keinen Anteil haben und Gehen wird sein im Bewußtsein des Mangels. Um des 'Mangels' willen wird sich ihm die Nachfolge verweigern.

Und dann ist es 'genug': Er will nichts mehr hören 'davon'. Nicht dahin geht seine Aufmerksamkeit, nicht dahin blickt Jesus.

Aber seine Jünger kehren zurück in ein Leben, das sie mit den Andren teilen. Und Jesus sagt einfach: <Wer einen Beutel hat, der nehme ihn - und desgleichen auch die Tasche - und wer's nicht hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert.>

*

Segen sprach Isaak über seinen Sohn: *<Völker sollen dir dienen! Sei ein Herr über deine Brüder! Wer dir flucht, sei' verflucht! Wer dich segnet, sei gesegnet!>* (Gen 27) Um Segen war dem Bruder bange und Furcht hatte er vor einem Dasein des Mangels. Der Vater hatte seine Hand gehoben zum Hinausweisen in eine Ferne, in die er selber nicht mehr hinsehen konnte und sagte nur: *<Sieh, fern von den fetten Breiten der Erde soll deine Wohnung sein. Von deinem Schwerte sollst du leben! Es wird aber geschehen* - >. Ein gutes Teil war Jakob zugefallen.

Sein Bruder Esau aber war deshalb dem Bruder nicht feind geworden.

Schwerter tragen die Menschen der Völker und ihrer Reiche. Der Engel über Jerusalem und dem Land wird sein

Schwert nicht wieder in die Scheide zurückwerfen. Wie Esau werden seine Jünger gehen, 'ohne Anteil am Tau des Himmels droben.' Mangel werden sie haben und entbehren müssen; sie tragen kein Schwert, um sich schützen zu können - sie haben ein Messer nur, um sich darauf zu verlassen, gehen wie Verratene, wie Ausgestoßene -.

'Ich erschlage meinen Bruder Jakob!' hatte der Bruder hervorgestoßen - und *es* dann nicht getan.

Das Messer wird niemanden retten auf dem Weg, der vor ihnen liegt, der von diesem Abend seinen Anfang nimmt.

Auch das ist ein Mangel, beten zu müssen wie einer ihrer Vorfahren: *<Denn ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen!>* (Ps 44) Ausgeliefert in die Hände der Völker sind Menschen, die sich weder auf Bogen und Schwert verlassen können.

Und vielleicht auch kein Land, keine Burg und keinen Tempel mehr haben. Es ist ein Beten, ein Bedrängen, eine Zumutung, seine Zuflucht finden zu müssen im Wort: *<Du hilfst uns von unsern Feinden!>* Der Beter damals setzte sein ganzes Vertrauen in sein 'Du'.

Haben seine Augen sich abgewandt, hat er leise stöhnen müssen, als seine Brüder ihm bereitwillig gleich zwei Schwerter vorweisen konnten? Vielleicht nicht offen, aber im Verborgenen muß sich jede Hand wieder zum Messer hintasten, sich vergewissern, daß zur Not immer noch ein Schutz da ist, um sich zur Wehr setzen können. Das Leben bewahrt sich nur, wenn es mit der Schärfe der Waffe drohen kann. Es ist ein Segen, der den Verlassenen, den schon Verratenen gilt: 'Von deinem Messer wirst du leben'. Die dem Leben innewohnende Gewalttätigkeit des Lebendigen ist nicht geschwunden, nicht abgestorben, sie kann wieder erweckt werden, sie muß wieder erwachen, sie hat die Verheißung der Sicherung des Lebens nicht verloren. Selbst

die Ähre schützt sich noch - selbst die Erfüllung kann nicht auf Abwehr verzichten. Das Gut des Lebens muß dem ihm drohenden Bösen wehren, der Hunger und die Bedürftigkeit des eigenen Daseins bedrohen den Hunger und die Bedürftigkeit der andren Leben. Das Leben wird noch manches tun müssen - und es dann vielleicht doch nicht tun.

'Es ist genug! Es reicht!' Zu bereitwillig, zu schnell schwindet die Betroffenheit, zu schnell ist jeder wieder seiner Welt zugewandt, zu schnell ist jeder wieder fähig, ein Mensch zu werden, wie sie alle sind.

Eine Bitte hat er an die Wenigen gerichtet, die mit ihm sind am letzten Abend: 'Betet, daß ihr stark sein möget -!'

Das hat nichts mit dem Messer, dem Dolch, einem Schwert zu tun - das ist: anders gemeint. Genug! Nicht mehr reden, Worte machen. Jeder wird sehen, wenn alles anfängt zu geschehen, der letzte Sommer aufsteigt.

Die Saat verleugnet sich nicht, wenn die Ernte sich der Sichel und der Sense beugt. Es wird geerntet werden auf allen Feldern der Welt. Es ist die Entscheidung jedes Einzelnen, was mit dem geschieht, was auf dem Feld gewachsen ist, das ihm das Leben ist.

Es ist besser, sich selbst nicht zu verleugnen mit dem Anspruch auf das Dasein, als das Leben zu verlieren und auf den Lohn im Himmel zu warten.

Weh denen, die ihn nicht verraten wollen - oder nicht anders können. Auch bei denen sind die Hände, die verraten können, immer dabei. Die immer gegenwärtige Gewalttätigkeit des Lebens bleibt. Wenn sie sich nicht gegen andre richten darf, muß sie beherrscht bleiben im eigenen Inneren. Wo das Leben selber viel an Verlust zu tragen hat, verleiht die Gewalttätigkeit dem Leben wieder Sinn, wenn es sich zur Wehr setzt, sich rächt am andren Lebendigen.

Von jetzt an werden Menschen am Gedächtnis dieses letzten Abends tragen, wo alles zu Ende ging - oder erst anfangen sollte. Er läßt die wenigen Mitmenschen das Osterlamm essen und sagt von sich selber: 'Ich werde nicht mehr essen.'

Durch Höllen werden gehen, die sich seiner Worte und seines Lebens erinnern, wenn sie 'mit dem Tod keinen Bund schließen' und mit dem 'Totenreich keinen Vertrag' eingehen, die 'Lüge nicht zur Zuflucht nehmen und 'Trug zu ihrem Schutz' machen. (Jes 28.15) Aber nur sie werden sehen, wenn das Reich Gottes kommt. 'Gott!' sagen muß das Leben und bitten: 'Laß uns nicht in der Sünde!' 'Bring uns nicht in Versuchung: hilf uns, daß wir uns verleugnen können, weil wir selber auch nur Menschen sind wie alle andren!' Und sehen hinein in die Wirklichkeit, tragen an der Erkenntnis, daß sie sich selber wissen und auch den Wunsch haben, um des 'Segens' willen den Mitmenschen zu töten, umzubringen, ihm zu nehmen, was er hat.

Beten wird jeder brauchen, damit die Kraft erhalten bleibt, sich selber zu leugnen, wie auch den Anspruch, ein Dasein zu haben - wie - scheinbar - alle andren Menschen der Welt auch, gerade die, auf die man hinsieht, weil sie im Mittelpunkt stehen, die Wohltäter genannt werden und gnädige Herren sind.

Aus der Niedrigkeit wird das Leben im Glauben erhöht, auch wenn es an der Kränkung im eigenen Selbst leiden muß.

Auch, wenn heimlich, im Verborgenen, in das nur der Vater im Himmel sieht, jeder versucht wird, den Griff nach dem Messer zu wagen, um das Recht des Lebens zu verteidigen - und um die innewohnende Gewalttätigkeit des Lebens zu fühlen, womit es angeht und sich zur Wehr setzt gegen die Verdunkelung, gegen die Verfinsterung, weil der 'Heiland', sein 'Retter', fortgenommen wurde. Verzicht muß geleistet

werden auf die Hoffnungen, auf die Erwartungen des Glaubens.

Gott sieht ins Verborgene, weiß, was jeder braucht, wonach es jeden verlangt, im Innersten verlangt. Aber gebraucht wird die Fähigkeit des Glaubens, gegen den Mangel des Daseins den Glauben zu bewahren, daß das, was gewesen ist, gegenwärtig zu erfahren ist und im Glauben zu bewahrheiten ist. 'Dein Glaube hat dir geholfen!' hat er gerade zu Fremden gesagt.

Schwer ist es, Verdächtigungen und Verleumdungen zu ertragen auf dem Weg, den er vorausgegangen ist. Unmöglich ist es, sich gegen die Gewalttätigkeit zu wehren, die um der Wehrlosigkeit fast herausgefordert wird. Selber keine Gewalt üben, oder sich nur mit dem Messer zur Wehr zu setzen - oder mit dem Wort, macht sie wie zu Schafen unter dein Wölfen - ruft die Verfolgung, die Unterdrückung, die Ausbeutung fast unvermeidlich hervor. Denn sie selber sind wie Spiegel, in denen sich die Andren in ihrer wahren Gestalt erkennen werden: Ihr werdet wissen, was ihr zu sagen habt': dann - wenn es so weit ist. Das Reich Gottes wird ihnen nahe sein. Aber vielleicht werden nicht viele die Gelegenheit erhalten, vor den Mächtigen und Herren oder deren Erfüllungsgehilfen auch noch zu sagen, was der Geist eingibt auszusprechen.

Noch viele Male wird Gott mahnen: *<Jakob soll nicht beschämt dastehen, und sein Antlitz soll nicht erblassen!->* (Jes 29.22). Einmal wird das Joch abgeworfen. Einmal hat die Dienstbarkeit und Knechtschaft ein Ende, wovon Jesaja sagte, daß die Tochter Zion das Doppelte ertrug, als was Menschen zu tragen vermögen und in ihrer Menschlichkeit aushalten können:
<Tröstet! Tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet der Tochter Zion zu *Herzen, sagt ihr, daß ihre Leidenszeit um*

ist, daß sie *genug gebüßt hat. Denn viel zu schwer ist sie von mir schon bestraft für alle ihre Sünden!>* (Jes 4o)

'Tröstet!' 'Tröstet!' muß Gott rufen lassen in alle Welt, damit erkannt wird, wo ein Kind des Friedens ist - und damit gehört wird: ' Gesegnet seien alle, die dich segnen!'

Weh hat er ausgerufen über den einen Menschen, der des Menschen Sohn verraten hat, der der Versuchung hätte widerstehen können, wo ihn doch sein Volk verriet. 'Weh den Menschen, die des Menschen Sohn verraten!' wird es von nun an heißen müssen in allen Ländern der Erde.
Viele Völker werden ihn noch verraten.

*

Er läßt ab vom Essen des Osterlamms und läßt sie mittragen am Sinn des Verzichtens: <Bis daß es seine Erfüllung findet: im Reich Gottes!> Er sagt das, er glaubt, als er das sagt. Und spricht es aus, zuletzt, bis zuletzt ihnen trauend, spricht sich aus in seinem Zutrauen: 'Ihr seid's - !'

<Ihr aber seid's, die ihr beharrt habt bei mir 'in meinen Anfechtungen -> Den Kelch nimmt er, dankt und spricht dazu -: <Nehmt ihn und teilt ihn unter euch ->

Nicht mehr wird er trinken davon, <bis das Reich Gottes kommt!> Noch einmal müssen sie beharren, aushalten und mitgehen - mit ihm - hinaus vor die Stadt, an den Berg - müssen wahrnehmen, gehalten von seiner Kraft - werden zu Zeugen gemacht auch dabei -

'Habt ihr je Mangel gehabt?' hat er gefragt und ihr Antworten erhalten. Auch an diesem Abend haben sie keinen Mangel.

Wenn in der Erinnerung an diesen Abend wieder gegessen und getrunken wird und das Reich Gottes nahe ist denen, die

daran teilnehmen, dann wird davon gelten: *<Du bereitest vor mir einen Tisch – im Angesicht meiner Feinde!>*

Zuversicht soll bleiben, getragen von seiner Zuversicht auf das, was vorbereitet ist, damit jeder beharrt und den Glauben nicht verliert, daß es wahr sein wird, was er verheißen hat: <daß ihr essen und trinken werdet - an meinem Tische in meinem Reich!> Kann ihnen zusagen: 'Ihr seid's!'

Ein andrer Kelch wird ihm gereicht.

Aber da ist er schon in der Nacht draußen am Berg, fern von den Menschen in der Stadt und fern von ihrem Heiligtum und schon weit fort von allem, wovon sie umgetrieben werden.

Ein Tisch im Angesicht der Feinde ein Tisch im Angesicht Gottes. Die Stunde kommt, in der er in seinem Innersten sprechen muß: <Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir -> Und ein Engel kommt.

Er läßt der großen Stadt ihren Frieden. Es ist Abend, die Nacht ist aufgestiegen. Er geht hinaus - vor die Stadt - mit ihnen. Es ist wieder wie so oft, er geht hinaus, geht alleine - braucht nicht Wohnen, braucht nicht die Stadt, braucht nicht mehr das Miteinander der Menschen - braucht nicht mehr den Tempel um zu beten - sucht die Einsamkeit - Der Mond steht oben am Himmel - der volle Mond.

<Es muß auch das noch vollendet werden an mir - was geschrieben steht: 'Er ist unter die Übeltäter gerechnet - >: Lange hat ein Leben dieses Wissen mit sich getragen, seit zum ersten Male die Erkenntnis sich an diesem alten Wort, das 'geschrieben' steht, (Jes 53.12) entzündete, frühe Einsicht sich anzeigte im Begreifen, daß eine Bestimmung auf sein Dasein gelegt ist, woran sich seine

Seele 'abmühen' muß - unter der Verheißung, das 'Licht zu schauen' und um die Fülle' zu gewinnen.

Aber schwer ist es, von den eigenen Leuten als Übeltäter angesehen zu werden, zu den Unnützen gehören zu müssen, die man ausreißen muß, wie die Leute Unkraut auf ihrem Land ausreißen. Oder wie eine fremdartige Frucht entfernt wird, die das Wachstum der andren Pflanzen schädigt auf dem Acker des Volkes und deren Wachsen behindert. Schädlinge müssen bekämpft werden; die Vorsorge, die Sorge um das Wachstum der Andren gebietet das; die Sorge um deren Wohlergehen muß Vorrang haben vor dem Aufgehen dessen, der das 'Licht' schauen will und die 'Fülle' tragen wird.

Die Sorge um den Lebensunterhalt frißt alles andre an Sorgen auf, drängt alles andre an Lebenswille und Lebensmühe beiseite. Das Sorgen der Kinder der Welt trägt schwer an der Sorge für alle, die sich um das Wohlergehen sorgen müssen. Die 'Wohltäter' sorgen sich, alle die Heilande und die Retter, die Führer sind auf dem *<glatten Weg, auf dem sie im Finstern gleiten und fallen>* (Jer 23)

<'Meinst du, daß jemand sich so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe?'> hat Gott vor Zeiten fragen lassen. (Jer 23.24) Diesmal muß die Gottesfrage denen gelten, die sich verstecken, verbergen möchten vor dem Zugriff ihrer Mitmenschen, die doch auch das 'Osterlamm' miteinander essen. Über die 'bösen Geister' hatten sie Gewalt, die waren untertan - über Menschen und deren Geister haben sie keine Macht. Sie haben keine Macht über den Geist des tiefen Schlafes, als es an sie kommt, zur Wachheit zu erwachen.

Auf ein 'mitten unter euch' hat er hingewiesen.

Mitten unter den Menschen, die hinaufgegangen sind nach Jerusalem, um sich dem Fest zu stellen und das Gedächtnis zu bewahren an die Geschichten, deren Zeugen

sie sind, mitten unter denen geschieht es und wird nicht gesehen, wird doch nicht erkannt, weil er zu den Übeltätern gehört, die nicht zur Stadt gehören und dort keinen Platz mehr haben.
Zum Garten draußen vor der Stadt nimmt er sie mit.

Und er betet. Die Dunkelheit, die Finsternis der Anfechtung dringt in sie ein, die mit im wachen sollen und ihn mit ihrem Beten und mit aller ihrer Kraft umgeben sollen. Und er findet sie in den Schlaf gefallen, der Zuflucht ist in aller Traurigkeit.

Im Schlafen haben sie Zuflucht gesucht, haben im Schlaf Frieden gefunden. Alle Kraft ist fortgegeben. Die Seele ist ermüdet; der Abend, der sein letzter Abend ist, hat alle Kraft des Lebens, hat das Licht der Seele gekostet. Aufgesogen hat der Abgrund, über dem sie stehen, ihren Glauben, ihr Beharrungsvermögen. Erschlafft ist ihre Zuversichts- und Liebeskraft; ermüdet sind sie von dem Weg, der hinter ihnen liegt - und weit entfernt davon, mit neuer Kraft und Aufmerksamkeit auf den Weg zu gehen, der vor ihnen liegt - . Nur noch müde und tief traurig sind seine Jünger, erdrückt von dem Begreifen, daß alles umsonst gewesen ist - und kaum zu ertragen ist die Last, nun selber auch unter die 'Übeltäter' gerechnet zu werden.

In ihr Schlafen dringt seine Ansprache: 'Nicht schlafen! Nicht jetzt!' Beten! Aufwachen! Wachen!

Immer ist er allein gegangen - in die Nacht - um zu 'beten'. Sie selber haben so oft schlafen und ruhen können, von allem Tun und Wirken ausruhen dürfen. Von seinen Werken, die er geschaffen hat, mußte er nicht ruhen, nicht in den Schlaf versinken, wenn die Nacht über allem stand. Der Sabbat war der Tag, oft, gewesen, in dem er sich entfalten konnte und aufwachte: zu seinem Tag.

Selten nur waren sie in Wirklichkeit aufgewacht, um seine Wirklichkeit zu sehen. Da waren sie wirklich mit ihm gewesen.

Nie hat er gesprochen in den Worten der Vorschriften und Gesetze, selten gesagt: 'Du sollst nicht!' oder: 'Du sollst!' Sein Bitten hat er in ihren Mund gelegt, damit sie im Sprechen ihres Herzens sagen sollten: 'Bitte! Führe uns nicht in Versuchung!' Damit sie ihm leise nachsprechen sollten: 'Erlöse uns von dem Bösen!' 'Nicht in Versuchung führen!' Das war es bis fast zuletzt, als sie noch dachten, er wiederhole, was schon oft gesagt worden war.

Zuletzt noch - an diesem Abend, der ein Abend des Abschiedes wurde, wies er sie an, daß unter seinen Menschen ein Miteinander zum Tragen komme, in dem jeder des andren Helfer und Förderer der Kraft ist, aus dem das Tun seiner Worte wächst. Vor dem Glauben an die falschen Hirten hatte er gewarnt, auf die Heuchelei und ihre Sünde hingewiesen, das Vertrauen der Seelen auf sich zu ziehen: Und damit sich selber zu 'Herren', zu Wohltätern und Errettern machen zu lassen.

Um 'Gottes Willen' soll ein anderes Füreinander herrschen; darum sorgte er sich bis zuletzt. Daraus wuchs der Gram, als sich einer von ihnen schon an diesem Tag von seinem Gebot löste und zu den andren überging. Den Weg zu ihm an diesem Abend würden die Knechte der Herren auch ohne Hilfe aus ihrem Kreis finden. Einer von ihnen hat den gemeinsamen Weg verraten, als er seinen Glauben verlor und die Bestimmung Jesu nicht mehr mit tragen wollte. Seine Kraft hat nicht ausgereicht.

Der Weg, auf dem jeder gehen muß, der 'um Gottes willen' sagt, beginnt nun erst, wo sie alle alleine gehen müssen, getragen von dem Glauben, den er in jeden hineingelegt hat.

Und ganz alleine in seinem Beten spricht sein Herz, spricht die Erfahrung seines Lebens: <Nicht mein, dein Wille geschehe!>

*

Aus den Schatten der Nacht und aus der Finsternis der Welt treten die Hohen Priester des Volkes, die Hauptleute des Tempel, die Ältesten an ihn heran, wollen zehren von diesem: 'Nicht mein Wille!' 'Dein Wille geschehe!'
Es soll nach ihrem Willen geschehen.

Aber sie stehen nicht bei denen, die seinen Weg gehen um 'ihres Glaubens' willen, damit sie nach der Gestalt, die er ihnen gab, ihr Leben hervorbringen.

Aber vor den Augen derer, die aus dem Finsteren sehen und deren Stimme aus dem Staube flüstert, fragt sich das einfache Leben, ob dieses nun ist die Erfüllung der Verheißung, das Enden eines Weges als eines 'Endes, des ihr wartet' - wie es geschrieben war (Jer 29.1o).Ob dies nun ist der 'Engel des Bundes, den ihr begehrt'?

Die Nacht ist gekommen, in der eine Stimme wieder spricht: 'Siehe! Er kommt - !'

An diesem Abend ist das Leben getränkt von einer Traurigkeit, die gespeist ist von der Traurigkeit der ganzen Welt.

Die Nacht der Welt fällt in dieser Nacht über alle hin, auch über die, die das Licht gesehen haben und wo nun das Licht von der Finsternis verschlungen wird. Ihr Leben hat keine Antwort mehr vor dem Untergang des Lebendigen, vor dem drohenden Versinken ihres Heiles in den Tod.

Die tiefe Todesnacht saugt ein ihre Kraft, verschluckt ihre Fähigkeit zu überleben am Rande des Todes, der nach einem andren greift und sie selber ohnmächtig findet. Kein Hören ist mehr auf die Stimme, die nach ihnen ruft: 'Steht auf!' 'Wacht auf!' 'Jetzt!'

Sie können nicht anders sein als ihre Väter. Sie sind Abrahams Kinder. Tiefer Schlaf fällt über sie her. Schrecken und große Finsternis umgibt sie. (Gen 15)

Das Kraftfeld um einen Engel spüren sie, aber ihre Kraft wird davon nicht mehr angeregt, in die Tiefe ihres Schlafens dringt nicht mehr sein Licht.
Den Engel sehen sie nicht.

Der Engel reicht Jesus - einen Kelch, nicht von Menschenhänden gehalten, nicht von Menschen ersonnen und gebraucht, ein Gefäß, das in sich trägt alles, was das menschliche Leben als Gefäß nie zu fassen und zu sammeln vermochte.

Den Engel sehen sie nicht. Ihre Augen sind geschlossen, ihr Leben verweigert sich der Teilnahme.

Nicht mehr trinken wollte er - bis - daß er trinke: im Reiche Gottes.
Der Engel Gottes reicht ihm den Becher -

'Nicht diesen Kelch!' 'Nicht! Bitte!' fleht ein Leben. Niemand ist da, der ihm helfen kann, der ihm beisteht bei seinem Bitten. Niemand hört seine Klage, niemand mehr steht hinter ihm .
'Trinkt alle daraus!' hat er gesagt - und sie trinken lassen. Das war noch in einer anderen Welt gesprochen und für eine andre Welt getan.
Nun, wo das Trinken an ihn kommt, ist niemand mehr mit ihm. Um ihn sind nicht mehr die Engel, die das Leben tragen und behüten. Der Engel, der über ihm ist, rettet nicht, nimmt nicht auf in seinen Schoß.

Ein Mensch spricht in der Nacht - spricht ins Dunkel - sagt: 'Vater' - . Sagt: 'Willst du -?' Fragt: 'Willst du?'

Sagt - ein Leben bringt seine Frucht - faßt in die Worte seines Herzens: 'Doch nicht mein -': 'Doch nicht -` 'Doch nicht mein Wille geschieht - '

Ein Mensch, mit so viel eigenem Willen begabt, setzt Worte ins Dunkel, die kein Ohr mehr aufnehmen kann, sagt, der von sich hat sagen können: 'Ich aber - ich sage euch!' Sagt, bevor alles Reden ein Ende findet: 'Dein Wille - !'

Er hat Andren vorwerfen können: 'Ihr tut nicht, was ich euch sage!' Er wird nicht verdüstert von dem Vorwurf: 'Ich habe nicht getan, was mir gesagt wurde!'
Er geht in seinen letzten Tag - und sagt ins Dunkel hinein: 'Dein Wille geschehe - auf der Erde - und im Himmel!'

Einer von seinen Freunden, mit den Gesten des vertrauten Umganges miteinander, tritt nahe an ihn heran, der der Nähe bedarf, und legt den Arm um ihn: 'Friede sei mit dir!', verspricht Nähe und Friede verheißt sein Kuß.

Und Jesus sieht ihn an, sieht den Bruder im Menschen und sagt nur: 'Du verrätst des Menschen Sohn mit einem Kuß -`
Sagt nur: 'Du` verrätst - mit einem Kuß -`

Die Andren tun es - mit einem Wort, durch ihr Fragen, mit ihrem Nichtverstehen, mit ihrem Schweigen, mit ihrem Verstummen, mit ihrem Schlafen, mit ihrem Nicht-Sehen, Nicht-Hören-, Nicht- Folgenkönnen - mit - mit ihrem Einschlafen -

Sagt noch den armseligen Menschen, die von andren geschickt worden sind, die 'zu ihm hergekommen waren' - sieht hinter ihnen - den Hohen Priester, die Hauptleute des Tempels - die Ältesten - sagt:
'Dies ist eure Stunde - und die Macht der Finsternis!'

Er geht mit ihnen
Es ist so weit